

„Also das ist ja auch immer so ein Geben und Nehmen“

Fürsorgevorstellungen junger Erwachsener in Bayern

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades der Sozialwissenschaftlichen Fakultät

der Ludwig-Maximilians-Universität München

vorgelegt von Maik Stöckinger geb. Krüger

2019

Erstgutachterin: Prof. Dr. Paula-Irene Villa Braslavsky

Zweitgutachter: Prof. Dr. Karl Lenz

Tag der mündlichen Prüfung: 01. Oktober 2019

This is the author's version of the work. The definitive version was published as "Care anders denken. Vorstellungen junger Erwachsener zur Gestaltung von Fürsorge" in 2020 by transcript Verlag. The text is posted here by permission of transcript Verlag for personal use only, not for redistribution.

Inhalt

1. Einleitung.....	8
2. Care und Gender – Stand der Forschung	10
2.1 Care – Was ist gemeint?	10
2.2 Care, Gender, Gesellschaft.....	18
2.3 Die Care-Krise heute.....	23
2.4 Care: Gabe, Reziprozität, Beziehung	27
2.5 Care und Jugend.....	32
3. Datenerhebung und Datenauswertung.....	37
4. Vorstellungen junger Erwachsener von Fürsorge.....	51
4.1 Vorstellung der einzelnen Gruppen	52
4.2 „Bei mir ist so als erstes in den Kopf geschossen“ – Nächstliegende Gedanken	66
4.3 „Was kann alles Fürsorge sein?“ – Entwirren eines komplexen Themas ...	82
4.3.1 „Aber irgendwie kann man aus allem was rein interpretieren, oder?“ - Zur situativen und individuellen Abhängigkeit von Fürsorgedefinitionen.....	82
4.3.2 Angewiesenheit, Vertrauen, Verantwortung	86
4.3.3 Freiwilligkeit und der Blick auf andere	105
4.4 Zwischenfazit: Care als Beziehung und die De-Thematisierung von Geschlecht.....	119
Exkurs: Bildinterpretation „Putzeimer“	125
5. Vorstellungen junger Erwachsener von Kontexten der Fürsorge	128
5.1 „Ja ich find ja das mit dem Sozialstaat eigentlich schon gut, aber“ – Für und Wider staatlicher Fürsorge	128
5.2 „Soziale Berufe“ – Fürsorge als Beruf	138

5.3	„Auch wenn das ein total fremder ist“ – Fürsorge für Nahestehende und Unbekannte.....	146
5.3.1	Fürsorge in Familie und Gemeinschaft – Familie als Ort von Vergeschlechtlichungen	147
5.3.2	Ehrenamt und Spenden	156
5.4	Zwischenfazit: (De-)Thematisierungen von Geschlecht in den Fürsorgekontexten	162
6.	Vorstellungen junger Erwachsener von Fürsorgebeziehungen	165
6.1	„Das ist halt so ein Geben und Nehmen“ – Erwartungen in der Fürsorge	166
6.1.1	„Geben und Nehmen“ oder „einfach sozial sein“? – Argumentationen und Widersprüche in den Aussagen junger Erwachsener.....	166
6.1.2	„Dann kann ich irgendwann mal von dem vielleicht dann profitieren“ – Nutzen und Nutzenkalküle in der Fürsorge	174
6.2	„Wir haben ja so Normen“ – Norm der Reziprozität in der Fürsorge	184
6.2.1	„Normen und Werte sind der Ursprung der Fürsorge“ – Reziprozitätsnorm und Komplementarität.....	185
6.2.2	„Aus purer Leidenschaft, und Werte und Normen“ – Reziprozitätsnorm und Wohltätigkeitsnorm	187
6.2.3	Fazit zur Norm der Reziprozität in der Fürsorge	192
6.3	„Die beste Fürsorge hast eigentlich in der Familie“ – Reziprozität und (Verwandschafts)Beziehungen	194
6.3.1	Generalisierte, balancierte und negative Reziprozität	195
6.3.2	Sektorale Betrachtung von Reziprozität	200
6.3.3	Weitere Faktoren.....	202
6.3.4	Fazit zu Reziprozität und emotionaler Bindung	206
6.4	„Dann gibst mir halt irgendwann mal was“ – Die Ökonomie des symbolischen Tauschs	208

6.4.1	Symbolischer und ökonomischer Tausch.....	209
6.4.2	Symbolischer Tausch in der Familie	212
6.4.3	Religiöse Gaben.....	214
6.4.4	Fazit zur Fürsorge als symbolischer Tausch	217
6.5	„Kommt drauf an, glaub ich, auf die Situation“ – Dimensionen von Reziprozität in der Fürsorge.....	218
6.5.1	Die Sachdimension	221
6.5.2	Die Sozialdimension.....	223
6.5.3	Die Zeitdimension	226
6.5.4	Fazit zur dimensional Betrachtung von Fürsorge	228
6.6	Zwischenfazit: Die ‚Waage der Reziprozität‘ in der Fürsorge	229
7.	Caredeutungen junger bayerischer Erwachsener: Kontextuelle Vergeschlechtlichung und Ambivalenz zwischen Freiwilligkeit und gesellschaftlicher Pflicht.....	235
Anhang	255
	Die Stimulusbilder und ihre Quellen.....	255
	Tabellarische Übersicht zu den erhobenen Gruppen.....	259
	Das Sozialdatenblatt zur Abfrage einzelner Personendaten	271
	Literaturverzeichnis	272

Dank

Ich bedanke mich als erstes bei Corinna Stöckinger, die mir immer beistand während der Erstellung dieser Arbeit. Ebenso danke ich meiner Familie, die diesen Weg letztlich ca. 38 Jahre begleitete, mit allem was auch an Schwierigkeiten dazu gehörte.

Danken möchte ich auch Paula-Irene Villa Braslavsky, ohne die ich dieses Forschungsprojekt gar nicht durchgeführt hätte und die mich den gesamten Entstehungsprozess über geduldig begleitete. Das Projekt war der (aktuell) letzte Abschnitt meiner Forschungszeit, bis zu dem mich im Wesentlichen auch Karl Lenz, Regine Gildemeister, Jörg Strübing und Peter Pawelka begleiteten und die alle ganz speziellen Einfluss auf mein Denken hatten und haben. Danke auch Ihnen!

Sehr herzlich möchte ich mich auch bedanken bei Angelika Schönwaldt und Manuel Dieterich, die Vorversionen dieser Arbeit in Gänze gelesen und kritisch kommentiert haben. Manu, danke auch für deine tiefe Freundschaft!

Die Liste der Personen, die in irgendeiner Form, sei es wissenschaftlich, freundschaftlich, erzieherisch, liebend oder anderweitig begleitet haben, ist lang. Ich möchte dennoch einen Versuch wagen, sie hier mindestens zu nennen:

Allen Teilnehmenden und Organisierenden der Gruppendiskussionen, Andreas Schulz, Anja Kinzler, Barbara Thiessen, Béatrice Alischer, Eva-Maria Bub, Gabriele Chiogna, Giorgia Marcolini, Heidrun Klein, Hella von Unger, Imke Schmincke, Isabella Wehdanner, Julia Feiler, Karin Jurczyk, Kathrin Peltz, Katja Hericks, den Kolloquien in Dresden und München, Lea Schütze, Luisa Streckenbach, Marlene Müller-Brandeck, Maria Rerrich, Michael Hutzler, Michael Stiegler, Sabrina Schmitt, Sarah Kaschuba, der Redaktion des Soziologiemagazins, Susanne Schmitt, Tatjana Schönwälder-Kuntze, Tristan Dohnt, Ursula Offenberger, Yves Jeanrenaud, Yvonne Berger. Danke euch allen!

Zu guter Letzt danke ich auch dem DJK Pasing und Demokratie in Bewegung, die meine Gedanken während des Forschungsprozesses oft zerstreuten – im positiven wie im negativen Sinne. ☺

1. Einleitung

„Jeden Tag hör' ich Geschichten, die das Leben erzählt,
Ein reicher Mann ist arm, wenn er keine Menschlichkeit besitzt,
Dieses Leben ist ein Geben und Nehmen,
Es ist egal, was Du besitzt, denn am Ende bleibt Dir Nichts.“
Bushido, „Geschichten die das Leben erzählt“, 2012

„Eine Hand wäscht die andere“ und „Geben und Nehmen“ sind Redewendungen, die wir aus dem Alltag kennen. Für Bushido geht es im Leben darum, Dinge zu teilen und nicht nur in den eigenen Besitz übergehen zu lassen. Das Anhäufen von Reichtum macht wenig Sinn, weil man am Lebensende damit nichts mehr anfangen kann. Wichtiger ist ihm, so ist dem Refrain zu entnehmen, Menschlichkeit zu besitzen. Diese Menschlichkeit drückt sich darin aus, anderen auch etwas zu geben und nicht nur zu nehmen.

Eine ähnliche Bedeutung kommt der Redewendung „Eine Hand wäscht die andere“ zu, die von einem Teilnehmer der vorliegenden empirischen Studie mehrfach genannt wurde. Hierbei geht es darum, sich gegenseitig nicht unbedingt die Hände zu waschen, sich aber zu helfen oder sich einen Dienst zu erweisen. So helfen sich Nachbar*innen mit kleineren Packungen Lebensmitteln aus oder befreundete Menschen schulden sich Gefälligkeiten. Man greift sich unter die Arme, ist für einander da. All dies und noch viel mehr sind die Inhalte dessen, was junge Erwachsene aus Bayern unter Fürsorge fassen.

Das vorliegende Buch entstand als Dissertation¹ an der Ludwig-Maximilians-Universität München im Rahmen eines Forschungsprojektes mit dem Titel *„Heute nicht mehr, und wenn auf'm Land“ – Vorstellungen junger Erwachsener (in Bayern) zur Gestaltung von Fürsorge*. In 13 Gruppendiskussionen wurden 16- bis 30-Jährige gefragt, was sie unter Fürsorge verstehen. Eine viel verwendete Redewendung ist, dass es sich um ein „Geben und Nehmen“ handelt, Fürsorge also nicht bedeutet, nur für andere da zu sein.

¹ Die Dissertation mit dem Titel *„Also das ist ja auch immer so Geben und Nehmen“*. *Fürsorgevorstellungen junger Erwachsener in Bayern* wurde 2019 eingereicht und betreut und bewertet von Paula-Irene Villa Braslavsky und Karl Lenz.

Fürsorge/Care ist auch nicht ausschließlich an eine Berufsausbildung oder an elterliche und partnerschaftliche Liebe oder an caritative Gaben gebunden. Fürsorge ist weit umfassender, wie der folgende Text zeigen wird.

„Geben und Nehmen“ deutet außerdem an, dass es hier ganz grundsätzlich um ein soziales Miteinander geht. Mit Hilfe der Gruppendiskussionen hat sich eine Möglichkeit aufgetan, Care/Fürsorge anders zu denken, neu zu denken. Das Forschungsprojekt, innerhalb dessen diese Schrift entstand, hat natürlich speziellere Thesen angelegt, die der Frage nachgehen, wie es sein kann, dass Care auch im 21. Jahrhundert noch vorwiegend von Frauen in zumeist prekären Verhältnissen geleistet wird, obwohl so viele Menschen ihr Verhalten und ihr Denken für „modern“ (vgl. u.a. Koppetsch und Burkart 1999) halten. Die Frage aber, die den teilnehmenden jungen bayerischen Erwachsenen gestellt wurde, wurde im ersten Schritt bewusst offen formuliert, um eine möglichst freie Entfaltung der Vorstellungen zu ermöglichen.

Die Arbeit beginnt in Kapitel 2 mit der theoretischen Einführung sowohl in den Forschungsstand sozialwissenschaftlicher Careforschung, als auch in die damit verschränkte Geschlechterforschung. Beides wird in einem Unterkapitel zur sogenannten Care-Krise weitergeführt. Da der Prozess zur Entstehung dieser Arbeit stark von Reziprozitätstheorien tangiert wurde, erfolgt sodann eine knappe Darlegung dieses Stranges sozialwissenschaftlicher und anthropologischer Forschung, bevor zum Abschluss dieses Kapitels ein Blick auf jugendsoziologische Aspekte geworfen wird. Kapitel 3 befasst sich mit den für diese Arbeit relevanten Grundlagen der Datenerhebung und –auswertung.

Die Kapitel 4, 5 und 6 sind allesamt empirisch begleitet, wobei diese Begleitung von Kapitel zu Kapitel abnimmt, während eine theoretische Begleitung dabei zunimmt. Dies äußert sich darin, dass Kapitel 4 zuerst einmal das Material sortiert und die grundlegenden Gedanken der Befragten zur Fürsorge beschreibt. Kapitel 5 nimmt eine leichte Verengung durch eine materialbasierte Kontextualisierung von Care vor.

Kapitel 6 liefert dann die empirisch schon in den beiden vorigen Kapiteln vorbereitete Beschäftigung mit einer Auswahl reziprozitätstheoretischer Perspektiven und beginnt mit der Darlegung des „Geben-und-Nehmen-Prinzips“. Klassische und neuere Reziprozitätstheorien behandeln, scheinbar ohne es zu merken, überwiegend Themen, die

die jungen Erwachsenen aus Bayern unter Fürsorge verhandeln. Dies macht die Relevanz dieser Theorien für den Care-Diskurs ebenfalls deutlich. Dieses sechste Kapitel stützt sich auf vier von mir als zentral erachtete Theoretiker, wobei die Unterkapitel weiter mit dem empirischen Material verflochten werden. So ergibt sich schon nebenher die Verknüpfung von Fürsorge und Reziprozität. Kapitel 7 bildet dann inhaltlich den Abschluss dieser Arbeit, wo auch über Grenzen des Vorgehens und Möglichkeiten theoretischer Anschlüsse an das bis dahin entfaltete Reziprozitätskonzept in der Fürsorge nachgedacht wird.

2. Care und Gender – Stand der Forschung

Diese Arbeit beschäftigt sich mit den Vorstellungen junger bayerischer Erwachsener von Fürsorge, weshalb mit einer Darlegung des sozialwissenschaftlichen Care-Diskurses begonnen wird. Der erste Abschnitt klärt, was unter dem Begriff *Care* überhaupt verstanden werden kann und welches Verständnis Grundlage der vorliegenden Arbeit ist. Im zweiten Teil wird auf die gesellschaftliche Bedeutung von Care sowie die Verknüpfung mit Geschlechtlichkeit eingegangen. Anschließend wird die sogenannte aktuelle *Care-Krise* beschrieben. Als Ergebnis der Analyse des Datenmaterials und weiterer Recherche wurden mir Verbindungen zu Theorien über Gabe und Reziprozität deutlich, die in Kapitel 2.4 vorgestellt werden. Im letzten Abschnitt dieses zweiten Kapitels wird ein Blick auf die jugendsoziologische Literatur geworfen.

2.1 Care – Was ist gemeint?

Meine Ausgangsfrage bei Start des Forschungsprojektes war: Was ist Care eigentlich? Eine Möglichkeit ist, Care als „Dachbegriff“ (Aulenbacher und Dammayr 2014c, S. 126) zu sehen, als eine Ansammlung verschiedenster Themen und Unterbegriffe. Behandelt werden dabei vor allem Themen rund um die Pflege alter und kranker Menschen, Kindererziehung, Hausarbeitsteilung, Wohlfahrtsstaat, Ethik und Praxis von Fürsorge.

In der Regel ist der Care-Diskurs eingebettet in Geschlechterfragen, was vor allem darin begründet ist, dass er durch „ein genuin feministisches Anliegen der Frauen- und Geschlechterforschung“ gekennzeichnet ist (Gerhard 2014, S. 67). Ein Anliegen von

Frauenforschung war und ist es, Hausarbeit sichtbar zu machen, denn dies ist die Arbeit, die vor allem von Frauen geleistet wurde und wird. Gisela Bock und Barbara Duden beschreiben die Hausarbeit als „relativ neuen Ursprungs“, den sie im 17. Jahrhundert sehen und mit den Anfängen des Kapitalismus in Verbindung bringen (Bock und Duden 1977, S. 122). Insofern ist eine Kritik an der Vergeschlechtlichung der Arbeitsteilung zumeist auch eine Kritik an kapitalistischen und/oder neoliberalen Gegebenheiten sowie an geschlechtsbezogenen Herrschaftslogiken (Aulenbacher 2014; Fraser 2016; Jaggar und McBride 1989; Jürgens 2008; Klinger 2014; Ungerson 1987; Winker 2015; vgl. auch Kapitel 2.2). Care wird außerdem thematisiert in Überlegungen zu unterschiedlichen Ausformungen des Wohlfahrtsstaates (Daly und Lewis 2000; vgl. Esping-Andersen 1990; Hochschild 1995; König 2007; Leitner et al. 2004; Madörin 2011; Österle 2014; Sainsbury 1994; Saraceno 2008), wo oftmals mit Modellen gearbeitet wird, die Regelungen und Gestaltungen staatlicher und familialer Fürsorge in verschiedenen Ländern der Welt darstellen (dazu mehr in Kapitel 2.3). Diese Überlegungen sind also vor allem auf einer Makroebene angesiedelt², die gesamtgesellschaftliche oder sogar globale Zusammenhänge betrachtet.

Ilona Ostner sieht Forschungsbedarf eher bei den Mikroanalysen zu Care (Ostner 2011, S. 470). Auf der Mikroebene wird häufig über die Beziehungsebene der Beteiligten nachgedacht. Hier kehrt auch die Zweiteilung wieder, die häufig auf der Ebene der Erforschung von Wohlfahrtsstaaten vorgenommen wird, nämlich die Unterscheidung zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit. Dieser Dualismus erscheint notwendig, um auf die speziellen Gegebenheiten von Carearbeit und deren sich verändernde Ausgestaltung im gegenwärtigen, marktförmig organisierten Care-Regime sowie den sich ändernden Familienformen hinweisen zu können (Brückner 2011b; Kohlen und Kumbruck 2008; Schmidt 2017; Senghaas-Knobloch 2008; Waerness 2000). Betont wird hierbei die zwischenmenschliche Abhängigkeit in Carebeziehungen, die nicht endgültig rationalisiert werden kann, sofern eine ausreichende, gute Fürsorge gewährleistet werden soll. Care und insbesondere das beziehungsorientierte Mehr stehen damit immer irgendwie in einem Spannungsverhältnis zu ökonomischem Denken, ordnen sich letztlich diesem aber unter, woraufhin es zu einer Care- oder auch Reproduktions-Krise gekommen ist (Jurczyk 2010; Jürgens 2010; Thiessen 2015). Diese Krise ist aber

² Auch Daly und Lewis betrachten Care vor allem aus dieser Perspektive, auch wenn sie sie mit der Mikroebene verbinden wollen.

eigentlich nicht neu, da Sorgearbeit immer schon verrichtet wurde, überwiegend prekär von überwiegend Frauen. Sie war nur verborgen und „rückt ins Rampenlicht“ (Klinger 2014, S. 102).

Weitere Forschungen mit unterschiedlichen Verbreitungen wenden sich inhaltlich unter anderem *global care chains* (Aritzsch und Schmidbauer 2010; Lutz 2007; Lutz und Palenga-Möllenberg 2014; Nöbauer 2017), Vaterschaft (Fthenakis 1999; Hofmeister et al. 2009; Villa und Thiessen 2009), Anerkennungsfragen (Wimbauer 2005, 2014) und Care-Ethik zu (Biller-Andorno 2001; Conradi 2001; Krieger 2016; Noddings 1984, 2010; Rosenberger 2014; Schuchter 2016; Toppe 2010) zu.

Sowohl die methodischen als auch die inhaltlichen Schwerpunkte sind vielfältig und liefern ein differenziertes Bild zu Care – wobei ich die Diskussion um eine Übersetzung des Wortes *Care* ins Deutsche hier außen vorlasse. Ich habe mich auf *Fürsorge* festgelegt, da es den facettenreichen Begriff des Sorgens beinhaltet und mit dem Beiwort *für* auch eine zwischenmenschliche Dimension aufruft. Die ganze Bandbreite der Careforschung wird deutlich im 2017 neu gegründeten *International Journal of Care and Caring*, in dem Yeandle et al. einleitend all das aufführen, was im Fokus des neuen Journals steht:

„The new journal's remit and focus includes all aspects of care given or provided to persons with disability, poor health or long-term or terminal care needs. It includes the paid and unpaid work of care, and the systems, relationships, policies, practices and legal frameworks that shape care and caring at local, national and international levels. Conceptually, care and caring can be situated along a set of intersecting axes that contribute to the particular challenges of analysing and interpreting empirical data in this field. Care is both a public and a private concern; it affects family members and paid workers; it concerns labour and love; it involves intimate practices, technical skills and challenging tasks that must respect a care recipient's dignity and comply with externally determined quality standards; and it is delivered 'in the moment' but may be the product of a lifetime of interactions.“ (Yeandle et al. 2017, S. 8 f.)

Die Verständnisse von Care, die in der bisher genannten Literatur Verwendung finden, sind für eine Fragestellung, die auf die offene Ermittlung von Deutungsmustern zu Fürsorge abzielt, zu spezifisch. Daher war ich auf der Suche nach umfassenderen Definitionen.

Solche Definitionsversuche schwingen nicht selten auch in der Beschäftigung mit dem Ethos fürsorglicher Praxis wie unter anderem bei Eva Senghaas-Knobloch oder auch Kari Waerness mit, weil sie die Beziehungsebene hervorheben, also auf das Zusammenleben der Menschen eingehen. Für die Datenerhebung wurden die Ansätze von

Tronto (1993, 2000, 2017) und Klinger (2014; Gerhard und Klinger 2013) herangezogen. Joan Tronto ist Politikwissenschaftlerin und denkt demokratietheoretisch über Care nach. Basis ihrer Überlegungen ist die Feststellung, dass in Demokratien Menschen von Teilhabe ausgeschlossen sind oder marginalisiert werden und Menschen in „Macht(-positionen)“ Barrieren für die andere schaffen (Tronto 2000, S. 26 f.). Tronto geht es also vorrangig um die Integration aller Menschen in demokratische Prozesse und es geht um soziale Ungleichheit (vgl. Tronto 2014). Sie entwirft eine Vision zur Überwindung dieser Ungleichheit, bei der es vor allem darauf ankommen wird, wie die ‚Mächtigen‘ auf Teile ihrer Macht verzichten. Einen Machtverlust werden diese kaum freiwillig hinnehmen und es mit Zwang zu versuchen schwebt Tronto nicht vor. Ihre Lösung ist ein Aufruf zu fürsorglicher Praxis, die das Sorgen um sich und die eigene Umwelt zum Ziel hat. Zusammen mit Berenice Fisher liefert sie eine umfassende Definition von Care.

„On the most general level, we suggest that caring be viewed as a species activity that includes everything that we do to maintain, continue, and repair our ‘world’ so that we can live in it as well as possible. That world includes our bodies, our selves, and our environment, all of which we seek to interweave in a complex, live-sustaining web.“ (Fisher und Tronto 1990, S. 40; Tronto 1993, S. 103; Herv. i. O.)

Care ist somit eine kollektive Aktivität des Sorgens um unsere Welt, die sich an bedürftige Menschen richten kann und auch an Gegenstände, Tiere und Natur. Fürsorgliche Praxis beginnt mit dem Denken an die eigene Eingebundenheit in unsere (Um-)Welt, die auch der Staat ist. Tronto plädiert dafür, dass wir andere Menschen im Lande nicht einfach nur als Menschen sehen, mit denen wir sonst nichts weiter zu tun haben, weil wir uns nur auf unseren Nahkreis fokussieren. Care bedeutet für sie, dass auch entfernte Lebewesen und Dinge in unser Leben über ein komplexes Netz eingeflochten sind und unsere Aufmerksamkeit benötigen (Tronto 2000, S. 28 ff.).

Fisher und Tronto (1990) arbeiten vier Phasen von Care heraus, die zwischen zwei Seiten stattfinden: 1. *caring about* (die Wahrnehmung von Care-Bedürfnissen), 2. *caring for* (die Übernahme von Verantwortung für die identifizierten Bedürfnisse), 3. *care-giving* (die Handlung der Gabe von Fürsorge/Care), 4. *care receiving* (die Rückmeldung auf die Handlung in Phase 3). Gerade Phase vier beinhaltet die Frage, ob die Fürsorgehandlung zum erwünschten Ergebnis geführt hat oder nicht, ob also die in Phase 1 festgestellte Bedürftigkeit gelindert wurde. Mit der Beantwortung dieser Frage lässt sich Care in gute und schlechte Fürsorgepraxis unterscheiden (vgl. Tronto 2017,

S. 31). Für Tronto ist diese Unterscheidung wichtig, „da andernfalls versucht werden könnte, unrechtes Handeln mit Fürsorglichkeit zu entschuldigen“ (Tronto 2000, S. 28).

Diese vier Phasen machen jedoch noch keine Demokratie fürsorglicher Praxis aus, weshalb Tronto 2013 eine fünfte Phase hinzufügte: *caring with* (vgl. Tronto 2017, S. 32). Die ersten vier Phasen können immer wieder ablaufen, ohne dass Phase fünf eintritt. Solange es bei diesem Kreislauf bleibt, ist Care nicht verinnerlicht und in gesellschaftliche Automatismen übergegangen.

„When, over time, people come to expect that there will be such ongoing engagements in care processes with others, then we have arrived at caring with. The virtues of such caring with are trust and solidarity. Trust builds as people realise that they can rely upon others to participate in their care and care activities. Solidarity forms when citizens come to understand that they are better off engaged in such processes of care together, rather than alone.“ (Tronto 2015, S. 28)

Erst wenn die Menschen Vertrauen darin haben, Teil einer *caring democracy* zu sein, in der die Menschen sich um einander sorgen, kann Solidarität entstehen. Man kann dieses Zitat so lesen, dass Care nicht nur einen Gegensatz zu individuellen Aktivitäten bildet (vgl. Tronto 2000, S. 27), sondern auch zu Egozentrismus und Egoismus.

Für die Philosophin Cornelia Klinger ist aber selbst Trontos Verwendung des Begriffs Care noch zu eng, da er und viele andere Begriffsverwendungen auch „auf Pflege-Tätigkeiten mit eindeutigem Subjekt-Objekt-Bezug, also aktiv-passiv-Relationen fokussieren“ (Gerhard und Klinger 2013, S. 268). Sie bringt den Begriff der Lebenssorge in den Diskurs ein, der für sie den gesamten Lebenszyklus umfasst (vgl. Klinger 2014, S. 83). Wie in anderer Literatur verbreitet, umfasst Care für Klinger auch die Pflege von kranken und alten Menschen und Menschen mit Behinderung. Aber es geht ihr nicht nur um diese recht offensichtlichen Bedarfe, sondern auch um das gesamte Leben, welches immer das Risiko von Verletzlichkeit mit sich bringt. Das Leben besteht aus Ungewissheiten, aus Kontingenz wie sie es nennt, denen wir mit Aufmerksamkeit begegnen müssen. Die Sorge um das Leben beinhaltet nicht nur den eigenen oder auch fremden Körper, nicht nur die eigene oder fremde Seele, sondern darüber hinaus auch Lebewesen und Natur, mit denen wir in Relation stehen. „Sorge ist ein lebensleitendes und –begleitendes Prinzip, es ist Lebensführung.“ (Klinger 2014, S. 84). Klinger geht es aber vor allem auch um die Überwindung verbreiteten Denkens.

„Lebenssorge impliziert ein anderes Zeitverständnis (zyklisch statt linear) und ein anderes Menschenbild (reziprok statt Subjekt-aktiv vs. Objekt-passiv).“ (Gerhard und Klinger 2013, S. 268)

Care ist für sie nicht mit Aufhebung temporärer Bedürfnisse beendet, die Trontos erste vier Phasen implizieren. Mit der Einführung der fünften Phase, die die ersten vier Phasen auf Dauer stellen, sind sich Tronto und Klinger dann aber sehr nah gekommen. Klinger will darüber hinaus noch den Fokus auf die Asymmetrie aufheben, der bei Tronto weiterhin mitschwingt, da das Vorhandensein von Bedürftigkeit in Phase eins Voraussetzung ist. Hier werden nun allerdings zwei Gedanken miteinander vermischt: Asymmetrie und Reziprozität.

Asymmetrie, so ist immer wieder zu lesen, ist zentraler Bestandteil einer Fürsorgebeziehung, die aus der Abhängigkeit und Verletzlichkeit der Care-Empfangenden abgeleitet wird (vgl. Aulenbacher und Dammayr 2014c, S. 128). Reziprozität wird nun in Abgrenzung zu ökonomischem Tausch ins Spiel gebracht und wohl simpel als Wechselseitigkeit gedacht. Selten gibt es genauere Ausarbeitungen darüber, was unter Reziprozität verstanden wird. Eine Ausnahme bildet Elisabeth Conradi, die den Begriff aus philosophischer Perspektive betrachtet und als Teilaspekt von Gerechtigkeit diskutiert (vgl. Conradi 2001, 2002). Sie ist der Meinung, dass „ein pflichtenethisches Verständnis von Reziprozität einer Formulierung von *Care* im Wege“ stehe (Conradi 2001, S. 63; Herv. i. O.), weil „das Schenken von Achtsamkeit weder auf der Reziprozität noch auf der Symmetrie eines Verhältnisses“ basiere (Conradi 2001, S. 57), sondern auf Zuneigung, Aufmerksamkeit und Wohltätigkeit in asymmetrischen Beziehungen (oder Situationen). Demnach müsste Reziprozität im Care-Diskurs eigentlich ausgeschlossen werden, was allerdings nicht der Fall ist. Christa Schnabl, die sich ebenfalls mit Gerechtigkeitsethik beschäftigt, differenziert zwischen Symmetrie und Reziprozität. Symmetrisch sind Beziehungen für sie, wenn die Erwiderung auf eine Handlung die gleiche Form der Handlung darstellt. Reziprozität ist für sie eine Erwiderung in anderer Form, also beispielsweise Dankbarkeit oder Geld als Erwiderung einer fürsorglichen Handlung. Schnabl räumt somit ein, dass Fürsorge in „Reziprozitätszusammenhänge eingebettet“ sein kann (Schnabl 2005, S. 60). Diese Abgrenzung von Reziprozität und Fürsorge wird allerdings eher selten vorgenommen. So schreibt Christel Eckart mit Bezug auf Nel Noddings, dass Reziprozität in der Fürsorge, anders als im Vertragsmodell, „durch die Akzeptanz der Beziehung“ entsteht (Eckart 2000, S. 19). Die Autorinnen beschreiben Reziprozität als ein Beziehungselement, welches nicht rationalisierbar ist und sich damit der Vermarktlichung entzieht (vgl. Brückner 2012b, S. 8, 2015, S. 28; Riegraf 2014a, S. 165 f.; Senghaas-Knobloch 2008, S. 228). Eine andere Verwendung des Begriffes Reziprozität finden wir bei Kerstin Jürgens (vgl. Jürgens

2010, S. 578 f.) und Kari Waerness (vgl. Waerness 2000, S. 55), die den Begriff als Ausgeglichenheit zwischen Leistung und Gegenleistung in (Care-)Berufen verstehen. Ein einheitliches Bild zu Reziprozität in Care gibt es bisher nicht und in aller Regel wird der Begriff auch nicht weiter beschrieben, da Autoren und Autorinnen scheinbar eine klare Vorstellung von ihm haben, die nicht erläutert werden muss³.

Michael Stiegler und Tatjana Schönwälder-Kunze nähern sich dem Care-Begriff noch einmal aus einer etwas anderen Richtung, indem sie fragen, welche Denkmuster dem gegenwärtigen Care-Diskurs zugrunde liegen. Sie konstatieren, dass der „prominente gängige Diskurs mit wenigen Ausnahmen innerhalb eines tauschökonomischen Paradigmas stattfindet“ (Stiegler und Schönwälder-Kunze 2017, S. 20), da die Literatur einem Postulat der Zweckgerichtetheit und der Hierarchie folgt. Zum einen sei zu beobachten, dass Care zumeist innerhalb eines Rationalitätsdenkens betrachtet werde, selbst dann, wenn angenommen werde, dass Care nicht endgültig zweckrational sei. Damit begeben man sich in einen Rationalitätsdiskurs, in dem man dann lediglich mit den Mitteln dieses Diskurses argumentieren könne. Mit Frigga Haug sind Stiegler und Schönwälder-Kunze der Meinung, dass diese Verwendung des Care-Begriffes „wie ein diskursiver Schachzug funktioniert, der zur Subsidiarität hierarchisch-ökonomischer Ordnungsstrukturen unreflektiert beiträgt“ (Stiegler und Schönwälder-Kunze 2017, S. 22). In ihrem Zwischenfazit geben sie eine Definition von Care, die ihrem Verständnis nach in der wissenschaftlichen Literatur dominant ist:

„Mit ‚Care‘ werden im wissenschaftlichen Gebrauch Phänomene bezeichnet, die sich je als zweistellige Praxis auffassen lassen, in denen ein Relatum in der Lage und ggf. dazu aufgefordert ist, ein Defizit des anderen auszugleichen.“ (Stiegler und Schönwälder-Kunze 2017, S. 26; Herv. i. O.)

Diese Definition beinhaltet eine Asymmetrie zwischen den beteiligten Seiten und eine Zweckgerichtetheit der Care-Aktion, also eine Tat, um ein Defizit auszugleichen. Mit Joan Tronto argumentieren Stiegler und Schönwälder-Kunze, dass die Missstände im Care-Sektor mit diesen Herangehensweisen nicht behoben werden könnten, da Care nicht als Mittel der Überwindung gedacht werde. Sie machen einen Definitionsvorschlag, der Care nicht auf tauschökonomische Interpretationen reduzieren soll und

³ Zur Kritik an der Verwendung des Begriffes Reziprozität in wissenschaftlicher Literatur zu Care siehe Krüger 2018.

auch symmetrisch gedacht werden kann, da eine gegenseitige Aufmerksamkeit in die Konzeption einfließt.

„Care‘ ist im Kern *auf etwas oder eine Person gerichtete aufmerksame, aber zweckfreie Relation, die allen ‚Care‘-Praxen notwendig zugrundeliegt*. Sie fordert keine Kenntnis des Anderen, keine Reziprozität und verfolgt keinen außer in ihr liegenden Zweck.“ (Stiegler und Schönwälder-Kunze 2017, S. 30; Herv. i. O.)

Reziprozität wird hier gedacht als Tausch, bei dem beide Tauschgegenstände oder – handlungen gleichwertig sind. Dies richtet sich vor allem gegen jene Ausarbeitungen, die Entlohnung von Careberufen thematisieren. Anzumerken ist an dieser Stelle, dass auch Stiegler und Schönwälder-Kunze Reziprozität nicht definieren, sondern eine eigene, wohl als verbreitet erachtete Bedeutung des Begriffes, verwenden. Care ist in dieser Definition gedacht als Aufmerksamkeit für andere, die nicht in einer Tätigkeit resultieren und auch nicht auf das Beheben eines Defizits gerichtet sein muss.

Erkennbar wurde die Vielfalt der Perspektiven auf den Begriff Care. Diese Perspektiven sind allerdings wissenschaftliche Sichtweisen und Herangehensweisen, die bisher noch keine Aussage darüber machen, welche Vorstellungen von Fürsorge/Care Menschen außerhalb der Wissenschaft eigentlich haben. An dieser Stelle setzt das Forschungsprojekt an. Es erfragt insbesondere die Deutungen junger kinderloser Erwachsener, die Fürsorge bisher vor allem passiv erlebt haben und zukünftig vermutlich einen aktiveren Part einnehmen werden, indem sie sich um andere Menschen sorgen werden.

Für den Beginn der Erhebungsphase war die Festlegung auf eine bestimmte Care-Definition als Denkraum notwendig, wobei das offene Erhebungsdesign auch eine eher offene Definition erforderte. Daher stützte ich mich zu Beginn des Projektes (2015) zunächst auf den sehr breiten Ansatz von Tronto, der das Sorgen um Gegenstände mitdenkt, schenkte dem Phasenmodell dabei aber wenig Beachtung. Relevant wurde diese Bezugnahme zunächst nur für die Auswahl des Stimulusmaterials, das eine gewisse Bandbreite an Interpretationsmöglichkeiten offenhalten sollte. Für eine qualitative theoriegenerierende Forschungsarbeit nach dem Forschungsstil Grounded Theory ist dies ein zufriedenstellender Ansatz.

2.2 Care, Gender, Gesellschaft

In Kapitel 2.1 wurde deutlich, dass Care eine ganze Menge Dinge und Handlungen des Lebens umfassen kann.

“[...] care and caring are: central to human life and relations; [...]” (Yeandle et al. 2017, S. 4)

Mit diesem Halbsatz bringen Yeandle et al. auf den Punkt: Care ist zentral für das menschliche (und eigentlich nicht nur dieses) Leben und für menschliche (und eigentlich nicht nur diese) Beziehungen. Care ist damit zentral nicht nur für das Individuum („human life“), sondern für die gesamte Gesellschaft, die durch die Beziehungen („relations“) mit ins Spiel gebracht wird.

Die gesellschaftliche Funktion von Care ist das Leben selbst. Mit Care kann und muss reagiert werden auf die Verletzlichkeiten im Lebensverlauf von Geburt bis Tod „sowie den dazwischen liegenden Fährnissen, Unfall, Krankheit, Behinderung, an denen sich die ständige Präsenz der Lebensgrenzen auch innerhalb der Zeit manifestiert“ (Klinger 2014, S. 83). Mit der Geburt eines Menschen beginnt seine Abhängigkeit von der Sorge anderer, ohne die das junge Leben nicht überlebensfähig wäre. Während sich diese Abhängigkeit mit zunehmenden Jahren für viele Menschen zuerst einmal zu verringern scheint, weil sie lernen, relativ autonom zurecht zu kommen, gilt dies nicht für alle Menschen. Augenscheinlich benötigen chronisch Kranke und Menschen mit Behinderung mehr Zuwendung als vermeintlich gesunde Menschen. Für „gesunde“ Menschen kehrt sich das Abhängigkeitsverhältnis mit der Fortdauer des Lebens zum Lebensende hin wieder um, da sie dann wieder mehr Fürsorge von anderen benötigen. Diese Beschreibung gilt für die nur allzu deutlichen Sorgeabhängigkeiten wie zum Beispiel die Pflege von Kindern und Alten und lässt das ebenfalls sehr alltägliche Trösten, Taschetragen, Überdiestraßehelfen, Liebkosen, Wertschätzen usw. außer Acht. Abhängigkeit darf hier allerdings nicht als das Gegenteil von Autonomie gesehen werden, „sondern als Anerkennung der Abhängigkeit und als Erfahrung mit ihrer verantwortlichen Gestaltung“ (Eckart 2000, S. 20). Abhängigkeit ist somit eine Ergänzung von Autonomie und umgekehrt (vgl. Globisch 2018, S. 61 f.). Verletzlichkeit bedarf eines sorgsam, verantwortungsvollen Umgangs mit dieser Verletzlichkeit, die, wie gezeigt wurde, ein Leben lang gilt.

Beschäftigen wir uns mit der Frage, wer sich denn eigentlich um andere sorgt und kümmert, gelangen wir direkt zu Geschlechterfragen, wie im vorigen Kapitel bereits

erwähnt wurde. Die Verknüpfung von Care und Geschlecht wird unter anderem hergestellt über die Unterscheidung in berufliche und familiäre Arbeit (vgl. u.a. Beck-Gernsheim 1993; zuerst 1980; Becker-Schmidt 2003, 2008), also Erwerbsarbeit und unbezahlte Sorgearbeit sowie durch eine Trennung von (männlicher) Öffentlichkeit und (weiblicher) Privatheit (vgl. u.a. Preglau 2009). Nach Max Preglau wurde bereits in der Antike der griechischen Polis zwischen der öffentlichen und der privaten Sphäre unterschieden, wobei Frauen und Sklaven aus der öffentlichen Sphäre ausgeschlossen und diese „dem männlichen freien Bürger vorbehalten war“ (Preglau 2009, S. 146). Im 18. Jahrhundert bekam diese Sphärentrennung bei gleichzeitig annähernd äquivalenter Geschlechtertrennung eine wissenschaftliche Vertiefung durch die Biologisierung der Geschlechterunterscheidung (Laqueur 1992). Mit ihrer Hilfe wurden im 19. Jahrhundert „die mit den physiologischen korrespondierend gedachten psychologischen Geschlechtsmerkmale“ als „Geschlechtscharakter“ bezeichnet (Hausen 1976, S. 363). Das, was zuvor bereits Jahrhunderte, vor allem im Bürgertum gelebt wurde, galt nun als wissenschaftlich bewiesen und tut es im verbreiteten alltäglichen Geschlechterdenken auch heute noch. Die Trennung zwischen männlicher Öffentlichkeit und weiblicher Privatheit weist dabei eine eindeutige Hierarchie zu Gunsten der männlichen Sphäre aus (Klinger 2014, 86 f.).

Der moderne Familientypus mit (Haus-)Arbeitsteilung setzte sich erst nach dem Feudalismus durch, in welchem Mann und Frau noch gemeinsam die Arbeiten verrichteten und für das Familieneinkommen sorgten. Im städtischen Bürgertum war der Typus der zu Hause verweilenden Frau frühestens im 17. Jh. vorhanden, es dauerte jedoch einige Jahrhunderte, bis er sich auch in der Arbeiterklasse durchsetzte (vgl. Bock und Duden 1977, S. 122 f.). Erst im 19. Jh. wurde die Arbeit zwischen Männern und Frauen in der breiten Gesellschaft so aufgeteilt, dass es dem (späteren) Alleinernährermodell entsprach. Durchsetzen konnte sich dieses Familienbild in der Arbeiterklasse unter anderem, weil eine Sehnsucht nach Freizeit vorhanden war: Sowohl für die Frauen als auch für die Männer. Die Frauen waren seither befreit von industrieller Arbeit, die Männer von der Hausarbeit.

Damit waren Frauen und ihre Arbeit der männlichen und als produktiv geltenden Sphäre entzogen, womit ihnen auch der unmittelbare Zugang zum Kapital verwehrt war. Wege zum Kapital wurden für Frauen in der Regel die Männer, womit deren Abhängigkeit von Männern und damit deren Macht über Frauen steigen musste – und

dies sowohl in der Öffentlichkeit als auch im Privaten. Die Hausarbeit von Frauen galt der produktiven Arbeit von Männern als nachgeordnet und damit allenfalls als *reproduktive* Arbeit. Maria Mies beschreibt eindrücklich feministische Bestrebungen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und die Widerstände, die Ansicht zu verschieben, Hausarbeit als sehr wesentliche Arbeit, als produktive Arbeit zu definieren (Mies 2009). Mit dem Begriff der *Hausfrauisierung* beschreibt sie die Ausbeutung indischer Frauen, indem deren Heimarbeit geringer entlohnt wird, da sie ohnehin „zu Hause saßen und ihre freie Zeit produktiv nützen könnten“ (Mies 2009, S. 167). *Hausfrauisierung der Arbeit* bedeutet aber auch, der *reproduktiven* Arbeit zu Hause keinen Wert beizumessen, wodurch sie überhaupt erst als *reproduktive* Arbeit deklassiert wird. Aber selbst wenn Frauen erwerbstätig sind, gilt, so Mies, die *Hausfrauisierung*, da sie bei gleicher Arbeit geringeren Lohn erhalten (*gender pay gap*). Der Umstand der zunehmenden Prekarisierung von Arbeit durch Teilzeitmodelle, Zeitarbeit und Auslagerung in Länder, in denen die Lohnkosten geringer sind, bedeutet für Mies, dass *Hausfrauisierung* nicht (mehr) nur für Frauen gilt, sondern für „Arbeiterinnen und Arbeiter“ (Mies 2009, S. 170).

Im 20. Jahrhundert nahm die Organisation von Care dann eine Wendung durch die Entstehung eines „bürgerlich-patriarchalen Lebenssorge-Regimes“ (Klinger 2014, S. 92 ff.). Bis in die 1930er Jahre hinein wurde die Hausarbeit der Frauen „ganz bewusst konzipiert als Beitrag zum Reallohn des Mannes“ (Duden 2009, o. S.). Der (deutsche) Staat begann damit, die Erziehung und (Aus-)Bildung zu steuern und etablierte ein öffentliches System von Kranken- und Altersversicherung. Damit ging die Entstehung entsprechender Einrichtungen, wie öffentliche Kindergärten und Krankenhäuser einher und der Staat wurde zum „Arbeitgeber der Frauen“ (Bock und Duden 1977, S. 172). Teile der vormals rein privat stattfindenden Fürsorge wurden somit aus den Familien herausgeholt und in staatlich beaufsichtigte öffentliche Organisationen eingliedert. Mit seinen deutlichsten Auswirkungen und Ausrichtungen totalitärer Regime in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sicherte sich der Staat Zugriff auf Lebensaspekte, die zuvor dem Privaten vorbehalten waren. Nach dem zweiten Weltkrieg strebte der Wohlfahrtsstaat in Westdeutschland die Entlastung der Familie bei gleichzeitiger „Unterstützung der Familie in ihren Lebenssorge-Funktionen“ (Klinger 2014, S. 93). Kerstin Jürgens schreibt, dass die Sphärentrennung, die bereits mit der Industrialisierung in Gang gesetzt wurde, in den 1950er/ 1960er Jahren ihren Höhepunkt in Deutschland fand.

„Das verheiratete Paar mit Kindern, das Familie und Beruf durch eine geschlechtshierarchische Arbeitsteilung ‚vereinbart‘, bildete in dieser Periode die dominante Lebensform, auf die sich sowohl sozialstaatliche Konzepte (Ehegattensplitting, Familienversicherung usw.) als auch Arbeitsrecht (Normalarbeitsverhältnis), Arbeitsmarkt (Vollzeit versus halbtägige Teilzeitbeschäftigung) und Tarifpolitik (Durchsetzung von Ernährerlöhnen) ausrichteten.“ (Jürgens 2010, S. 574)

Durch den sog. Familienlohn erhielten Unternehmen (bzw. auch der Staat) zwei Arbeitnehmer*innen: Den vor allem in der öffentlichen Sphäre arbeitenden Mann und die vor allem in der privaten Sphäre arbeitende Frau. Die Arbeit der Frauen blieb damit weiterhin unsichtbar (vgl. Bock und Duden 1977, S. 177). Die Entstehung von Sorgeberufen, die vor allem Frauen verrichteten, sowie die finanzielle Absicherung der Hausfrauen über den Familienlohn konnten „die grundsätzlichen Konstruktionsfehler dieses Systems“ nicht korrigieren (Klinger 2014, S. 94). Vielmehr mündeten sie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in eine weitere Transformation, in deren Verlauf es zu Entwicklungen kam und kommt, die zu „einer veritablen Care-Krise“ (Thiessen und Villa 2016) führten, was im folgenden Kapitel näher ausgeführt wird.

Auf einer ganz anderen Ebene lag die Debatte um eine „weibliche Moral“, die von Carol Gilligan (1982) formuliert wurde. Hier ging es weniger um die Darstellung und Erforschung „männlicher“ und „weiblicher“ Sphären als vielmehr um unterschiedliche Moralen, die den beiden Geschlechtern in binär-vereinfachender Weise zugeordnet wurden. Zwar schreibt die Autorin einleitend, dass es ihr nicht darum ginge, Generalisierungen über beide Geschlechter anzustellen, sondern verschiedene Denkweisen dazulegen (vgl. Gilligan 1993, S. 10). Das Buch aber, so legt Gertrud Nunner-Winkler dar, „suggestiert eine eindeutige Zuordnung von Moral und Geschlecht“ (Nunner-Winkler 2010, S. 82). Kern dieser viel beachteten, aber auch kritisierten These (vgl. Biller-Andorno 2001; Kumbruck et al. 2010; Nunner-Winkler 1994) ist die Behauptung, es gebe eine Fürsorge- und eine Gerechtigkeitsmoral, wobei erstere den Frauen und letztere den Männern zuzuordnen sei (vgl. Gilligan 1993, S. 209). Diese These wird von Gilligan später insofern verändert, als dass sie beide Moralen nicht gegenüberstellt, sondern nebeneinander und, dass sowohl Frauen als auch Männer diesen Moralen teilweise folgen würden. Allerdings, so Gilligan, treffe es eben zu, dass Frauen vor allem der Fürsorgemoral und Männer der Gerechtigkeitsmoral folgen würden. Die Fürsorgemoral beschreibt den Umstand, dass in Entscheidungssituationen Randbedingungen in das Urteil einfließen und dass Menschen, die dieser Moral folgen, die Eingebundenheit in Beziehungen mit reflektieren. Anders dagegen funktioniere die Gerechtigkeitsmoral, bei der abstrakten Prinzipien, Rechten und Pflichten gefolgt würde,

ohne die jeweiligen Umstände zu betrachten und ohne Akteur*innen in die Betrachtung einzubeziehen (Nunner-Winkler 1986, S. 132 f.).

Nunner-Winkler verwirft diese These der Geschlechtsbezogenheit von Moral mit Berufung auf „Daten aus mehr als 130 Untersuchungen mit insgesamt fast 20.000 Probanden“ (Nunner-Winkler 2010, S. 83) und entwirft eine andere. In ihren Studien zu Wehrdienstverweigerung und Abtreibung in den 1980er Jahren (!) fand sie heraus, dass es weniger die Geschlechtszugehörigkeit als vielmehr die persönliche Betroffenheit ist, die die moralische Entscheidung anleiten. Eine kontextsensitive Begründung tritt dann zutage, wenn ein Sachverhalt den Menschen bekannt ist. So lehnten junge Männer Abtreibung prinzipiell ab, während junge Frauen die Situation abwogen und auf bestimmte Umstände hinwiesen, in denen sie Verständnis für eine Abtreibung hätten. Bei der Frage der Wehrdienstverweigerung lehnten die jungen Frauen die Verweigerung prinzipiell ab, während die jungen Männer abwogen und eine Verweigerung nicht prinzipiell negativ bewerteten (vgl. Nunner-Winkler 1989, S. 166 f.). Nunner-Winkler verwirft also nicht das Vorkommen fürsorgeorientierter und gerechtigkeitsorientierter Entscheidungsweisen, sondern lediglich die generelle Verknüpfung mit Geschlechtlichkeit. In dieser Arbeit wird die Unterscheidung noch einmal relevant werden (v.a. Kapitel 6).

Eine weitere These von Nunner-Winkler beschäftigt sich mit Geschlechtsrollen. Sie geht davon aus, dass Frauen eher diffuse und Männern spezifische Rollen zugeschrieben werden.

„Berufsarbeit unterliegt einem linearen Zeitsystem, das die Erfüllung klar definierter Aufgaben ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Involvierten erfordert; Hausarbeit hingegen erfordert die ständige Bereitschaft, jederzeit alle nur geäußerten Bedürfnisse zu befriedigen.“ (Nunner-Winkler 1989, S. 170)

Sie teilte ihre Proband*innen nun in zwei Gruppen ein: in eine mit heftiger und eine mit weniger heftiger Adoleszenzkrise. So findet die Autorin heraus, dass Frauen mit Krise dazu neigen, die als männlich geltende Gerechtigkeitsperspektive einzunehmen, während die Frauen ohne Krise in ihrer Adoleszenz zur Fürsorgeperspektive tendieren. Ihre Ergebnisse leiten sie zu der Interpretation, dass Frauen mit Krise gegen die ihnen zugeschriebenen Rollenerwartungen rebellieren, während die Frauen ohne Krise sie übernehmen (vgl. Nunner-Winkler 1989, S. 175). Die Fürsorgeperspektive hängt also einerseits mit der Rollenerwartung an Frauen zusammen, diffuse Haushaltstätigkeiten zu übernehmen und andererseits mit der Krisenfreiheit des Lebens. Deshalb, so fasst

Nunner-Winkler zusammen (vgl. Nunner-Winkler 1989, S. 176), ist bei Frauen überwiegend die sogenannte Fürsorgemoral zu beobachten. Umgekehrt wuchsen Männer in den 1980er Jahren in der Regel mit der Erwartung an eine spezifische Berufsrolle auf, die eher mit (Leistungs-)Gerechtigkeitsmoral verknüpft ist.

Das Material dieser vorliegenden Studie lässt keine Rückschlüsse auf die Krisenhaftigkeit der Adoleszenz der Befragten zu, da diese nicht Bestandteil der Forschungsfrage war. Dennoch ist diese Perspektive hochinteressant für diese Arbeit, da Gerechtigkeits- und Fürsorgemoral in der Regel als entgegengesetzt – wenn auch nicht zwingend jeweils auf Männer und Frauen generalisierend – konzeptualisiert sind. Der Frage nach (Leistungs-)Gerechtigkeit und Fürsorge sowie der Frage nach der Betroffenheit (bzw. den eigenen Erfahrungen) werden wir in dieser Arbeit erneut begegnen (empirisch in Kapitel 4 bis 6).

Wie bisher gezeigt wurde sind in der deutschen und den euro-amerikanischen Gesellschaften Care und Geschlecht unmittelbar miteinander verwoben. Damit werden Carefragen in aller Regel auch zu Geschlechterfragen, da, wie Gilligan und viele andere ganz richtig schreiben, Geschlecht als wirkmächtige Denkweise fungiert, die Denken und Handeln vorstrukturieren (vgl. u.a. Berger und Luckmann 1966; Gildemeister 1992, 2001).

Ich habe hier die Bedeutung und Verwobenheit von Care, Geschlecht und Gesellschaft thematisiert und bin dabei auf gesellschaftshistorische Entwicklungen eingegangen, die ungefähr in der Mitte des 20. Jahrhundert endeten. In der aktuellen sozialwissenschaftlichen Careliteratur wird schon seit einigen Jahren von einer ‚Care-Krise‘ gesprochen (vgl. Daly und Lewis 2000, S. 291; Fraser 2016, S. 99; Jürgens 2010; Rosenberger 2014, S. 80). Diese Care-Krise, die ihren Ursprung nicht erst im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts hat, soll dennoch zeitlich dort anschließend im folgenden Kapitel vorgestellt werden.

2.3 Die Care-Krise heute

Die *Care-Krise*, die die heutige deutsche Gesellschaft in Form eines (zunehmenden) Fehlens von adäquater, lösungsbringender Fürsorge betrifft und die laut Cornelia Klinger eine ist, „die immer war“ (Klinger 2014, S. 102), nahm ab Mitte der 1970er Jahre noch einmal deutlich an Fahrt auf.

„By the 1980s, prescient observers could discern the emerging outlines of a new regime, which would become the financialized capitalism of the present era. Globalizing and neoliberal, this regime promotes state and corporate disinvestment from social welfare, while recruiting women into the paid workforce—externalizing carework onto families and communities while diminishing their capacity to perform it.” (Fraser 2016, S. 112)

Neoliberale Politik stellt die öffentlich und privat organisierte Fürsorge in Frage (vgl. Klinger 2014, S. 94) und überlässt Care der Marktwirtschaft. Verschiedene, ineinander verschränkte Faktoren spielen hier eine Rolle.

So haben wir es mit einem Wandel von der Großfamilie zur (heteronormativen) Kernfamilie zu tun, bei dem nun auch noch gewünscht wird, dass die Frauen einer Erwerbsarbeit nachgehen und somit familiärer Fürsorge nicht mehr vollumfänglich zur Verfügung stehen (vgl. Rosenberger 2014, S. 85). Einem durchschnittlichen Haushalt stehen damit heutzutage weder eine dritte Familiengeneration für Fürsorge zu Verfügung, noch die volle Zeit dessen, was bis in die 1970er Jahre noch die Frauen im Haushalt erledigt haben. Das *Familienernährermodell* (vgl. Fthenakis 1999, S. 25) oder auch *Ernährer-Hausfrauen-Modell* (vgl. Jürgens 2010, S. 562), bei dem der Mann arbeitete und die Frau zu Hause die unbezahlte Fürsorgearbeit leistete, wurde und wird abgelöst vom *adult worker model* (vgl. Beckmann 2014, S. 119; Wimbauer 2014, S. 242).

Im Familienernährermodell kann eine Person die Familie nur solange ernähren, wie der Lohn dafür ausreicht. Mit den Wirtschaftskrisen der 1970er Jahre stiegen die Löhne weniger stark an, zudem musste der Staat mehr Erwerblose finanzieren (vgl. Winker 2015, S. 28), was Druck zur Kostenreduzierung auslöste. Die Versuche von Firmen und Betrieben, Kosten zu drücken, veranlassten sie zunehmend, bestimmte Tätigkeiten auszulagern und sich Arbeitskraft somit billiger einzukaufen als sie selbst zu bezahlen (*outsourcing*). Neben diesen ökonomischen Bedingungen sorgten auch Emanzipationsbestrebungen von Frauen für den teilweisen Abgang dieses patriarchalen und Frauen diskriminierenden Modells, indem Erwerbsarbeit als Förderung emanzipativer Möglichkeiten hervorgehoben wurde.

„So wird das Ernährermodell nicht nur von der zweiten Frauenbewegung wegen patriarchaler Unterdrückung und Diskriminierung bekämpft, sondern verliert seit den 1980er Jahren insbesondere aufgrund seiner hohen ökonomischen Kosten schrittweise an Bedeutung.“ (Winker 2015, S. 28)

Beim *adult worker model* ist es keinesfalls so, dass beide Partner*innen einer Vollzeiterwerbsarbeit nachgehen. Der Anteil von teilzeitbeschäftigten Frauen in Paaren in Deutschland lag 2010 bei 44 Prozent, während das Familienernährermodell immer

noch auf einen Anteil von 28 Prozent kam (vgl. Beckmann 2014, S. 122). Das Modell, bei dem nur der Mann arbeiten geht und die Frau zu Hause bleibt, ist demnach noch nicht komplett verschwunden. Für die arbeitenden Frauen hat sich durch das bloße Arbeiten auch noch nicht gleich alles zum Guten gewendet. Denn in aller Regel ist es immer noch so, dass es die Frauen sind, die die Mehrheit der Hausarbeit erledigen – zusätzlich zur Erwerbsarbeit (vgl. Hobler et al. 2017). Sicherlich dramatisch ist die Lage Alleinerziehender, die zeitlich sowohl Erwerbs- als auch Fürsorgearbeit bewältigen müssen und dabei auf den gleichen einfachen, aber auf einen zweiten Lohn ausgerichteten, Erwerbslohn zur Verfügung haben (vgl. Jaehrling et al. 2014; Kortendiek 2008, S. 435).

Die vermehrte Erwerbstätigkeit der Frauen führte dazu, dass Haus- und Familienarbeit von ihnen nicht mehr im gleichen Umfang verrichtet werden konnten, wie noch zu Zeiten des Familienlohns. Irgendjemand muss dennoch diese Caretätigkeiten übernehmen. Sozialstaatlich wurde dies beispielsweise organisiert durch den Ausbau von Kindertagesplätzen. Gleichzeitig reduzierte der deutsche Wohlfahrtsstaat seine Ausgaben für das Sozialsystem insgesamt und zog sich aus Teilen zurück (vgl. Winker 2015, S. 33 ff.). Das verbleibende staatliche Engagement wurde umgestellt auf eine „Logik des Wettbewerbs“ (Winker 2015, S. 34), also eine Ökonomisierung sozialer und Care-Tätigkeiten, bei der immer mehr Einzelhandlungen rationalisiert werden. Die Folge ist, dass nicht-rationalisierbare Handlungen in Care-Berufen und –Dienstleistungen verringert werden, weil sie in Konkurrenz zu den direkt abrechenbaren und damit entlohnerten Handlungen unterliegen. Dies hat selbstverständlich Auswirkungen auf diejenigen Care-Tätigkeiten, die gerade nicht abrechenbarer und nicht entlohnter Handlungen bedürfen, die dem emotionalen und psychischen Wohl der Bedürftigen dienen.

Das Statistische Bundesamt erfasste zum Ende des Jahres 2015 fast 2,9 Millionen pflegebedürftige Menschen in Deutschland und machte dabei im Vergleich zu 2013 einen Anstieg von 8,9 Prozent, also 234.000 Menschen aus (vgl. Statistisches Bundesamt 2017, S. 7). Dieser Anstieg von zuletzt über 100.000 pflegebedürftigen Menschen pro Jahr müsste durch Pflegende bedient werden. Hier wird eine andere Dimension der Care-Krise deutlich, nämlich ein Sorge-Defizit bzw. eine Sorge-Lücke (vgl. Jurczyk 2010) in Form einer Differenz zwischen der benötigten und der verfügbaren Fürsorge/Care.

Die Gleichzeitigkeit privater und öffentlicher Care und ihre Lösungs(ver)suche über den Markt werden anschaulich, wenn wir das Resultat fehlender Care in der Altenpflege in den Blick nehmen. Das Fehlen Pflegender in Deutschland ist mit der ausgewiesenen Zahl von 17.000 so hoch, dass Gesundheitsminister Spahn Pflegekräfte aus dem Ausland einstellen möchte (tagesschau.de 2018). Dies stellt die politische Regulierung einer ohnehin schon vorhandenen Tatsache dar, die in der Careliteratur als *care chains* (vgl. Fraser 2016, S. 114; Hochschild 2000a) und auch *care drains* (Gheaus 2013) bezeichnet wird.

„Die ‚Versorgungslücke‘, die die Erwerbsarbeit der Frauen mit sich brachte, wird in der neuen globalen Arbeitsteilung zwischen erwerbstätigen Frauen und ‚privat‘ dienstleistenden Migrantinnen geschlossen, und die staatlichen Migrationsregime sorgen dafür, dass diese in der Illegalität oder mit einer beschränkten Arbeitserlaubnis billige Arbeit leisten.“ (Duden 2009, o. S.)

Die allenfalls halblegal stattfindende Care-Migration wird häufig organisiert über Liv-In-Pflegekräfte, also Pflegende, die oftmals 24 Stunden täglich für einen mehrmonatigen Zeitraum als Pflegekraft zur Verfügung stehen, indem sie bei den Pflegebedürftigen wohnen (vgl. Lutz 2007; Lutz und Palenga-Möllnbeck 2014; Kretschmann 2018). Sie kommen im Falle Deutschlands zumeist aus Polen, wo dann erneute Sorgelücken entstehen, die teilweise gefüllt werden mit Pflegekräften noch weiter östlich gelegener Länder (z.B. der Ukraine). So setzt sich ein Care-Defizit in Deutschland in weiteren Ländern fort. Dies ist jedoch kein rein deutsches oder europäisches Problem, sondern es findet auch in Nordamerika und Israel statt (vgl. Aulenbacher et al. 2018; Hochschild 2000b; Nöbauer 2017).

„Der markteffiziente Sorgemodus des Nordens und Westens basiert also auf der ‚verwaorlosten Fürsorge‘ (Becker-Schmidt 2011) des Ostens und Südens; vermittelt wird dies durch geschlechts- und ethniefaserte Arbeitsteilungen.“ (Aulenbacher 2014, S. 120 f.)

Die globale Care-Migration ist damit nicht nur eine Geschlechterfrage, sondern auch eine Frage der Herkunft und darüber hinaus ohnehin auch eine Klassen- bzw. Schichtenfrage.

Die *Care-Krise* ist also eine sehr umfassende und verzweigte Krise, die so vielfältig ist, wie die Themenbereiche, die unter Care auch gefasst werden können (siehe Kapitel 2.1). Sie entfaltet ihre Wirkung über die Dimensionen Geschlecht, Herkunft, Alter, Milieu/Klasse/Schicht. Betroffenen sind vor allem Frauen, die die Fürsorgetätigkeiten leisten und das in der Regel schlecht oder gar nicht bezahlt. Aber auch die Empfangenden der Fürsorge sind davon betroffen, denn ihnen kommen nicht der Umfang und die Qualität an Care zu, die für *das gute Leben* (vgl. Gottschlich 2017; Ott 2009; Rosa

2016, S. 42 f.) notwendig wären. Verantwortlich dafür wird vor allem die Ökonomisierung von Care gemacht (vgl. u.a. Aulenbacher 2014; Dörre et al. 2014; Tronto 2017; Winker 2015), die staatlich forciert wird (vgl. u.a. Riegraf 2014a; Ritzi und Kaufmann 2014).

Die Studie „‘Heute nicht mehr, und wenn auf’m Land‘ – Vorstellungen junger Erwachsener (in Bayern) zur Gestaltung von Fürsorge“ nahm die Konstruktionen von Fürsorge in den Blick und damit mittelbar auch die Vorstellungen vom *guten Leben*. Dabei kam ein Deutungsmuster deutlich zum Vorschein, welches einleitende Klärungen zu Reziprozität und Gabe benötigt. Dies wird im nächsten Kapitel behandelt werden.

2.4 Care: Gabe, Reziprozität, Beziehung

Die Beschäftigung mit Theorien zur Gabe und Reziprozität ist nicht das Ergebnis der Beschäftigung mit Literatur zu Care, sondern entspringt der Analyse des Datenmaterials dieser Studie. Als sich das *Geben-und-Nehmen-Prinzip* immer weiter als Kernkategorie formte, stellte ich mir die Frage, wo dieses theoretisch zu verorten sein könnte. Eine Bezugnahme auf Caretheorien drängte sich nicht auf, sondern eher das Gabe-Essay von Marcel Mauss (2013, zuerst 1925). Erste Verbindungslinien zwischen diesem Essay und der Empirie wurden klar, denn auch Mauss machte sich Gedanken über das Ineinandergreifen von Freiwilligkeit und Verpflichtung in der Gabe (Mauss 2013, S. 22; zur gleichen Frage in dieser Studie siehe Kapitel 4.3.3). Noch deutlicher war jedoch die Verbindung zu einem Sammelband mit dem Titel „Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität“, herausgegeben von Frank Adloff und Stefan Mau (2005b). Der Band versammelt klassische und neuere Theorien zur Gabe und Reziprozität, wobei letztere in der Rubrik „Anwendungsfelder“ Themen behandeln, mit denen sich die befragten jungen Erwachsenen in den Gruppendiskussionen ebenfalls auseinandersetzten. Care und Reziprozität, das wurde somit deutlich, stehen in den Deutungen junger Erwachsener in einem engen Verhältnis.

Parallelen zwischen Theorien zu Gabe/Reziprozität und Care bestehen außerdem durch die häufig gewählte Gegenüberstellung oder bewusste Ineinsetzung - und damit dennoch dual(istisch)e Behandlung - von rationalem und emotionalem Handeln in beiden Feldern (vgl. für Care: u.a. Brückner 2012a, S. 25 f.; Daly und Lewis 2000, S. 285; Gerhard und Klinger 2013, 267 f.; für Gabe- und Reziprozitätstheorien: u.a. Mauss

2013, S. 18; Adloff und Mau 2005b, S. 19; Blau 2005, S. 129; Bourdieu 2015, S. 163). Zugespielt formuliert sind die Aussagen zumeist, dass ökonomischer Tausch das Gegenteil von fürsorglichem Handeln sei, da ersteres von Zweckrationalität und letzteres von Sozialität geprägt sei.

Reziprozitätstheorien beziehen sich sehr häufig auf den Gabe-Essay von Marcel Mauss. Das ist in gewisser Weise naheliegend, da Mauss die Verwobenheit aus Freiwilligkeit und Verpflichtung, den Zusammenhang aus Geben, Nehmen und Erwidern herausstellt. An dieser Zugangsweise vieler Rezipient*innen des Gabe-Theorems kritisiert Stephan Moebius die Reduktion des Essays als Beitrag für Reziprozitätstheorien (Moebius 2009, 106 f.). Mit Blick auf „archaische Gesellschaften“ stellt Mauss heraus, dass Geschenke die Verpflichtung bei den Beschenkten erzeugen, das Geschenk einerseits anzunehmen und andererseits zu erwidern. Insgesamt sieht Mauss drei Verpflichtungen am Werk: Die Verpflichtungen des Gebens, des Nehmens und des Erwiderns (Mauss 2013, S. 36). Geschenke sind somit eine Kombination aus Freiwilligkeit und Verpflichtung, sodass oftmals nicht ganz klar ist, ob es sich bei der Darbietung um Selbstlosigkeit handelt oder ob „es im Grunde um Zwang und wirtschaftliche Interessen geht“ (Mauss 2013, 17 f.). Der wesentliche Moment für dieses Gefühl der Verpflichtung ist die Verquickung zwischen den „Dingen“ und den „Seelen“ (Mauss 2013, S. 38 f.). Eine Gabe vermischt sich mit der „Seele“, dem ‚Inneren‘ der gebenden Person, was die nehmende Person beides mit der Entgegennahme aufnimmt.

„Der Geber und die gegebene Sache sind nicht völlig getrennt. In der Annahme der Gabe nimmt man gleichzeitig die fremde Person in sich auf, ist ergriffen und besessen vom ‚Anderen in mir‘.“ (Moebius 2009, S. 110)

Diese Verquickung der Gebenden mit der Gabe erzeugt Bindungen zwischen gebenden und empfangenden Personen, die dann wiederum für das Gefühl der Verpflichtung sorgt, etwas erwidern zu wollen, zu müssen. Die Gabe erzeugt also Sozialität, Beziehung zwischen den Seiten. Die Verbindung aus „Ding“ und „Seele“ sieht Mauss in der Gesellschaft, in der er lebte, aufgehoben, aber durch die Einführung von Sozialversicherungen in der Re-Aktualisierung begriffen (Mauss 2013, S. 160). In seinen Schlussfolgerungen des Essays kritisiert er den Utilitarismus, Egoismus und „Wucher“. Für Mauss ist die Gabe nur dann eine Gabe, „wenn sie eine Pflicht des Erwiderns erzeugt“ (Moebius 2009, S. 121). Die Gabe, die nach Mauss die „älteste Wirtschafts- und Rechtsform“ bildet (Mauss 2013, S. 164), steht also nicht im Gegensatz zur Ökonomie

an sich. Ökonomie aber steht im Gegensatz zu einer Form des Tauschens, der zum Erwidern anregt, der Beziehungen entstehen lässt oder stabilisiert.

Hier sind einige Parallelen zu Georg Simmels „Exkurs über Treue und Dankbarkeit“ zu ziehen (Simmel 2016, S. 652–670). Dieser Text erschien bereits 1908 erstmals, also vor Mauss' Gabe-Essay. Ihm zufolge beruht aller „Verkehr der Menschen [...] auf dem Schema von Hingabe und Äquivalent“ (Simmel 2016, S. 661). Dieses Hin und Her sorgt „für Wechselwirkung, ohne die es keine soziale Balance und Zusammenhalt gibt“ (Simmel 2016, S. 661). Die Dankbarkeit kommt dort ins Spiel, wo der Tausch nicht innerhalb einer Rechtsform geschieht, denn in einer rechtlich regulierten Beziehung wird die Erwidern der Gabe erzwungen, so wie beim Handel. Doch stellt auch Simmel schon fest, dass es Tausche gibt, die nicht erzwungen sind.

„Nun bestehen aber unzählige Beziehungen, für welche die Rechtsform nicht eintritt, bei der von einem Erzwingen des Äquivalents für die Hingabe nicht die Rede sein kann. Hier tritt als Ergänzung die Dankbarkeit ein, jenes Band der Wechselwirkung, des Hin- und Hergehens von Leistung und Gegenleistung auch da spinnen, wo kein äußerer Zwang es garantiert. Die Dankbarkeit ist so in demselben Sinne eine Ergänzung der Rechtsform, wie ich die Ehre als eine solche aufwies.“ (Simmel 2016, S. 661)

Wie Mauss sieht auch Simmel eine Verbindung zwischen Tauschobjekt und der gebenden Person. Diese Verbindung tritt im nicht-wirtschaftlichen Tausch ganz besonders hervor, weshalb sich in der nehmenden Person Dankbarkeit entfalten kann, was dann die Beziehung am Leben erhält. Im Gegensatz dazu sieht Simmel das Persönliche der Gabe im wirtschaftlichen Tausch ausgefallen, denn dies ist der Ort wo „die Menschen nur noch als Exekutoren der in den Waren selbst angelegten Tendenzen zur Verschiebung und Ausgleichung auftreten“ (Simmel 2016, S. 662). Durch Geld wird Persönlichkeit, also die Leistung, die hinter einer Ware steckt, unsichtbar gemacht. Die „moderne Geldwirtschaft“ treibt, so Simmel, die Heterogenität „auf den Gipfel“, in der das Individuelle nicht mehr vorkommt.

„Denn das Geld ist, weil es das Allgemeine, d.h. den Tauschwert, an allen vertauschbaren Gegenständen ausdrückt, nicht imstande, das Individuelle an eben diesen auszudrücken; und daher kommt über die Gegenstände, insoweit sie als verkäufliche figurieren, ein Ton von Deklassierung, von Herabsetzung des Individuellen an ihnen auf das Allgemeine, das diesem Dinge mit allen andern gleichfalls verkäuflichen und vor allen Dingen mit dem Gelde selbst gemeinsam ist.“ (Simmel 2016, S. 665)

Sowohl Simmel als auch Mauss sehen in dem ‚sozialen Surplus‘⁴ einer Gabe die Voraussetzung für Beziehung, Bindung, für Sozialität. Beide heben hervor, dass dies im rein ökonomischen Tausch, der auf Nutzen ausgerichtet ist, verschwindet. Die ökonomisch Handelnden treffen sich für den Tausch, aber die Beziehung kann nicht auf Dauer gestellt werden. Sie ist dann nicht am Anderen orientiert, sondern am Selbst.

Und dies sind ja genau die Kritikpunkte vieler Caretheoretiker*innen, die in der Rationalisierung, Vernutzung, Ökonomisierung von Care und weiteren (Begleit-)Erscheinungen die Gründe der sog. Care-Krise sehen (Aulenbacher und Dammayr 2014a, vgl. u.a.; Daly und Lewis 2000; Fraser 2016; Jurczyk 2010; Jürgens 2010; Senghaas-Knobloch 2008). Dies deckt sich auch mit den Deutungen der jungen bayerischen Erwachsenen, die hervorheben, dass Fürsorge im Zusammenhang mit der Intention steht, für andere Menschen (und Tiere und die Umwelt) etwas freiwillig und nicht nur des Geldes wegen zu tun (Kapitel 4.3.3).

Diese Polarisierung des Handelns zwischen zweckrational und nicht-zweckrational findet sich auch in einigen der folgenden Reziprozitätstheorien wieder. Besonders fruchtbar für die Beschäftigung mit Fürsorge erscheinen die Abhandlungen von Alvin W. Gouldner zur Norm der Reziprozität (1984c; zuerst 1960), Marshall D. Sahlins zu Verwandtschaftsbeziehungen (1999; zuerst 1965) und Pierre Bourdieus „Ökonomie des symbolischen Tauschs“ (2015; zuerst 1994) zu sein, die über Mauss (und Simmel) hinausgingen, eine Kategorisierung wechselseitigen Handelns vornehmen und, mit Ausnahme von Bourdieu, dabei dann auch ausdrücklich von *Reziprozität* sprechen. Ich nehme diese Auswahl (behandelt in Kapitel 6) vor, weil die Autoren mich sehr zum Nachdenken über Reziprozität in Bezug auf Fürsorge anregten und inspirierten. In Kapitel 6.6 werden diese Theorien dann in einem Konzept zusammengeführt und auf Fürsorge übertragen. Von neueren Autor*innen sticht vor allem Frank Hillebrandt (2009) hervor, dessen praxistheoretischer Ansatz eine enorme Nähe zu den Deutungsmustern der Gruppendiskussionsteilnehmenden dieser Studie aufweist. Es soll somit eine reziprozitätstheoretische Erweiterung von Fürsorge entstehen, die letztlich ein Theorieangebot darstellt.

Im sozialwissenschaftlichen Care-Diskurs findet eine explizite Auseinandersetzung mit Reziprozität nur selten statt. Das hängt einerseits sicherlich damit zusammen, dass es

⁴ Auch hier finden wir Verbindungen zur Care-Debatte, beispielsweise zu Hochschild 2000a.

sich dabei um ein Konzept handelt, das sich vor allem auf die Beschreibung von Beziehungen beschränkt und nur schwerlich auf gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge, wie Fürsorge im Wohlfahrtsstaat, übertragbar ist. Taucht in der entsprechenden Literatur einmal der Begriff der Reziprozität (oder Ableitungen davon) auf, so verbleibt sie zumeist bei der bloßen Benennung ohne reziprozitätstheoretische Bezugnahme⁵ (Aulenbacher und Dammayr 2014c; Barnes et al. 2015a; Brückner 2012b, 2015; Dörre et al. 2014; Gerhard und Klinger 2013; Jürgens 2010; Senghaas-Knobloch 2008; Waerness 2000). Reziprozität wird hierbei zumeist von Handel abgegrenzt und auf folgende Kurzformel begrenzt: „Reziprozität [ist] nicht dasselbe wie Tausch“ (Berner 2005, S. 301). Ausführlicher werden Christel Eckart (Eckart 2000), die sich auf Nel Noddings (1993) bezieht, und Birgit Riegraf (2014a). Christa Schnabl beschreibt Reziprozität in Care ebenfalls in Abgrenzung zu gleichförmigem Tausch.

„Als tätige Interaktion zwischen Menschen ist Fürsorge prima facie ein *asymmetrisches Tun*. Fürsorge als Handlungsform ist einseitig; sie beruht nicht auf Gegenleistung, wenngleich gewisse Formen der Reziprozität (z.B. Dankbarkeit, Anerkennung) nicht von vornherein ausgeschlossen werden sollen. Häufig werden von denen, denen Fürsorgeakte zuteil werden, unmittelbar oder vermittelt (möglicherweise strukturell) reaktive Zeichen oder Handlungen gesetzt. Dennoch definiert sich Fürsorge in der Regel unabhängig von diesen Akten der Reziprozität bzw. Wechselseitigkeit in dem Sinn, dass sie nicht als deren Voraussetzung begriffen werden können. Darüber hinaus lässt dieses 'Entsprechen' von jemand, dem/der Fürsorge zuteil wird, nicht in Kategorien der Symmetrie, des Entsprechens mit dem Gleichen fassen.“ (Schnabl 2005, S. 60; Herv. i. O.)

Schnabl definiert Fürsorge als asymmetrisches Tun, wobei die Reziprozität darin besteht, dass dem Tun Dankbarkeit oder Anerkennung entgegengebracht werden können. Damit schließt auch sie an den zuvor genannten Autor*innen an, die die Reziprozität als Gegensatz zum Tauschhandel verorten und mit wechselseitigen Handlungen beschreiben, ohne dabei jedoch auf dezidierte Reziprozitätstheorien zurück zu greifen. Anders tut dies Elisabeth Conradi.

„But while Mauss and Levi-Strauss advocate a reciprocal exchange of donations, I defend the idea of care as a nonreciprocal gift. In my view the experience of being cared for does not rest on the promise of something in return. The acceptance of care is not predicated on the promise to respond with other activities such as exchanging presents.“ (Conradi 2015, S. 122)

Conradi kommt zurück auf Mauss und Levi-Strauss, die, wie oben beschrieben, davon ausgehen, dass eine Gabe zu einer Erwidern verpflichtet. Conradi hingegen meint,

⁵ Dazu siehe Dziabel (2017) und Krüger (2018). Hervorheben möchte ich allerdings die Dissertation von Andrea Trenkwalder-Egger (2016), die Theorien zu Gabe und Reziprozität dezidiert mit Sozialer Arbeit zusammendenkt.

dass Care eine Gabe sei, die ohne eine Erwartung an eine Gegengabe *empfangen* wird. Sicherlich ist zu unterscheiden, welche Seite eine Erwartung an eine Erwiderung hat: Die gebende oder die empfangende Seite. Die Daten dieser Studie geben in Widerspruch zu Conradi einen sehr deutlichen Hinweis, dass Fürsorge als etwas gesehen wird, das einer Norm zur Erwiderung unterliegt – auf beiden Seiten. Aus diesem Grund erscheint es sinnvoll, eine Reziprozitätstheoretische Erweiterung von Care vorzunehmen.

2.5 Care und Jugend

Beim Thema Jugend herrscht, wie auch in der Theorie zu Care, ein diffuses Bild vor, aber in anderer Form. Im Forschungsprojekt haben wir uns für die Untersuchung junger Erwachsener auf eine Altersspanne zwischen 17 und 25 Jahren festgelegt, was im Falle einer Gruppe nicht gelang, bei der die Spanne zwischen 16 bis 30 Jahren lag. Einerseits sollte ein Zeitraum vor der Geburt eines eigenen Kindes abgedeckt werden, da angenommen werden kann, dass mit der (schon anstehenden) Geburt einige Umwälzungen im Leben von Menschen stattfinden können (vgl. Kortendiek 2008, S. 438 f.; Pöge 2019; Wetterer 2003, S. 306; kritisch zur These der Re-Traditionalisierung: Allmendinger und Haarbrücker 2013, S. 48 f.), die großen Einfluss auf die Fürsorge-deutungen haben. Andererseits aber sollten die Teilnehmenden auch vom Alter her heterogen sein, um zusammen mit den anderen Heterogenitäten (siehe Kapitel 4) vielfältige Vorstellungen und Meinungen abbilden zu können. Dennoch stellt sich die Frage, was Jugend ist und was Jugendliche und junge Erwachsene ausmachen⁶.

Beginnt man mit der Suche nach Altersgrenzen, wie sie in quantitativen Studien immer vorgenommen werden (müssen), zeigt sich ein absolut uneinheitliches Bild. Die Bezeichnungen sind „Jugendliche“ oder „junge Erwachsene“ oder „junge Generation“ und die zugehörigen Altersspannen divergieren stark in den diversen Studien wie AID:A, Shell-Jugendstudie, MetallRente-Studie, die Studien des Sinus-Institutes usw. (Albert et al. 2015, S. 33; Allmendinger 2009, S. 106 f.; Allmendinger et al. 2016, S. 4; Bien et al. 2015; Calmbach et al. 2016; Deutsches Institut für Vertrauen und Sicherheit im

⁶ Auf Grund der diffusen Sachlage verwende ich die Begriffe *Jugend* und *junge Erwachsene* hier synonym. Auch für die vorliegende Arbeit kann kaum eine sinnvolle Unterscheidung vorgenommen werden, denn die Diskussionsteilnehmenden waren zwischen 16 und 30 Jahren alt.

Internet 2014, S. 17; Hurrelmann und Karch 2013, S. 29; SINUS-Institut 2016, S. 6; Wippermann und Calmbach. 2007, S. 13). Insofern erscheint die Festlegung der Altersspanne willkürlich.

In der Altersbegrenzung zur Kindheit wird sehr häufig und annähernd einheitlich die Obergrenze beim biologischen Start der Pubertät gezogen (vgl. Hurrelmann und Bauer 2015, S. 117). Dieser Start ist allerdings individuell unterschiedlich, weshalb er für Studien wieder willkürlich gesetzt werden muss. Die Begrenzung des Jugendalters zum Erwachsenenalter wird in manchen Fällen an juristischen Rahmungen festgemacht, wenn beispielsweise eine Grenze beim Alter von 18 Jahren eingezogen wird. Dort kann „Jugend“ bei unter 18 Jahren enden und die Kategorie „junge Erwachsene“ mit 18 Jahren beginnen, wie in der Studie AID:A II (Bien et al. 2015).

Die Diversität der Altersabgrenzungen ergibt sich unter anderem auch aus historischen Veränderungen in der (deutschen) Gesellschaft. Hurrelmann und Bauer schreiben, dass es die Kategorie „Jugend“ bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch gar nicht gab, denn der Übergang von der Kindheit zum Erwachsenenalter erfolgte mit der Aufnahme eines Berufes bei ungefähr gleichzeitiger Gründung einer Familie (Hurrelmann und Bauer 2015, S. 119). Mit der Verlängerung der Phase der Bildung etablierte sich nach und nach eine Übergangsphase, die als „Jugend“ bezeichnet und von den Autoren in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts angesiedelt wird. Zum Ende des Jahrhunderts hatte sich die Phase so ausgeweitet und ausdifferenziert, dass sich eine weitere Phase einschob: das „Jungerwachsenenalter“ (Hurrelmann und Bauer 2015, S. 120). „Jugend“ geht demnach von der Pubertät bis zum Alter von ca. 20 Jahren und es schließt sich die neue Phase an, die bis zum Alter von ca. 35 Jahren gehen kann. Die Zugehörigkeiten zu diesen Phasen leiten sich vor allem aus den *Entwicklungsaufgaben* ab, die Hurrelmann in diversen Publikationen bespricht und dessen Konzept in Deutschland sehr verbreitet ist. Das Konzept der Entwicklungsaufgaben geht davon aus, dass an die Menschen, die von Erwachsenen als jugendlich bezeichnet werden, Erwartungen an Verhalten und Entwicklungsschritte herangetragen werden, um als Erwachsene zu gelten. Dazu gehören ökonomische Unabhängigkeit, Familiengründung, (eigenständiger) Konsum und die Entwicklung einer eigenen Wertorientierung (vgl. Hurrelmann und Quenzel 2013, S. 39).

Für die Teilnehmenden dieser Studie lässt sich sagen, dass ein einheitliches Sample nach diesen Kategorien der Entwicklungsaufgaben nicht gefunden wurde, da manche

Befragten noch zu Schule gingen, manche bereits einen Beruf erlernt hatten, manche verheiratet waren. Dennoch begriffen sich sicherlich alle als einer eigenen Definition von Jugend zugehörig. Ein Teilnehmer war zum Zeitpunkt der Erhebung bereits 30 Jahre alt und freiberuflich tätig, nimmt aber immer noch regelmäßig an Angeboten eines Jugendzentrums teil. Unter welchen Gesichtspunkten dieser Teilnehmer zur Kategorie *Jugend* oder *junge Erwachsene* oder *Erwachsene* zu zählen ist, ist unklar, da für eine Einordnung zu viele Informationen fehlen. Er zählte sich selbst dazu und das war für die Teilnahme ausreichend, zumal ich ohnehin erst während der Gruppendiskussion von seinem Alter erfuhr. Und genau hier scheint dann auch ein Problem beim Konzept der Entwicklungsaufgaben zu liegen: Es sind Erwartungen *an* die jungen Menschen und es wird (wohl berechtigterweise) angenommen, dass sich die jungen Menschen irgendwie an diesen Erwartungen orientieren. Wie sich die Jugendlichen aber selbst wahrnehmen, also ob sie sich als jugendlich oder als erwachsen oder als noch etwas Anderes empfinden, steht dabei nicht im Fokus.

Auch Albert Scherr kritisiert die Einteilung in Alterskategorien und Lebensphasen und meint, sie seien zusammen mit den Unterscheidungen nach Geschlecht, Schicht und anderen „grundlegenden gesellschaftlichen Ordnungsschemata zu rechnen, mit denen und in denen soziale Wirklichkeit hervorgebracht und reproduziert wird“ (Scherr 2003, S. 62). Er kritisiert zudem auch den Einbezug von Menschen, die 20 Jahre und älter sind, in die Kategorie Jugend.

„Diese Setzung ist aber weder unter traditionellen soziologischen Gesichtspunkten (etwa: Jugend als Moratorium; Jugend als Phase der Qualifizierung vor der ersten Erwerbstätigkeit), noch unter entwicklungspsychologischen Aspekten einleuchtend. Plausibilität gewinnt eine solche Eingrenzung m.E. allein daraus, dass sich eine Bezeichnung über 20jähriger als Jugendliche inzwischen gesellschaftlich, insbesondere auch im politischen und juristischen Diskurs und damit auch in der einschlägigen Gesetzgebung, de facto durchgesetzt hat.“ (Scherr 2003, S. 55)

Die Kritik ist nur allzu verständlich, wenn man bedenkt, wie groß die zeitlichen Unterschiede von Bildung, Ausbildung, Familiengründung etc. zwischen den verschiedenen Schulabgängen sein können. So kann man mit 16 Jahren einen Hauptschulabschluss erlangt und mit 19 Jahren die Ausbildung beendet haben, während andere im gleichen Alter erst ihr Abitur absolvieren und dann fünf Jahre und länger studieren. Was Lebensstil und Lebensführung angeht, können sich daraus, selbst innerhalb der Bildungsgruppen, große Unterschiede ergeben. Die Jugendlichen und jungen Erwachse-

nen der vorliegenden Studie werden nicht in voneinander getrennten Kategorien betrachtet. Sie sind alle einer großen Gruppe zuzurechnen, die teilweise deutlich (z.B. Jugendfeuerwehr, Jugendpastor, Jugendzentrum, Jugendwohnheim, Kirchenjugend) oder weniger deutlich (Studium, Ausbildung) in einem Jugendkontext stehen.

Wie die oben angeführte Aufzählung vor allem quantitativer Jugendstudien sichtbar macht, sind viele von ihnen außerwissenschaftlich finanziert und unterliegen damit nicht selten auch außerwissenschaftlichen jugend- und bildungspolitischen Interessen. Grundlagenforschungsorientierte Studien wie AID:A sind hier die Seltenheit (vgl. Krüger 2016, S. 327). Im Gegensatz dazu zählt Heinz-Hermann Krüger für das Jahr 2016 lediglich 27 Projekte in der Jugendforschung, die durch die DFG gefördert wurden und von ihm daher zur Grundlagenforschung gezählt werden und sich auf verschiedene wissenschaftliche Disziplinen verteilen (vgl. Krüger 2016, S. 327 f.). Hartmut Griesse konstatiert inhaltlich eine Konzentration, der deutschen Jugendforschung auf Probleme von, durch und mit Jugend (Griesse 2014; Groenemeyer 2014; Scherr 2014), die sich vor allem durch den „Druck und die Erwartungen seitens der Öffentlichkeit und der Politik/ Pädagogik“ ergebe (Griesse 2007, S. 156). Er plädiert dafür, Jugend nicht weiter als problematische Gruppe zu definieren, sondern Jugendprobleme als Folge eines gesellschaftlichen Ursprungs zu sehen (vgl. ebd., S. 157). In den Jugendproblemdiskurs reiht sich das Forschungsprojekt, dem die vorliegende Arbeit zugrunde liegt, deutlich nicht ein. Es geht dem Projekt nicht um die Erhebung eines Problems, welches durch Jugend entsteht oder an ihr festgemacht werden kann. Es geht schlicht um Deutungen von Menschen, die noch keine eigenen Kinder haben, um die sie sich kümmern müssen. Möglicherweise haben sie eine spezifische und interessante Sichtweise auf Fürsorge/Care.

Zugegeben spielt hier auch ein Stück weit ein Prognosewunsch eine Rolle, der in der jugendsoziologischen Literatur teilweise scharf kritisiert wird (vgl. Griesse 2014, S. 26). Axel Groenemeyer meint, dass die Seismograph-Funktion von Jugend Rückschlüsse auf gesellschaftliche Umstände geben kann.

„Offenbar wird der Blick auf Jugend und insbesondere auf Jugendprobleme als Blick in die Zukunft umso wichtiger, je eher sich Gegenwartsdeutungen durchsetzen, die von einer Erschütterung moralischer Grundwerte oder der Sorge um den Zusammenhalt und die Zukunft der Gesellschaft ausgehen.“ (Groenemeyer 2014, S. 72)

Angesichts der zahlreich konstatierten Care-Krise (siehe Kapitel 2.3) lässt sich diese Vermutung kaum bestreiten. Ob Jugend in Zukunft so fürsorglich sein wird, wie diese Studie ermitteln wird, bleibt abzuwarten. Wir müssen es mit Hartmut GRIESE halten:

„Jugendliches Verhalten lässt sich von daher immer erst im Nachhinein erklären und verstehend nachvollziehen. Prognosen über Jugend scheitern an der Ambivalenz und Kontingenz von Jugend.“ (GRIESE 2014, S. 26)

Eine ‚problemfreie‘ jugendsoziologische Fragestellung mit Bezug auf Care ist mir bisher unbekannt. Ich habe oben dargelegt, dass sich Care-Literatur hauptsächlich mit Care-Arbeit und weniger mit Care-Auffassungen beschäftigt, womit zumeist auch ein Fokus auf die Care-Gebenden und die Care-Empfangenen entsteht. Dabei wird immer eine Abhängigkeit von Care auf der einen Seite angenommen, weshalb hier der Schwerpunkt auf alte, kranke und behinderte Menschen sowie auf Kindern liegt. Auf der Seite der Gebenden rücken demnach Eltern und Pflegende in den Mittelpunkt. In beiden Fällen geraten diejenigen aus dem Blick, die als nicht besonders bedürftig oder als nicht besonders kümmernd gelten. Es wird erkennbar, dass Jugendliche hier herausfallen, gerade weil sie nicht stark genug in den Problemdiskurs Care involviert sind. Hier setzt die vorliegende Studie einen neuen Akzent. Hilfreich dafür ist eine breite Definition von Care, wie ich sie oben dargelegt habe, um Care und Jugend überhaupt zusammenbringen zu können. Fürsorge/Care ist dann nicht nur Pflege und Erziehung von Geschwistern, Eltern oder Fremden, die Jugendliche und junge Erwachsene selbstverständlich vornehmen. Fürsorge ist dann auch das Kümern um Freunde, ehrenamtliches Engagement⁷ und das Spenden.

Ein Forschungsstand, der Care und Jugend zusammenbringt, könnte nun genau diese Verknüpfung aufgreifen und darlegen. Erkennbar wurde bereits, was alles im Care-Diskurs verhandelt wird. Dies für Jugendliche darzulegen, würde eine umfassende Beschäftigung bedeuten, die nach dem eher wenig expliziten, aber oft implizit zu entdeckenden Thema Care sucht. Zahlreiche Fragen tauchen auf, wie zum Beispiel: Um wen kümmern sich Jugendliche? Wie kümmern sich Jugendliche? Wie engagieren sich Jugendliche ehrenamtlich? Wie wird sich um sie gekümmert? Wie ist die Ausstattung öffentlicher Mittel bei der Fürsorge für Jugendliche? Welchen Werten folgen sie,

⁷ Ehrenamtliches Engagement wird zwar teilweise auch unter Care verstanden, aber beispielsweise im WSI-Report Nr. 35, der sich ganz der unbezahlten Arbeit widmet, außen vor gelassen (vgl. Hobler et al. 2017, S. 3).

wenn sie sich um andere kümmern? Wie ist es um das Kümmern in peer groups bestellt? Unterscheidet sich dies vom Kümmern in der Familie? Wie unterscheidet sich Fürsorgehandeln in den Milieus oder in der Lebensführung?

Dies ist nur eine kurze Auflistung möglicher Fragen, die Eingang in dieses Kapitel finden könnten, jedoch bei ausreichend gewürdiger Bearbeitung mehrere Bücher füllen würde. Kapitel 4 wird die Heterogenität der Studienteilnehmenden und Gruppen in der Gesamtschau darlegen. Ein vorbereitender Vergleich der für diese Studie Diskutierenden mit der Fülle an bereits erhobenen Studien würde an dieser Stelle den Rahmen sprengen, erst Recht mit dem Vorhaben, dies mit Blick auf die thematische Breite auch des Care-Diskurses zu tun. Ich möchte stattdessen Forschende dafür interessieren, sich dezidierter mit der Verknüpfung aus Care und Jugend zu befassen und die Fürsorge von und für Jugend und junge Erwachsene stärker in den Fokus zu nehmen als es grundsätzlich bisher geschah und ich selbst hier leiste. Wo passend, wird in den folgenden Kapiteln, vor allem in Kapitel 4, Bezug auf vorliegende empirische Jugendstudien genommen. Zuvor aber wird in Kapitel 3 die Datenerhebung und -analyse dargestellt.

3. Datenerhebung und Datenauswertung

Das vorliegende empirische Projekt fragt nach den Deutungen junger Erwachsener zur Gestaltung von Fürsorge, also auch nach Deutungsmustern. Mit Reiner Keller ist ein Deutungsmuster als „ein historisch-interaktiv entstandenes, mehr oder weniger komplexes Interpretationsmuster für weltliche Phänomene“ (Keller 2007, 21) zu verstehen. Sie werden in der Sozialisation angeeignet, was neben Erziehung, Bildung und Peerkontakten auch Mediennutzung einbezieht. Die Positionierung der Personen zu den Deutungsmustern muss dabei nicht ausschließlich positiv sein, sie kann auch in kritischer oder kreativer Art erfolgen, sie kann bewusst und unbewusst sein (vgl. Keller 2007, ebd.). Deutungsmuster dienen der Situationsdefinition und können Handlungsorientierungen bieten, wobei dies den Handelnden nicht zwingend reflexiv verfügbar sein muss (vgl. Ullrich 1999, S. 430). Was hier geleistet werden soll, ist keine Deutungsmusteranalyse, die bereits bekannte Deutungsmuster untersucht, wie es beispielsweise Höffling et al vorschlagen (vgl. Höffling et al. 2002, Abs. 11 ff.). Vielmehr sollen sie erst ermittelt, entdeckt werden, wobei der Begriff des *Deutungsmusters* als

sensitizing concept (vgl. Lüders 1991, S. 380 f.) verwendet wird. „Deutungsmuster in diesem Sinne werden als historisch, in Interaktionen ausgebildete Interpretationsmuster der Weltdeutung und Problemlösung begriffen“ (Lüders und Meuser 1997, S. 62). Sie können komplexe Denkraum sein, deren Explikation in Erhebungssituationen über mehrere Aussagen erst deutlich werden (vgl. Lüders und Meuser 1997, S. 68 f.). Zu ihrer Entdeckung bietet sich für die Datenanalyse daher eine sequenzanalytische Vorgehensweise an, wie es beispielweise die Grounded Theory vorschlägt (vgl. Keller 2011, S. 109).

Mit interaktionistischen Theorien gedacht sind Deutungsmuster als ‚beweglich‘ zu interpretieren (vgl. Strübing 2013, S. 37). Sie müssen von den Individuen aufgerufen, aktualisiert werden und werden damit auch veränderbar (vgl. Keller 2014, S. 147 f.). Bei der Nutzung des Orientierungsrahmens spielen auch strukturelle Gegebenheiten und objektive Zwänge eine Rolle, die Deutungsmuster interpretationsabhängig und damit situativ werden lassen (vgl. Ullrich 1999, S. 430). Manche Deutungsmuster kommen vielleicht nur in bestimmten Milieus, andere wiederum in der gesamten Gesellschaft vor, aber in unterschiedlicher Stärke oder Ausprägung, zum Beispiel je nach Altersgruppenzugehörigkeit (vgl. Lüders und Meuser 1997, S. 65 f.). Da Deutungsmuster historisch sind, können sie auftauchen und wieder verschwinden. Es gibt stabile und weniger stabile Deutungsmuster (ebd.), sodass sie also nahezu situationsunabhängig oder stark situationsabhängig sein können.

Gruppendiskussionen als Datenerhebungsinstrument eignen sich für die Ermittlung von Deutungsmustern, weil angenommen werden kann, dass sie „Alltagssituationen weitgehend nahe kommen“ (Lamnek 2005, S. 34). Da ich Deutungsmuster als sozial angeeignete Interpretationsrahmen verstehe, sollte die Datenerhebung möglichst auch während einer kollektiven Ausdeutung erhoben werden, weshalb sich Einzelinterviews nicht anbieten. Ein weiteres Merkmal von Gruppendiskussionen ist, dass es mit ihnen leichter möglich ist, sich offen einem zu untersuchenden Thema anzunähern, sofern es den Diskutierenden gelingt, sich selbstständig und mit wenig Moderation durch die Forschenden unterhalten zu können (vgl. Morgan 1988, S. 40). Das „Prinzip der Offenheit“ war für mich sowohl für die Datenerhebung als auch für den Beginn der Auswertung ein wichtiges Charakteristikum.

„Offenheit zielt dagegen auf eine initiale Öffnung des Forschungsprozesses gegenüber dem im empirischen Feld vorhandenen Wissen. Wir wollen uns überraschen lassen, wollen unseren Gesprächspartnern Möglichkeiten organisieren, um im Interviewgespräch Dinge zu äußern, die

wir nie vermutet hätten. Wir wollen im empirischen Feld auf Phänomene aufmerksam werden und im Detail verstehen lernen, deren Existenz wir zuvor nicht einmal geahnt hatten.“ (Strübing 2013, S. 20)

Rekrutierung der Gruppen

Um ein möglichst selbstläufiges Gespräch zu erhalten, nutzte ich den Leitfaden eher als heuristischen Rahmen. Die Befragten sollten in den Diskussionen die Möglichkeit bekommen, „ihren eigenen roten Faden zu stricken“ (Kühn und Koschel 2011, S. 101), wozu auch gehört, die Teilnehmenden in entspannter Atmosphäre zu befragen (vgl. Krueger 1994, S. 6; Krüger 1983, S. 93). Aus diesem Grunde wurden die Teilnehmenden nicht in ein Labor oder einen an der Universität befindlichen Raum eingeladen. Die Diskussionen wurden in den Umgebungen geführt, in denen sich die Teilnehmenden im Alltag aufhalten. Das sind das Jugendzentrum, die Schule, Räume in der eigenen Universität oder Hochschule, Räume ihres Vereins oder Wohnheims. Eine entspannte Atmosphäre kann nicht geschaffen werden, indem sich die Forschenden dem Verhalten und Äußeren der Befragten annähern, sondern mit „einer authentischen Haltung des Forschers“ (Loos und Schäffer 2001, S. 46). Dabei durfte die Wirkung meiner eigenen Anwesenheit nicht verkannt werden (vgl. Lamnek 2005, S. 154), denn allzu oft wanderten die Blicke der Teilnehmenden zu mir, trotz meines Wunsches, sie mögen so tun, als wäre ich nicht da. Offensichtlich hatten die Befragten zuweilen das Gefühl, zur Thematik nun genug gesagt zu haben und warteten auf weitere Fragen von mir.

Um eine breite Datenbasis zu erhalten, strebte ich an, sowohl Realgruppen, in denen sich alle Teilnehmenden kennen, als auch künstliche Gruppen zusammenzustellen (zu den Begriffen vgl. Lamnek 1999, S. 330) und innerhalb der Gruppen nach gewissen sozialstrukturellen Merkmalen Homogenität oder Heterogenität herzustellen (vgl. Kühn und Koschel 2011, S. 81; Lamnek 2005, S. 54). Realgruppen zu finden und Homogenität sowie Heterogenität sicherzustellen, war kaum ein Problem. Das Ziel, junge Erwachsene in gewohnter Umgebung diskutieren zu lassen, erschwerte allerdings das Zusammenstellen künstlicher Gruppen. Die Diskussionen kamen in allen Fällen über Gatekeeper zustande, was es sehr wahrscheinlich machte, dass die Teilnehmenden sich untereinander kannten, weil sie auch alle schon mit den Gatekeepern bekannt waren. In nur zwei Fällen kann nicht von Realgruppen gesprochen werden, weil nicht jede teilnehmende Person jede andere Person vor dem Treffen kannte. Es war nicht

davon auszugehen, dass sich die Teilnehmenden nach der Diskussion in dieser Form erneut zusammenfinden würden. In beiden Fällen aber war die organisierende Person bei der Gruppendiskussion anwesend und kannte alle anderen Teilnehmenden. Es stellt sich somit die Frage, wie künstlich diese beiden Gruppen tatsächlich waren, denn sie stellten keine Realgruppen dar.

Ziel war es, mit der Gruppenzusammenstellung eine hohe Diversität der Gruppen und Teilnehmenden zu erhalten, weshalb die Strategie der „konzeptuellen Repräsentativität“ (vgl. Strauss und Corbin 1996, S. 149; Strübing 2014, S. 31) verfolgt wurde. Es sollten sich folgende Merkmale Bayerns in den Gruppendiskussionen wiederfinden: Regionalität (Stadt, Land), konfessionelle Unterschiede, Geschlecht, Milieu, Alter, Größe des Wohnortes⁸, Bildung, Migrationshintergrund. Die Gruppendiskussionen wurden allesamt per E-Mail und Telefon in die Wege geleitet. Anfangs wurden die Anfragen recht selektiv vorgenommen in der Annahme, dass sich so Möglichkeiten zur Durchführung von Diskussionen ergeben würden. Selbstkritisch ist anzumerken, dass ich dabei mitunter eine Suchweise angewendet habe, die sich den Vorwurf des Gruppismus gefallen lassen muss (vgl. Scherr 2014). So überlegte ich, welche Menschen welche Gedanken zur Forschungsfrage haben könnten und fragte bei entsprechenden Institutionen an.

Nachdem der vorsichtige und allzu selektive Rekrutierungsversuch gescheitert war, änderte ich das Vorgehen und versendete Mailanfragen in großer Zahl. Auf diese Weise konnten dann recht schnell interessierte Gatekeeper gefunden werden. Recherchiert wurden Fachschaften von Hochschulen und Universitäten, Feuerwehren, Jugendclubs, Kirchendjugenden, Ausbildungsbetriebe und Berufsschulen. Nachdem Ende 2015 die erste Gruppendiskussion stattfand, konnte ich dank dieser großen Anzahl an Anfragen zu Beginn des Jahres 2016 innerhalb von ca. drei Monaten elf weitere Diskussionen führen und Material „auf Vorrat“ gewinnen (vgl. Strübing 2014, S. 30). Die letzte, 13. Gruppendiskussion fand nach weiteren ca. drei Monaten statt.

⁸ Kategorie Weiler: sehr wenige Häuser; Kategorie Ort: bis unter 5.000 Einwohner*innen; Kategorie Kleinstadt: bis unter 20.000 Einwohner*innen; Kategorie Mittelstadt: bis unter 100.000 Einwohner*innen; Kategorie Großstadt: ab 100.000 Einwohner*innen. Die Angaben der Personen beziehen sich nicht zwingend auf Bayern, sofern sie beispielsweise woanders aufgewachsen sind.

Incentives wurden unterschiedlich ausgegeben. Bei einem ersten Versuch in Facebook-Gruppen Teilnehmende zu rekrutieren, wurden zehn Euro pro Person versprochen. Nachdem dies erfolglos war, wurde der Betrag auf 15 Euro angehoben. In anderen Fällen wurde oft in Absprache mit Gatekeepern entschieden, welche Anreize sinnvoll sein könnten. So wurde teilweise Pizza für die Teilnehmenden besorgt. In weiteren Fällen wurde beim Erstkontakt darauf verzichtet, direkt die Möglichkeit von Incentives zu erwähnen und sofern die Gatekeeper selbst nicht darauf eingingen, kam es vor, dass die Teilnehmenden keine materiellen Anreize von mir erhielten. Über die Notwendigkeit der Anreize kann hier keine klare Aussage gemacht werden. Es kam vor, dass Gatekeeper an die Diskussionsteilnehmenden nicht weitergaben, dass sie etwas für ihre Teilnahme erhalten werden. Dies wurde deutlich durch die Überraschung auf Seiten der Teilnehmenden bei Herausgabe der Incentives.

Das Ergebnis der Materialsammlung ist eine große Diversität. Die Diskussionen fanden in allen Regierungsbezirken Bayerns (je eine Gruppe in Unter- und Mittelfranken, Schwaben und Niederbayern; je zwei Gruppen in Oberfranken und der Oberpfalz; fünf Gruppen in Oberbayern), in sehr unterschiedlich belebten Gegenden (drei Gruppen in Orten, zwei Gruppen in Kleinstädten, und je vier Gruppen in Mittel- und Großstädten) statt. Nach unterschiedlichen Gesichtspunkten, wie zum Beispiel Geschlecht, höchstem Bildungsabschluss und derzeitiger Tätigkeit waren manche Gruppen homogen, meistens waren sie jedoch heterogen zusammengesetzt. So waren je zwei Gruppen homogen weiblich bzw. männlich, die restlichen neun Gruppen gemischtgeschlechtlich. Betrachten wir den höchsten bisherigen Bildungsabschluss, so können drei Gruppen als homogen (alle mit Hochschulreife) und zehn als heterogen gelten. Zum Zeitpunkt der Gruppendiskussion bestanden zwei Gruppen, in denen alle eine Hochschulreife innehatten, aus Studierenden, in der anderen Gruppe machten die Teilnehmenden eine Ausbildung. Die übrigen zehn Gruppen waren heterogen, was die aktuelle Tätigkeit zum Zeitpunkt der Diskussionen angeht (Schulbesuch, Ausbildung, Erwerbsarbeit nach Ausbildung). Der Altersunterschied war in vier Gruppen höchstens zwei Jahre, in neun Gruppen größer. In elf der 13 Gruppen kannten sich alle Teilnehmenden zuvor und ich konnte davon ausgehen, dass sie auch in diesen Konstellationen nochmals zusammenkommen werden.

Insgesamt nahmen an dieser Studie 63 Personen teil, von denen 32 junge Frauen und 31 junge Männer waren. Alle Teilnehmenden waren kinderlos, drei Teilnehmende waren nach eigener Aussage verheiratet. 17 der Teilnehmenden gaben an noch zur Schule zu gehen, 19 befanden sich in einer beruflichen Ausbildung, 13 studierten, eine Person war bei der Bundeswehr, drei warteten auf den Ausbildungsbeginn und eine Person gab an, eine Ausbildung zu suchen. Das bedeutet, dass neun Personen bis zu dem Zeitpunkt noch keinen Schulabschluss, sieben einen Hauptschulabschluss, 16 die Mittlere Reife, 19 die Hochschulreife und eine Person einen Bachelorabschluss besaßen. Weitere elf Personen hatten bereits eine Ausbildung absolviert, mit unterschiedlichen vorherigen Schulabschlüssen. Von den Diskutierenden lebten 23 in Orten, fünf in Kleinstädten, 15 in Mittelstädten und 20 in Großstädten. Eine Person war zum Zeitpunkt der Diskussionen 16 Jahre alt, 8 waren 17 Jahre alt, je zwölf waren 18, 19 und 20 Jahre alt, fünf waren 21 Jahre alt, sechs waren 22 Jahre alt, je zwei waren 23, 24 und 25 Jahre alt und eine einzige Person war 30 Jahre alt.

Damit lässt sich insgesamt also eine bunte Mischung Teilnehmender an dieser Studie behaupten.

Durchführung der Gruppendiskussionen

In einigen Gruppen wurde klar der Wille artikuliert, mir als forschender Person mit der eigenen Teilnahme helfen zu wollen, was möglicherweise für sie als immaterieller Anreiz gewertet werden kann.

Freikirchliche Jugend, 49

David: Herr ich danke dir jetzt für den Abend, ich dank die für die Zeit, die wir jetzt haben, ich danke dir dass der Maik jetzt da ist, und dass du uns jetzt leitest einfach, bei diesem Thema du weißt was auf uns zukommt, und wir bitten dich einfach um Weisheit, wir möchten das einfach ja dass du uns leitest, und danken dir dass du uns gute Gedanken gibst, und auch das der Maik damit gut was anfangen kann, und das wir ihm eine Hilfe sein dürfen dafür danke ich dir, und segne du einfach diesen Abend. Amen.

Ausbildung, 878

Marie: Ich würd ja ich will ja dass du eine gute Doktorarbeit hast also (Christin: Ja.) du sollst ja nicht irgendwelche Fragen a- auslassen ja.

An diesen beiden Beispielen wird deutlich, dass die Erhebungssituation mich in die Konstruktionen einbezieht und mein Verhalten damit zu einer Ko-Konstruktion wird (vgl. Unger 2016, S. 92), die als Selbstreflektion ebenfalls in die Analyse eingehen muss (vgl. u.a. Bereswill 2003; Breuer et al. 2002). Die Forschungssituation kann also

lediglich alltagsnah sein. Im Grunde kreiert die Erhebungssituation einen neuen Alltagsausschnitt, allerdings mit dem Unterschied, dass dieser anschließend transkribiert (vgl. Jensen und Welzer 2003, 9) und weiterer, methodisch angeleiteter Interpretation zugeführt wird.

Die Eingangsfragestellungen unterschieden sich in ihrem Wortlaut, wobei ich die Strategie verfolgte, den jungen Erwachsenen mehrere Stichworte für den Begriff Fürsorge anzubieten und eine eigene Wortwahl der Teilnehmenden offen zu halten. Exemplarisch führe ich hier zwei Inputs auf, denen weitere Einführungen zum Datenschutz und Hinweise vorausgingen, dass es sich bei anstehenden Diskussion nicht um eine Prüfungssituation handele, bei der es richtige und falsche Aussagen geben könne.

Soziale Arbeit, 86

Y: Gut. Ähm (.) also; was ich mö- wissen möchte ist, was äh: also (.) Thema Care Fürsorge, alles klar, aber das ist ja:, da habt ihr ja irgendwie ein spezielles Bild von; vermutlich. Und man könnte das auch noch kümmern oder sorgen oder (1) ich weiß nicht; äh man könnte das ja ganz vielfältig bezeichnen einfach; und das äh: (.) mich interessiert ja was was ihr darunter versteht. (.) Und das ist vielleicht auch erstmal egal wie ihr das nennt, oder (.) ihr werdet ja einen Begriff finden, irgendwie plötzlich ist einer da, (.) ähm (.) und genau. Was ist das für euch; dieses äh Fürsorge (.) oder Care oder sich kümmern oder (.) sorgen oder (.) ach. (.) Was auch immer. Also was ist das für euch. Diskutiert das einfach gern mal aus so:,

Studium, 62

Y: [...] ja also ähm ja also Fürsorge dass öh wir können auch einen anderen Begriff dafür finden wie Sorge, Selbstsorge; sich kümmern um jemanden oder etwas (.) ähm es gibt Berufe; die sich darum kümmern oder auch äh irgendwie nicht unbedingt nur zwingend Berufe sondern auch einzelne Menschen Individuen, oder Gruppen oder (.) was auch immer; und mich interessiert, ähm was äh sprudelt da jetzt auch aus euren Köpfen raus; was ist Fürsorge für euch. oder sorgen also welchen Begriff nutzt ihr vielleicht auch, vielleicht nutzt ihr ja auch einen ganz anderen Begriff dafür. (.) und ihr dürft einfach (.) so miteinander loslegen.

Während der Diskussionen hielt ich einen Leitfaden bereit, den ich in unterschiedlicher Form und Ausprägung abarbeitete. Dies machte ich abhängig vom Gesprächsverlauf und von der von mir wahrgenommenen Stimmung. Die Leitfadenfragen konnten in manchen Situationen immanent angewendet werden, da sie in der Diskussion schon ansatzweise thematisiert wurden. In anderen Situationen wiederum wurden sie als exmanente Fragen in die Runde eingebracht, weil die Themen vorher kaum oder gar nicht angesprochen worden waren (vgl. Bohnsack 2010, S. 208 ff.; Loos und Schäffer 2001, S. 49 ff.). Folgender Leitfaden (Tabelle 1) wurde für die erste Gruppendiskussion erstellt. Er enthält als Frage 0 das Hineingeben der Bilder, die als Stimulus verwendet wurden. Ab der zweiten Gruppendiskussion wurden diese Bilder erst gezeigt, wenn die



Diskussion an Fluss verlор und auch die immanenten Fragen keinen Gesprächsstoff mehr hergaben.

Tabelle 1: Leitfaden

Aufrechterhaltungsfragen
Gibt es sonst noch was? Könnt ihr das genauer beschreiben? Was meint ihr damit konkret? Fällt euch sonst noch was ein? Wie ging es dann weiter?
0. Schaut euch ruhig alle Bilder mal an und unterhaltet euch darüber. Könnt ihr mit den Bildern etwas anfangen? Was fällt euch dazu ein? Auf den Bildern kümmern sich manche Leute um andere oder um etwas. Gibt es Bilder, die da nicht so gut passen und andere, die besser passen?
1. Könnt ihr irgendwelche dieser Bilder mit eurem Leben in Verbindung bringen? Habt ihr sowas schon mal gesehen oder selbst gemacht?
2. Welche Erfahrungen habt ihr damit, euch um jemanden oder etwas zu kümmern? Kümmert sich jemand um euch? WORUM kümmert man sich so? Um WEN kümmert man sich so? Wer kümmert sich um euch?
3. Wie kümmert ihr euch um euch selbst? Was kann man tun, wenn man sich um sich selbst kümmern will?
4. Hat sich etwas geändert im Vergleich zur Situation eure Großeltern oder Eltern? Wie seht ihr das für eure Zukunft? Um wen oder was haben sich die Leute früher gekümmert? Hat man sich anders gekümmert? Möchtet ihr später mal etwas anders machen als eure Eltern oder Großeltern?
5. Gibt es Unterschiede zwischen Stadt und Dorf? Wie ist das denn so auf dem Land mit dem Kümmern? Machen die Leute das anders als in der Stadt?

Die 23 Bilder, die für den Stimulus im Internet gesucht wurden, zeigen sehr unterschiedliche Situationen, in denen bei einer breiten Definition von Care mutmaßlich immer Fürsorge, fürsorgliche Handlungen oder auch Selbstsorge entdeckt werden könn(t)en.

Tabelle 2: Stimulusbilder⁹

1		7		1 3		1 9	
2		8		1 4		2 0	
3		9		1 5		2 1	
4		1 0		1 6		2 2	
5		1 1		1 7		2 3	
6		1 2		1 8			

⁹ Eine Übersicht über die Quellen der Bilder befinden sich im Anhang.

Auch die Hineingabe der Bilder erfolgte situativ, folgte jedoch dem Muster, nach Irritationen und Fehlendem zu fragen. Exemplarisch hier eine Aussage von mir.

Feuerwehr 2, 986

Y: Also ihr könnt mir ja, oder ihr könnt untereinander ja diskutieren, was äh euch irgendwie irritiert, welche Bilder ihr passend findet, wo (.) wo ihr keine Fürsorge seht, ähm was euch fehlt vielleicht, was falsch ist richtig, keine Ahnung. Ja. Was ihr komisch findet.

Unmittelbar nach Ende der Diskussionen wurden mit dem Notebook Kurzprotokolle (vgl. Loos und Schäffer 2001, S. 54 f.) verfasst, in denen Auffälligkeiten und erste Eindrücke sowie die Zusammensetzung der Gruppen anhand der Sozialdatenblätter niedergeschrieben wurden.

Datenauswertung

Zur Transkription des Diskussionsmaterials wurden die ersten vier Gruppen nach theoretischem Sampling (vgl. Strübing 2014, S. 29) ausgewählt und von mir selbst transkribiert. Alle anderen Diskussionen wurden von den Hilfskräften des Projektes transkribiert, damit ich mich in die Analyse begeben konnte. Dabei fand kein theoretisches Sampling mehr statt, weil wir zwischenzeitlich entschieden, dass letztlich sämtliche Aufnahmen komplett transkribiert werden sollen.

Transkribiert wurde in Anlehnung an die Regeln von Przyborski und Wohlrab-Sahr (2010), wobei kleinere Veränderungen vorgenommen wurden. Der angewendete Detailgrad nahm nach der ersten Transkription ab, die noch dem bayerischen Dialekt entsprechend vorgenommen wurde. Im Fortgang wurde davon abgesehen, da durch spezifische Dialekte kein Mehrwert bei der Analyse zu erwarten war. Für die Darstellung der Zitate in dieser Arbeit werden die Zitate der ersten Gruppe dem Stil der anderen Gruppen angepasst.

Zeichenerklärung:

.	Stark sinkende Intonation
;	Schwach sinkende Intonation
?	Stark steigende Intonation
,	Schwach steigende Intonation
[Beginn einer Überlappung

(.)	Kurzes Absetzen
(3)	Pause von drei Sekunden
<u>Ich</u>	Betonung
Nein	Laut in Relation zur sonstigen Lautstärke
°Nein°	Leise in Relation zur sonstigen Lautstärke
Großsta-	Wortabbruch
Ja::	Dehnung von Lauten
(doch)	Unsicherheit bei der Transkription
()	Unverständliche Äußerung
((hustet))	Beschreibung von nichtsprachlichen Ereignissen oder auch Zusammenfassungen
@(.)@	Kurzes auflachen
@(3)@	Dreisekündiges Lachen
@nein@	Lachend gesprochene Äußerung
#oh nein#	Äußerung mit verstellter, nachahmender Stimme
(Y:)	In längere Aussagen eingeschobene Äußerungen anderer Teilnehmender

Will man die Forschung für sowohl stabile als auch weniger stabile Deutungsmuster offenhalten (vgl. Lüders und Meuser 1997, S. 65 f.), die entweder in kleineren Gruppen oder in der gesamten Gesellschaft vorkommen können (vgl. Höffling et al. 2002, Abs. 24 f.), so muss das Forschungsdesign dieser Offenheit angepasst sein. Die Kodiervorschläge der Grounded Theory (Strauss und Corbin 1996) bieten diese Offenheit und zeigen sich damit im Vorteil gegenüber der etwas eingeschränkteren Dokumentarischen Methode. Ihr Gegenstand sind „mithin kollektive Wissensbestände und kollektive Strukturen, die sich auf der Basis von existenziellen Gemeinsamkeiten (in konjunktiven Erfahrungsräumen) bereits gebildet haben“ (Przyborski und Riegler 2010, S. 439). Aus diesem Grunde präferieren Forschende dieser Einstellung Realgruppen bzw. homogene Gruppen, da sie die „kollektive Erlebnisschichtung“ zum Ziel haben (Bohnsack 2000, S. 378; Lamnek 1999, S. 330, 2005, S. 104; Loos und Schäffer 2001, S. 43 f.). Ich teile die Zweifel von Carsten Ullrich (1999), Thomas Kühn und Kay-Volker Koschel (2011), dass die Dokumentarische Methode über die erhobene vorgegebene Gruppenzugehörigkeit hinaus offen genug ist für die Breite der möglichen Deutungsmuster.

„Menschliches Handeln ist derart komplex und an vielfältige Einflussfaktoren gebunden, dass es nie durch die Wahl eines Gruppenzugehörigkeitsmerkmals als vorbestimmt gelten darf.“ (Kühn und Koschel 2011, S. 78)

Es zeigt sich in dieser Differenz zwischen Dokumentarischer Methode und dem Forschungsstil der Grounded Theory auch die Differenz zwischen *Symbolischem Interaktionismus* (vgl. Denzin 2000) und *Rekonstruktiver Sozialforschung* (vgl. Bohnsack 2010). Während der Symbolische Interaktionismus davon ausgeht, dass sich Meinungen erst in Gruppendiskussionen herstellen, meint die Rekonstruktive Sozialforschung, dass die Meinungen bereits ausdifferenziert sind, in die Gruppen hineingetragen und dort leidglich ausformuliert werden (vgl. Lamnek 2005, S. 39 f.). Dies waren vor der Datenauswertung Argumente dafür, mich bei dem Versuch des Entdeckens von Deutungsmustern auf die wissenschaftlichen Traditionen der *Chicago School* zu stützen, bei der ich mehr Offenheit dem Material und den Studienteilnehmenden gegenüber sah. Es stellte sich heraus, dass das „Geben-und-Nehmen-Prinzip“, was ich im Verlauf dieser Arbeit entfalten werde, ein Deutungsmuster ist, welches die Teilnehmenden eben nicht erst in den Diskussionen entwickelten, sondern bereits in die Gruppendiskussionen hineinbrachten und dort auf die ihnen gestellten Frage anwendeten (siehe vor allem Kapitel 6). Somit kann beiden Aussagen zugestimmt werden: Das Deutungsmuster war ein bereits existierendes und es wurde auf ein für viele Teilnehmende nach eigenem Bekunden neu erdachtes Themenfeld angewendet.

Grounded Theory hat vor allem im axialen Kodieren handlungstheoretische Implikationen (vgl. Strübing 2013, S. 122), da eine Kategorie unter anderem auf die „Handlungs- und interaktionalen Strategien“ hin befragt wird (vgl. Strauss und Corbin 1996, S. 76). Die Äußerungen der Befragten können ihren Ursprung in eigenen Erfahrungen haben, wenn beispielsweise jemand die Großeltern pflegen muss oder einen Care-Beruf ausübt. Sie können aber auch den Erfahrungen anderer entspringen, die unter Umständen medial oder über Eltern und Bekannte oder über Normen vermittelt wurden. Handlungstheoretische Zugänge können hier kaum weiterhelfen, da sie nicht konkret erfragt wurden. Diese Aspekte innerhalb der Analysephase nach Grounded Theory wurden also fallengelassen. Aspekte wie das Kodiervorgehen, Memoschreiben, das Vergleichen, das Hin-und-Her-Gehen zwischen dem Kodieren in verschiedenen Transkripten und dem Memoschreiben wurden umgesetzt (vgl. Strauss und Corbin 1996).

Die angestrebte Offenheit wurde nicht im gesamten Analyseprozess durchgehalten. Während zu Beginn der Analysen mit dem Offenen Kodieren ein Mittel vorhanden war, mich dem facettenreichen Material anzunähern, kam zunehmend die Frage auf, wo sich die Geschlechterkonstruktionen in den Aussagen befinden und warum sie so wenig expliziert werden in einem Feld, das fraglos „gesellschaftlich vergeschlechtlicht“ und „konkret weiblich“ ist (vgl. Motakef et al. 2018, S. 108, FN 2). Ich begab mich damit ab einem bestimmten Zeitpunkt auf die Spurensuche nach den Geschlechterbezügen in den Aussagen der jungen Erwachsenen. Mit einem geschlechtersensiblen Blick lassen sich bestimmte Formen und Kontexte von Vergeschlechtlichungen feststellen. Neben dieser Suche ist auch die Fokussierung auf Theorien zur Gabe und Reziprozität keine offene Analyse mehr. Wie in Kapitel 6 deutlich wird, habe ich die aus der offenen Analysephase gewonnenen Erkenntnisse dort mit Hilfe bestehender Theorien zu einem neuen Theoriekonzept verdichtet.

Umgang mit Geschlecht

Diese Arbeit geht ganz grundsätzlich von der sozialen Konstruiertheit der gesellschaftlichen Wirklichkeit im Anschluss an Peter L. Berger und Thomas Luckmann (1966) sowie im Speziellen auch von der sozialen Konstruiertheit von Geschlechtlichkeit und Geschlechtszugehörigkeit aus (vgl. u.a. Garfinkel 1984, zuerst 1967; Gildemeister und Wetterer 1992; Kessler und McKenna 1978). Zu dieser Annahme gehört auch, die Möglichkeit einer nicht vorhandenen oder nicht sichtbaren Vergeschlechtlichung in Betracht zu ziehen. Dazu gibt es bereits einiges an Forschung (vgl. Wetterer 2003).

Bettina Heintz und Eva Nadai (1998) untersuchten Geschlechterdifferenzierungen in drei verschiedenen Berufsfeldern. Diese Berufsfelder wurden in ihrer zahlenmäßigen Verteilung unterschiedlich mit Frauen und Männern ausgefüllt: Informatik mit überwiegend männlicher, Krankenpflege mit überwiegend weiblicher und Sachbearbeitung in einer Versicherung mit ungefähr paritätischer Besetzung (ebd., S. 83). Im Ergebnis beobachteten die Autorinnen zwar eine grundsätzliche Präsenz der Geschlechterdifferenz in allen drei Berufsfeldern, „ihre Aktualisierung ist aber erstens geschlechtsabhängig und sie manifestiert sich zweitens nicht in allen Berufsfeldern in gleichem Maße bzw. auf der gleichen Ebene“ (ebd., S. 89). Heintz und Nadai sprechen daher von der „kontextuellen Kontingenz der Geschlechterdifferenz“ (ebd., S. 88).

In ihrer Studie zur Aufteilung der Hausarbeit differenzierten Cornelia Koppetsch und Günter Burkart (1999) drei Milieus und fanden im traditionellen und familistischen Milieu „herkömmliche Geschlechterarrangements“ (Koppetsch und Burkart 1999, S. 317). Im individualisierten Milieu hingegen glauben die Menschen, „sich von traditionellen Geschlechtsrollen verabschiedet zu haben“ (ebd.), wobei bei genauerer Betrachtung auch in diesen Paaren die Hausarbeit überwiegend von Frauen erledigt wird. Die Egalität ist in diesem Milieu den Autor*innen zufolge oftmals nichts weiter als eine „Illusion der Emanzipation“, wie auch der Buchtitel verrät.

Dieses Reden von Egalität bei gleichzeitiger nicht-egalitärer Arbeitsteilung in der alltäglichen Praxis ist für Angelika Wetterer ein Aspekt dessen, was sie als „Rhetorische Modernisierung“ bezeichnet (Wetterer 2003, 2006, 2014). Diese kommt daneben auch zum Vorschein, wenn die Norm der Gleichberechtigung als „regulativ des Redens“ (Wetterer 2006, S. 12) fungiert und bestimmte Dinge nicht thematisierbar werden lässt. Nicht über Geschlecht, Mann oder Frau zu reden, heißt aber nicht, dass Geschlecht keine Rolle spielt. Es kann vielmehr ein Zeichen dafür sein, der Gleichberechtigungsnorm durch De-Thematisierung aus dem Weg zu gehen.

Regine Gildemeister und Katja Hericks (2012) nähern sich den Geschlechterdifferenzierungen aus einer eher interaktionistischen Perspektive. Sie sprechen von Geschlechterunterschieden und Geschlechterunterscheidungen. Im Anschluss an Stefan Hirschauer (1994, 2001) trennen sie in ihren Analysen das Vorhandensein von Geschlechtsmerkmalen von der situativen Herstellung eines Geschlechtsunterschiedes. Das bloße Vorhandensein eines männlichen oder weiblichen Körpers ist noch keine interaktive Herstellung von Männlichkeit oder Weiblichkeit.

Ich bin in der Analyse des Materials davon ausgegangen, dass auch und gerade im behandelten Themenbereich Care, welcher sozialwissenschaftlich in aller Regel mit Geschlecht in Verbindung gebracht wird, diese Verbindung sprachlich womöglich nicht auftaucht, beispielsweise im Sinne „kontextueller Kontingenz“ (Heintz und Nadai 1998, S. 88) oder eines „Undoing Gender“ (vgl. Hirschauer 1994, S. 678). Ich kann mich in meiner Analyse nur auf die gesprochenen Worte beziehen und verbleibe dabei streng an den Explikationen. Es soll der Versuch unternommen werden, die Analyse nicht in den „usual social scientific categories“ (Pratesi 2006, S. 5) vorzunehmen, die sich sehr oft an den Dualismen öffentlich/privat, Produktion/Reproduktion, bezahlt/unbezahlt orientieren und diese mit Männlichkeit und Weiblichkeit zusammendenken (vgl. Pratesi

2018, S. 2 f.). In den folgenden empirischen Kapiteln 4 und 5 wird deutlich werden, dass die befragten jungen Erwachsenen eine *explizite* Bezugnahme auf Geschlecht nur in bestimmten Themen vornehmen, und zwar vor allem dann, wenn es um familiäre Fürsorge und damit einhergehenden Fragen der Vereinbarkeit von Fürsorge und Beruf geht. Andere Geschlechterbezüge bleiben Einzelfälle oder werden von anderen Diskussionsteilnehmenden relativiert.

Reflektiert werden muss auch die Involviertheit meiner Person, insbesondere in die Erhebungssituation. Ich selbst werde von anderen Menschen in der Regel als Mann gelesen, weshalb die Studienteilnehmenden womöglich anders über Fürsorge reden, als wenn eine als Frau gelesene Forschungsperson in den Diskussionen sitzen und womöglich die Diskussion hier und da mit vergeschlechtlichter Mimik und Gestik begleiten würde.

4. Vorstellungen junger Erwachsener von Fürsorge

Nachdem nun der theoretische Hintergrund dieser Arbeit und die methodische Vorgehensweise zur Datenerhebung und –analyse dargelegt wurde, geht es direkt rein in das Material. Zu Beginn werden die einzelnen Gruppen dargestellt werden (Kapitel 4.1). In Kapitel 4.2 werde ich auf die ersten geäußerten Gedanken eingehen. Dies finde ich insofern interessant, als dass diese ersten Gedanken noch ein Sammelsurium verschiedener Ideen sein können, die sich dann im Laufe der Diskussion ändern, angleichen oder verschieben können. Auf Diskursentwicklungen und Meinungsänderungen werde ich dann auch in den Folgekapiteln eingehen, sofern sie sichtbar werden sollten.

In Kapitel 4.3 werde ich eine erste Strukturierung der Vielfalt von Fürsorgedefinitionen und –ansichten im Material vornehmen. Die Bandbreite der Care-Deutungen ähnelt insgesamt doch sehr der Bandbreite, die schon in der sozialwissenschaftlichen Careforschung in Kapitel 2 sichtbar wurde. Allerdings spitze ich im Fazit dieses Kapitels das Material dahingehend definitorisch zu, als dass es sich in den Erzählungen zu meist um beziehungsorientierte Denkweisen handelt, bei der das Zwischenmenschliche betont wird. Zu diesen Deutungen passt eine Caredefinition von Nancy Folbre (1995), die bisher noch nicht genannt wurde, in Kapitel 4.4 aber vorgestellt wird.

4.1 Vorstellung der einzelnen Gruppen

Es folgt eine Übersicht der Gruppen. Jeweils vor und direkt nach den Diskussionen habe ich meine Gedanken zur Entstehung und zum Ablauf festgehalten. Diese Protokolle (vgl. Loos und Schäffer 2001, S. 54 f.) sind die Basis für die nachfolgenden Darstellungen. Nach den Diskussionen habe ich außerdem Sozialdatenblätter ausgegeben, die ausgefüllt wurden (Blankoversion siehe Anhang). Die von den Teilnehmenden angegebenen Inhalte der Datenblätter sind ebenfalls im Anhang dargestellt.¹⁰

Gruppe Jugendtreff 1

Diskussionsort	Großstadt A; Jugendtreff
Zeitpunkt	November 2015
Gatekeeper	Sozialpädagog*, nicht Teil der Gruppe
Art	Realgruppe ¹¹
Incentives	Pizza und Süßigkeiten
Dauer	1 Stunde 44 Minuten inhaltliche Diskussion

Die gemischtgeschlechtliche Gruppe bestand aus sechs Teilnehmenden im Alter von 17 bis 21 Jahren. Der Bildungsstand war homogen, einzelne Diskutierende gingen noch zur Schule, andere hatten bereits die Mittlere oder Hochschulreife oder eine Ausbildung absolviert. Alle sechs Personen wohnten zum Zeitpunkt der Diskussion in einer Großstadt, wo sie, mit Ausnahme einer Person, auch aufgewachsen sind.

In der Gruppe Jugendtreff 1 wurden die Stimulusbilder direkt zu Beginn der Diskussion ausgegeben, denn schon im Pretest entstand der Eindruck, dass dieser Stimulus funktionieren wird. Die Gruppe wurde gebeten, ihre Gedanken zu Fürsorge mit Hilfe der

¹⁰ Die Inhalte zum Geschlecht, Alter, zur derzeitigen Tätigkeit, vorherigem Abschluss, Lebensstand, Aufwachsart und Wohnort sind von den Sozialdatenblättern übertragen. Etwaige Anonymisierungen sind mit eckigen Klammern deutlich gemacht.

¹¹ Unter *Realgruppen* verstehe ich Gruppen, die in dieser Zusammensetzung mutmaßlich auch außerhalb der Diskussion zusammenkommen. Unter *künstliche Gruppen* verstehe ich Gruppen, die in dieser Zusammensetzung außerhalb der Diskussion noch nicht zusammengekommen sind (siehe Kapitel 3).

Bilder zu diskutieren und schlussendlich bildeten ihrer Meinung nach alle Bilder Fürsorgesituationen ab. Einige Gruppen sortierten die Bilder nach bestimmten Kategorien oder Ideen. Hervorzuheben ist für die Gruppe Jugendtreff 1, dass mehrfach versucht wurde, die Bilder zu kategorisieren und dies in einem Fall anhand der angenommenen Maslow'schen Bedürfnispyramide taten. Dabei wurden die als am wichtigsten empfundenen Bilder unten hingelegt, als „Luxus“ bezeichnete Bilder kamen nach oben. Im Ergebnis war die Basis der Pyramide recht schmal und wurde nach oben hin breiter, da dort mehr Bilder lagen.

In der Nachbereitung der Diskussion habe ich das Jugendzentrum wie folgt beschrieben.

Das Jugendzentrum ist ausgestattet mit vielen Plakaten von Konzerten, die dort organisiert werden. Die Acts, die dort auftreten, gehören den Genres Punk, Hip Hop, Metal, Rock, Reggae etc. an. Daher ist zu vermuten, dass die Jugendlichen, die das Jugendzentrum besuchen, einem eher linken Milieu zuzuordnen sind. Die Gruppendiskussion fand im Backstage-Raum statt, wo ebenfalls viele Poster hingen. Teilweise von Bands, die einen gewissen Bekanntheitsgrad haben, jedoch wahrscheinlich nicht dem Mainstream zuzuordnen sind. (Nachbereitung Jugendtreff 1)

Gruppe Katholische Jugend

Diskussionsort	Mittelstadt A; Katholische Kirche
Zeitpunkt	Januar 2016
Gatekeeper	Teil der Gruppe
Art	Realgruppe
Incentives	keine
Dauer	1 Stunde 49 Minuten inhaltliche Diskussion

Diese gemischtgeschlechtliche Gruppe bestand aus vier Teilnehmenden im Alter von 17 bis 19 Jahren, von denen drei ein Gymnasium besuchten und sich eine Person in Ausbildung befand. Drei Personen lebten in Mittelstadt A, eine Person in einem Ort. Aufgewachsen sind nur zwei Personen in Mittelstadt A, die anderen in einem Ort.

Die Diskussion fand in einem Gebäude der Katholischen Kirche statt, wo die dortige Jugendorganisation ebenfalls einen Raum zur eigenen Verfügung hat. In diesem Raum traf ich mich mit einem Teil der Teilnehmenden und als die Gruppe vollständig

war, zogen wir in den sogenannten Clubraum um. Über den Raum ist im post script Folgendes notiert:

Im Clubraum hing ein relativ kleines Kreuz an der Wand und sonst zeichnete er sich nicht durch religiöse Bildnisse o.ä. aus. (Nachbereitung Katholische Jugend)

Im Gegensatz zu Gruppe Jugendtreff 1 wurden die Bilder hier nicht mit Beginn der Diskussion aufgedeckt, sondern erst bei Erlahmen der Diskussion und nach den immanenten und exmanenten Nachfragen (Loos und Schäffer 2001, 51ff). So wurde es fortan auch in den folgenden Gruppen gehandhabt. Die Bilder wurden in dieser Gruppe nicht mehr diskutiert, mutmaßlich, weil die antreibende Person müde war oder/und keine Lust mehr hatte.

Zum Ende signalisierte vor allem eine Person ihre Müdigkeit/Unlust und trieb das Gespräch an. Ich sah vor, dass am Ende der Diskussion die Bilder vorgelegt und diskutiert werden. Es waren zu dem Zeitpunkt bereits fast zwei Stunden vergangen, sodass die Diskutant*innen die Bilder lediglich ansahen, sie alle der Fürsorge zuordneten und beiseite legten. Eine Diskussion der Bilder kam nicht mehr zustande. (Nachbereitung Katholische Jugend)

Das Gespräch war dominiert von einem Austausch über Egoismus, wobei Britta den Ausführungen zumeist nicht zustimmte und sich überwiegend von der Diskussion fernhielt. Auf dem Sozialdatenblatt notierte sie im Feld ‚Sonstiges‘: „Theorie Mensch ist egoistisch ist zu einfach.“

Wohnheimgruppe 1

Diskussionsort	Großstadt B; Wohnheim
Zeitpunkt	Februar 2016
Gatekeeper	Teil der Gruppe
Art	Realgruppe
Incentives	15 Euro pro Person
Dauer	1 Stunde 50 Minuten inhaltliche Diskussion

In dieser Gruppe waren alle Teilnehmenden weiblich. Annähernd homogen war die Gruppe auch hinsichtlich des Alters, denn bis auf eine 20-Jährige waren alle anderen 18 Jahre alt. Sie alle wohnten zwar in einem Wohnheim in einer Großstadt, die Orte ihres Aufwachsens aber waren sehr unterschiedlich in sämtlichen Ortskategorien. Die Bildungsabschlüsse waren Hauptschulabschlüsse und Mittlere Reife.

Die Wohnheimgruppe 1 kam über eine Suche per Facebook zustande und wurde von einer teilnehmenden Person organisiert. Ich kam mit der Gatekeeperin im Facebook-Chat ins Gespräch und fragte nach den Gründen des Organisierens.

Da der Forscher schon einige Wochen vorher Aufrufe gestartet hatte und keine Gruppendiskussion zustande kam, fragte er die Freiwillige nach dem Grund für die Meldung. Grund für das Nachhaken war, dass er herausfinden wollte, was die Gründe für das Melden und Nicht-Melden sein könnten. Die Freiwillige gab an, dass sie selbst schon eine Facharbeit geschrieben hatte und dafür Proband*innen benötigte, also gut nachempfinden konnte, wie es ist, wenn man Freiwillige sucht. (Nachbereitung Wohnheimgruppe 1)

Dieser Aussage lässt eine fürsorgliche Haltung der Organisatorin mir gegenüber erkennen.

Die Gatekeeperin organisierte diese Gruppe per WhatsApp und gab an die Teilnehmenden den Eingangssatz des Gesuchs in Facebook weiter:

Als Kind kümmert sich jemand um uns, später kümmern wir uns um andere und im hohen Alter brauchen wir dann wieder Hilfe. (Facebook-Gesuch)

Die Diskussion drehte sich vor allem um die Suche nach einer Begriffsdefinition und wurde von einer Einzelperson dominiert. In der sehr wenig moderierten Diskussion besprachen die Teilnehmenden annähernd alle Bilder unter Fürsorgegesichtspunkten.

Wohnheimgruppe 2

Diskussionsort	Großstadt B; Wohnheim
Zeitpunkt	Februar 2016
Gatekeeper	saß unbeteiligt da, da in Wohnheimgruppe 1 schon teilgenommen
Art	künstliche Gruppe
Incentives	15 Euro pro Person
Dauer	2 Stunden 10 Minuten inhaltliche Diskussion

Auch in dieser Gruppe wohnten alle Teilnehmenden in Großstädten (jedoch nicht alle in der gleichen) und sind dort auch aufgewachsen. Sie war gemischtgeschlechtlich und das Teilnehmendenalter lag zwischen 17 und 20 Jahren. Divers waren auch die bisherigen Bildungsverläufe, denn einige gingen noch zur Schule, andere hatten Mittlere oder Hochschulreife bereits abgeschlossen.

Die Anbahnung der Gruppendiskussion verlief nahezu identisch wie die der Wohnheimgruppe 1. Im Unterschied zur vorigen Gruppe kannten sich in Wohnheimgruppe 2 nicht alle Teilnehmenden untereinander, es kannte lediglich die Organisatorin alle. Der Großteil der Teilnehmenden kannte ebenfalls den ersten Satz des Ausschreibungstextes. Eine Person wusste nach eigener Aussage nichts weiter über die Inhalte der Diskussion, denn „es reichte, dass die Gatekeeperin gefragt hat“ (Nachbereitung Wohnheimgruppe 2). Diese Person nahm eine Anfahrt von zwei Stunden mit dem eigenen PKW auf sich, um teilzunehmen.

Am Tag der Diskussion nahm ich wahr, dass sich das Gespräch nach ca. 45 Minuten vor allem um Politik und die Ausgestaltung der Rente drehte, wobei sich die vier männlichen Teilnehmenden an dem Gespräch beteiligten, während sich die zwei weiblichen Beteiligten zunehmend aus der Diskussion zurückzogen.

Markant an der Gruppe war für mich die Bedeutung von Politik für diese Diskussion. Es ging einem Teil der Teilnehmenden (alle männlich, die weiblichen Teilnehmenden hielten sich aus dieser Diskussion heraus) oft um Fragen der politischen Gestaltung der Rente. Nachdem ich die Eingangsfrage stellte, diskutierten anfangs alle recht allgemein. Nach ca. 45 Minuten schwang das Thema um zu Rentenpolitik und blieb bei diesem Thema. Die weiblichen Teilnehmenden nahmen nun nicht mehr teil, ich vernahm eher Langeweile bei ihnen. Nachdem ich ca. eine Stunde nicht intervenierte, wurde das Gefühl drängender, dem Gespräch eine neue Wendung zu geben, da zwei der Teilnehmenden sich bereits sehr lange nicht beteiligten. Nun diskutierten die zwei, die sich zuletzt enthielten, sofort wieder mit. (Nachbereitung Wohnheimgruppe 2)

Nach dem Durchhören der Aufnahme musste ich feststellen, dass sich die Diskussion gar nicht so sehr um Politik drehte, wie ich das am Tag der Durchführung wahrnahm. Aber auch meine Interventionen, das Thema mehr zu öffnen, kamen mir am Tag der Diskussion wesentlich problematischer vor als beim Abhören des Materials.

Gruppe Jugendtreff 2

Diskussionsort	Mittelstadt B; Jugendtreff
Zeitpunkt	Februar 2016
Gatekeeper	Sozialpädagog*innen, nicht Teil der Gruppe
Art	Realgruppe
Incentives	Pizza

Dauer

1 Stunde 54 Minuten inhaltliche Diskussion

Diese Gruppe war homogen männlich, bei einer Altersspanne von 16 bis 30 Jahren. Die bisher erreichten Bildungsabschlüsse reichten vom Hauptschulabschluss, über Mittlere bis zur Hochschulreife. Sowohl die Orte des Aufwachsens als auch die derzeitigen Wohnorte waren sehr heterogen.

Die Teilnehmenden an dieser Diskussion wurden erst vor Ort rekrutiert, da die Treffleitung meinte, dass kein Verlass bestünde, dass alle Teilnehmenden kämen, wenn vorher ein gemeinsamer Termin ausgemacht würde. Am ausgemachten Tag spielte eine größere Gruppe Anwesender Fußball, aus deren Kreis dann die Interessierten angefragt wurden. Von der Treffleitung, die die Rekrutierung vorgenommen hatte, wurde ausdrücklich ein Pizzaessen als Anreiz gesetzt. Trotz des Hinweises, dass die Teilnehmenden zwischen 17 und 25 Jahre alt sein sollten, stellte sich später heraus, dass eine Person 30 und eine weitere 16 Jahre alt waren. Bis zum Diskussionsbeginn hatten die Teilnehmenden somit keinerlei Informationen über die Inhalte. Sie vermuteten allerdings, dass es um Geflüchtete gehen würde. Die Diskussion verlief rege und sehr selbstständig.

Auffällig war, dass der 30-jährige Fragen in den Raum warf und reklamierte, dass er sich darüber in letzter Zeit Gedanken gemacht habe. Somit strukturierte er teilweise das Gespräch. Seine Redezeit im gesamten Verlauf war aber eher unterdurchschnittlich. (Nachbereitung Jugendtreff 2)

Der 30-Jährige gab die Themen zwar teilweise vor, kann aber nicht als ‚Wortführer‘ bezeichnet werden. Es kam vor, dass die anderen seine Stellungnahmen nicht aufnahmen oder zuweilen darüber scherzten.

Da die Diskussion am Abend begann, wurde die Gruppe mit den Schließzeiten des Jugendtreffs konfrontiert. Durch die rege Diskussion wurden die Bilder sehr spät vorgelegt und kurz vor Schluss noch eine Frage aus dem Leitfragen gestellt. Die Jugendlichen boten an, die Diskussion noch außerhalb des Treffs weiterzuführen, was jedoch auf Grund der späten Stunde (ca. 22 Uhr) und der Ungemütlichkeit (wir hätten im Freien auf dem Fußboden sitzen müssen) von mir nicht angenommen wurde.

Gruppe Freikirchliche Jugend

Diskussionsort	Kleinstadt A; Freikirche
Zeitpunkt	Februar 2016
Gatekeeper	Jugendpastor, Teil der Gruppe
Art	Realgruppe
Incentives	keine
Dauer	2 Stunden 10 Minuten inhaltliche Diskussion

Das Alter der teilnehmenden jungen Frauen und Männer lag zwischen 18 und 23 Jahren. Sie alle wohnten zum Zeitpunkt der Diskussion entweder in Orten oder Kleinstädten, waren also recht ländlich geprägt. Zwei Teilnehmende wohnten aber in ihrer Kindheit schon eine Zeit lang in einer Großstadt.

Die Anbahnung und Vorbereitung der Diskussion verlief über eine erste Kontaktaufnahme per E-Mail und ein Telefonat mit dem Jugendpastor, der mich gemeinsam mit seiner Ehefrau vom Bahnhof abholte, zum Diskussionsort brachte und nach der Diskussion wieder zurückfuhr. Der Jugendpastor betete vor Beginn für ein gutes Gelingen des Abends und bat um Gottes Segen. Er strukturierte die Diskussion stark, indem er Teilnehmende mitunter aufforderte oder nach ihren Gedanken und Meinungen fragte. Er lenkte das Gespräch dabei immer wieder auf Gott. Auch andere Teilnehmende rekurrierten auf Gott oder biblische Geschichten, aber nicht alle verbanden Glaube und Care. Auf sämtlichen Bildern sah die Gruppe Fürsorge abgebildet.

Gruppe Soziale Arbeit

Diskussionsort	Mittelstadt C; Hochschule
Zeitpunkt	März 2016
Gatekeeper	Teil der Gruppe
Art	Realgruppe
Incentives	15 Euro pro Person
Dauer	2 Stunden 19 Minuten inhaltliche Diskussion

Der Bildungshintergrund dieser gemischtgeschlechtlichen Gruppe war homogen, denn sie alle hatten ein Abitur und studierten. Das Alter der Teilnehmenden lag zwischen 22 und 25 Jahren, sie alle wohnten zum Diskussionszeitpunkt in Mittelstadt C, wo aber niemand von ihnen aufgewachsen ist. Ihre Kindheit und Jugend verbrachten zwei Teilnehmende in Großstädten, eine Person in einer Mittelstadt und eine weitere Person in einer Kleinstadt.

Die Teilnehmenden studieren allesamt Soziale Arbeit und engagieren sich ehrenamtlich in einem Verein. Der Verein kümmert sich um andere Menschen, wobei aus Gründen der Anonymisierung hier nicht weiter auf die Zielgruppe des Vereins eingegangen werden kann. Die Studierenden organisieren sich als Hochschulgruppe dieses Vereins.

Das Gespräch war geprägt von der Perspektive der Studienrichtung der Teilnehmenden. Dies wurde auch kurz reflektiert. [...] Auch war das Gespräch geprägt von dem Willen nach Konsensfindung, wobei seit Beginn lange eine Person gegen die anderen drei argumentierte. Gegen Ende ließ der Wunsch nach Konsensfindung nach und es wurden andere Meinungen zur Kenntnis genommen. (Nachbereitung Soziale Arbeit)

Gruppe Feuerwehr 1

Diskussionsort	Ort A; Feuerwehr
Zeitpunkt	Frühling 2016
Gatekeeper	nicht Teil der Gruppe
Art	Realgruppe
Incentives	keine von mir, jedoch Süßigkeiten von der Gatekeeperin
Dauer	2 Stunden 09 Minuten inhaltliche Diskussion

Diese Gruppe bestand aus 17- bis 25-jährigen jungen Frauen und Männern. Die bisherigen Abschlüsse der Teilnehmenden waren divers von Mittlerer Reife und Hochschulreife bis zur abgeschlossenen Ausbildung. Fünf von sechs Diskutierende wuchsen in einem Ort auf, die andere Person in einer Kleinstadt. Vier von ihnen lebten auch noch in Orten, zwei in Mittelstädten.

Die Anbahnung der Diskussion geschah über eine verantwortliche Person des Landesverbandes, die dafür sorgte, dass innerhalb der Organisation über verschiedenste

Wege auf mein Anliegen aufmerksam gemacht wurde. Es meldeten sich mehrere Personen aus verschiedenen Regionalverbänden.

Für Gruppe Feuerwehr 1 gab es eine verantwortliche Person, die mich von einem Bahnhof abholte und zum Ort der Diskussion fuhr. Sie organisierte auch die Zusammensetzung der Gruppe. Auf der Fahrt zum Diskussionsort entstand ein Gespräch.

Auf der Hinfahrt unterhielten wir uns und ich fragte, was die Intention für die Organisation der Gruppe war. Die Antwort war, dass die Jugendlichen auch mal über den Tellerrand hinaus schauen und verschiedene Aktivitäten mitmachen sollten. Das sei immer das Anliegen der Organisationsperson und dies gelte auch für diesen Fall. (Nachbereitung Feuerwehr 1)

Die Gruppendiskussion war durchzogen von Abschweifungen. Angesichts der offenen Thematik ist diese Beschreibung in vielen Fällen schwierig oder nicht zutreffend. Diese Gruppe allerdings tauschte des Öfteren Erinnerungen an eine gemeinsame Vergangenheit aus, wobei ein Bezug zur Thematik schwer festzustellen ist. Von mir erhielten die Teilnehmenden zwar keine Aufwandsentschädigung, aber von der organisierenden Person (Süßigkeiten), was deren pädagogischen Zugang zur Anbahnung der Diskussion bestätigt.

Nach der Diskussion brachte die Organisationsperson jeder teilnehmenden Person ein kleines (identisches) Dankeschön mit (wohl in Kombination mit Ostern). Ich erhielt ebenfalls dieses Dankeschön. Sie bedankte sich ausdrücklich bei mir dafür, dass ich mir die Zeit für sie genommen habe. (Nachbereitung Feuerwehr 1)

Gruppe Feuerwehr 2

Diskussionsort	Ort B; Feuerwehr
Zeitpunkt	März 2016
Gatekeeper	Teil der Gruppe
Art	Realgruppe
Incentives	15 Euro pro Person
Dauer	2 Stunden 23 Minuten inhaltliche Diskussion

Diese Gruppe eint, dass die Teilnehmenden allesamt seit ihrer Kindheit in Orten lebten und leben. Sie besteht aus jungen Frauen und Männern, deren Alter zwischen 18 und 20 Jahren lag. Die bisher höchsten Bildungsabschlüsse waren Mittlere und Hochschulreife sowie abgeschlossene Ausbildung.

Auch die Entstehung von Feuerwehrgruppe 2 geschah mit Hilfe des Landesverbandes, wie es für die Gruppe Feuerwehr 1 beschrieben wurde, und auch hier wurde ich von der organisierenden Person vom nächstgrößeren Bahnhof abgeholt und zum Ort der Diskussion gebracht. Die Fahrt zur Durchführung wurde ebenfalls zu einem Gespräch genutzt.

Als ein Motiv für das Organisieren der Gruppendiskussion nannte die Kontaktperson, auch einmal etwas Anderes machen zu wollen. Sie sprach von einem Kumpel, der gleichen Hierarchie-Ebene innerhalb der Feuerwehr tätig sei, der für so etwas nicht zu haben sei. Weiter wurde mir mitgeteilt, dass die Teilnehmenden recht unterschiedlicher Meinung seien. (Nachbereitung Feuerwehr 2)

Die Organisatorin und auch die anderen Teilnehmenden sehen sich als Jugendarbeitende, weil sie sich um jüngere Vereinsmitglieder kümmern. Die Diskussion verlief sehr selbstständig und in entspannter Atmosphäre (die Anwesenden lachten und scherzten von Zeit zu Zeit).

Zu Beginn saß bei der Diskussion jemand von der örtlichen Presse mit am Tisch, wovon ich vorher nichts wusste. Die Person beobachtete still das Gespräch und ging nach ca. 15 Minuten wieder. Ich hatte nicht den Eindruck, dass die Anwesenheit die Diskutierenden beeinflusste. Die spätere Datenanalyse erbrachte keinen Hinweis darauf, dass die Jugendlichen sich nach dem Weggang dieser Person anders verhalten oder diskutiert hätten.

Gruppe Ausbildung

Diskussionsort	Großstadt B; Ausbildungsbetrieb
Zeitpunkt	März 2016
Gatekeeper	nicht Teil der Gruppe
Art	Realgruppe
Incentives	keine
Dauer	1 Stunde 56 Minuten inhaltliche Diskussion

Von dieser Gruppe lässt sich sagen, dass die Teilnehmenden jungen Frauen und Männer dem Alter nach homogen waren, denn sie alle waren 20 oder 21 Jahre alt. Sie alle

hatten bereits einen Schulabschluss mit Hochschulreife. Aufgewachsen sind die Teilnehmenden in Orten, Klein- und Mittelstädten, wohnhaft waren sie in Orten, Mittel- und Großstädten.

Die Teilnehmenden waren Auszubildende im gleichen Ausbildungsjahr in einem Großbetrieb. Sie kannten sich zwar, waren innerhalb des Betriebes jedoch in unterschiedlichen Abteilungen tätig. Wie gut oder flüchtig sie sich kannten, ist allerdings unklar. Es war nicht anzunehmen, dass sie sich in ihrer Freizeit in dieser Gruppenzusammensetzung ebenfalls treffen würden, aber möglicherweise während ihrer Ausbildung. Die Ausbildung war so organisiert, dass alle Auszubildenden alle Abteilungen durchlaufen.

Zum Zeitpunkt der Gruppendiskussion befanden sie sich in der Lern- und Prüfungsphase im Endstadium ihrer Ausbildung. Die Teilnehmenden trugen Arbeitskleidung und wussten teilweise zu berichten, dass die Teilnahme als Arbeitszeit verbucht werden kann. (Nachbereitung Ausbildung)

Möglicherweise nahm höchstens ein Teil der Anwesenden wegen des Ausgleichs der Arbeitszeit teil, artikuliert wurde dies jedoch nicht. Wahrscheinlich erschien auf Grund der Prüfungsphase eine angekündigte Person zur Diskussion nicht.

Möglicherweise handelt es sich bei den Teilnehmenden um Menschen, die sich leicht für die Hilfe für andere mobilisieren lassen. So sammelte eine Person nach der Diskussion die Bilder selbstständig ein, obwohl sie es eigentlich eilig hatte, um den Zug zu erreichen. Eine andere Person fragte zweimal nach, ob alle Fragen und Themen behandelt worden seien und bemerkte, dass sie ja möchte, dass ich gute Ergebnisse für meine Doktorarbeit erhalte. (Nachbereitung Ausbildung)

Für die Diskussion waren von der organisierenden Person zwei Stunden vorgesehen worden und die Teilnehmenden erwarteten somit entsprechend das Ende. Da die Diskussion aber nach zwei Stunden nicht beendet war, wurde von einem Teil der Anwesenden nach kurzer Verhandlung untereinander (nicht mit mir) um ca. 15 Minuten verlängert.

Gruppe Studium

Diskussionsort	Mittelstadt I; Hochschule
Zeitpunkt	April 2016
Gatekeeper	Teil der Gruppe
Art	künstliche Gruppe

Incentives keine

Dauer 2 Stunden 06 Minuten inhaltliche Diskussion

Die Altersspanne dieser gemischtgeschlechtlichen Gruppe war mit 19 bis 24 Jahren recht groß. Gemeinsam war den Teilnehmenden, dass sie alle studierten, allerdings nicht an der gleichen Hochschule. Aufgewachsen sind sie in Klein-, Mittel- und Großstädten und sie lebten zum Zeitpunkt der Diskussion in Orten und Mittelstädten.

Die Gruppe kann nicht als Realgruppe bezeichnet werden, da sich nicht alle Teilnehmenden vor diesem Zusammentreffen kannten. Lediglich der Organisator kannte alle Anwesenden. Er fragte eine Person an, die nicht an der gleichen Hochschule studiert wie alle anderen (Franka). Der Organisator und Franka kennen sich aus einem gemeinsamen Wohnort. Franka strukturierte das Gespräch überwiegend.

Die Person, die nicht an der Hochschule der andere studierte, stellte viele Fragen und sorgte oft für thematische Wechsel. Sie zeigte dabei breites politisches Interesse. Nach der Gruppendiskussion sprach ich sie darauf an und die Person teilte mit, dass sie Mitglied eines Debattier-Clubs ist, bei dem es darum gehe sich in 15 Minuten intensiv auf ein vorgegebenes Thema vorzubereiten, um anschließend darüber zu debattieren. (Nachbereitung Studium)

Gruppe Feuerwehr 3

Diskussionsort Ort Q; Feuerwehr

Zeitpunkt April 2016

Gatekeeper nicht Teil der Gruppe

Art Realgruppe

Incentives 15 Euro pro Person

Dauer 1 Stunde 12 Minuten inhaltliche Diskussion

Die Teilnehmenden dieser Gruppendiskussion waren allesamt männlich und zwischen 17 und 19 Jahren alt. Zwei gingen noch zur Schule, die weiteren hatten Hauptschulabschluss oder Mittlere Reife. Sie sind aufgewachsen in Orten oder einer Kleinstadt und lebten dort auch. Wie die anderen beiden Feuerwehrgruppen war also die Gruppe Feuerwehr 3 eine eher ländliche Gruppe.

Zur Anbahnung trifft für diese Gruppe zu, was auch für die anderen beiden Feuerwehrgruppen zutraf, dass die Kontaktaufnahme mit Hilfe des Landesverbandes geschah. Und auch hier wurde ich vom nächstgrößeren Bahnhof vom Organisator abgeholt und zum Ort der Diskussion gefahren. Am Ort selbst kam es zu Schwierigkeiten.

Vor Ort war niemand von den Teilnehmenden anwesend, obwohl die vereinbarte Uhrzeit bereits überschritten war. Die Kontaktperson rief die Teilnehmenden an und bat sie zu kommen, einige waren bereits unterwegs. [...] Stattdessen rief die Kontaktperson spontan bei einer anderen Person an, die sich zur Teilnahme bereit erklärte. Einige Personen, die teilnehmen sollten, sagten nach Aussage der Kontaktperson recht kurz vor der Gruppendiskussion aus Termingründen noch ab. Letztlich fand die Gruppendiskussion eine halbe Stunde verspätet mit vier Personen statt. (Nachbereitung Feuerwehr 3)

Vor der Diskussion wurde der Wunsch an mich herangetragen, für die örtliche Presse ein Bild zu machen. Aus Datenschutzgründen lehnte ich das Fotografieren der Teilnehmenden vorsichtshalber ab, sodass ein gestelltes Foto mit mir und dem Organisator gemacht wurde.

Die Kontaktperson begründete mir den Pressewunsch damit, dass es für den kleinen Ort eine relevante Geschichte sei, dass die Forschung dort Interesse zeige. (Nachbereitung Feuerwehr 3)

Auch an diesem Tag wurde ich vom Bahnhof abgeholt und nutzte die Gelegenheit, um Gespräche zu führen. Auch diesmal interessierte mich, warum der Organisator sich auf mein Anliegen gemeldet hatte. Wie auch bei den beiden anderen Diskussionen mit jungen Erwachsenen der Feuerwehren begründete der Organisator hier, dass die Jugendlichen „über den Tellerrand hinaus“ Einblicke erhalten und etwas für „die Gesellschaft“ tun sollten.

Vor der Diskussion hielt die Kontaktperson eine Ansprache und bat die Teilnehmenden eindringlich, sich gut an der Diskussion zu beteiligen und offen zu sein. (Nachbereitung Feuerwehr 3)

Diesem Wunsch kamen nicht alle Anwesenden nach, eine Person fiel durch wenig Lust zur Teilnahme auf, was sich unter anderem dadurch bemerkbar machte, dass sie häufig über ihre Schulter zum Fenster hinausschaute.

Einige Male wurde sie von den anderen Teilnehmenden zur Mitarbeit aufgefordert, wobei sie teilweise signalisierte, dass alles gesagt sei. Mein Eindruck war nicht, dass es sich um eine*n Schweiger*in handelt, sondern, dass die Person schlicht wenig Interesse hatte. [...] Diese Person schaute zu Beginn auch des Öfteren auf meine Notizen, weshalb ich versuchte, sie aus ihrem Blickfeld zu nehmen. Die Intention war, sie nicht durch meine Notizen zu verunsichern. Möglicherweise war sie dadurch noch mehr verunsichert oder abgeschreckt. Wahrscheinlich erweckte ich nun erst recht den Eindruck, als hätte ich etwas zu verheimlichen. (Nachbereitung Feuerwehr 3)

Die Diskussion verlief insgesamt sehr träge und ich sah mich sehr früh gezwungen, die Bilder als Stimulus auf den Tisch zu legen. Die Gruppe arbeitete nun alle Bilder einzeln nach einander kurz ab und nach insgesamt 45 Minuten Diskussionszeit begann ich damit, mich an meinen Leitfaden zu halten. Kurz danach löste sich die Diskussion auf.

Zwischenzeitlich wurde das Gespräch durch das Auftauchen einer weiteren Person unterbrochen. Sie fragte, ob sie störe, was ich freundlich bejahte. Nach dem Ende der Diskussion kam sie erneut und stellte sich als Vorstand vor und interessierte sich für die Forschung.

Gruppe Pflegeschule

Diskussionsort	Kleinstadt H; Berufsschule
Zeitpunkt	Juli 2016
Gatekeeper	nicht Teil der Gruppe
Art	Realgruppe
Incentives	keine
Dauer	47 Minuten inhaltliche Diskussion

Diese Gruppe war homogen weiblich. Die drei Teilnehmenden waren zwischen 19 und 24 Jahren alt und hatten die Schule bereits mit Mittlerer oder Hochschulreife abgeschlossen und machten eine Ausbildung in einer Pflegeschule. Zum Zeitpunkt der Diskussion wohnten sie alle in Orten, jedoch sind sie aufgewachsen in Ort, Klein- und Mittelstadt.

Zur Anbahnung der Diskussion kommunizierte ich mit der stellvertretenden Schulleitung. Es wurde vereinbart, dass ich vorab in einem Seminar etwas zur Forschung erzähle, damit der Kurs Einblicke in die Praxis des Forschens erhält. Die anwesende stellvertretende Schulleitung versuchte die Schüler*innen dazu zu animieren, mir Fragen zu stellen.

Ich wurde teilweise gepriesen, indem den Schüler*innen sinngemäß gesagt wurde: „Hier ist der Experte, Sie können alle Fragen stellen, die Sie schon immer stellen wollten.“ Von Seiten der Schüler*innen wurden kaum Fragen gestellt, die meisten Fragen kamen in Person [sic] der stellvertretenden Schulleitung. (Nachbereitung Pflegeschule)

Nach dem halbstündigen Gespräch war den ca. 20 Schüler*innen freigestellt, an der Gruppendiskussion teilzunehmen oder den Schultag zu beenden. Im Diskussionsraum, dem „Lehrerzimmer“, fanden sich dann drei Personen ein. Nach ca. 20 Minuten Diskussionszeit verließ Isabell das Gespräch und die verbliebenen zwei Personen diskutierten weitere ca. 20 Minuten.

4.2 „Bei mir ist so als erstes in den Kopf geschossen“ – Nächstliegende Gedanken

Im Folgenden werden die Anfangsphasen der einzelnen Gruppen vorgestellt, um Einblicke in die inhaltliche Vielfalt der Deutungen zu geben, die vor allem noch in diesen Phasen deutlich wird, in denen die Teilnehmenden ihre Gedanken noch wenig sortiert haben. Deutlich soll mit dieser Darstellung der Facettenreichtum dessen werden, was die Diskutierenden alles unter Fürsorge fassen. Hier, in der Anfangsphase, sprudeln oftmals sehr viele Gedanken, die dann in der Folge der Diskussionen mehr und mehr kanalisiert werden. Daher können die Anfangsphasen einen ganz eigenen Einblick in die Gedanken der jungen Erwachsenen geben.

Die Gruppe Jugendtreff 1 bekam sofort mit Beginn der Diskussion die Bilder als Stimuli vorgelegt, sodass die Teilnehmenden nicht über ihre ersten Gedanken sprachen. Die Einstiegsfrage war nicht standardisiert und nur beispielhaft wird der Einstieg in die Gruppe Katholische Jugend hier aufgezeigt. Verschiedentlich erkundigte ich mich nach dem Vorwissen, das die Teilnehmenden von den Gatekeepern erhalten und ob sich die Diskutierenden bereits Gedanken darüber gemacht hätten, was auf sie zukommen würde. Da dies natürlich für die Deutung erster Gedanken ebenfalls relevant ist, wird es hier mit aufgeführt. Am Ende dieses Unterabschnitts wird ein Kurzfazit zu den dargestellten ersten Gedanken gezogen. Die Anfangsphasen werden hier nur schlicht und analytisch verkürzt dargestellt, da sie vor allem einen Einblick in die Art und Vielfalt der Deutungen geben sollen. Es wird in diesen ersten Phasen schon deutlich, dass bestimmte Wendungen mehrfach fallen, die auch im offenen Kodieren auffielen. Die anschließenden Unterkapitel werden sich daher diesen Codes ausführlicher widmen.

Die Abgrenzung der Sequenzen zu den ersten Gedanken findet inhaltlich statt. Sie beginnen in der Regel mit dem Stellen der Eingangsfrage durch mich und enden oftmals dann, wenn sich ein länger diskutierter einzelner Themenbereich anschließt. Dies

geschieht zu unterschiedlichen Zeitpunkten. Im Falle von Gruppe Feuerwehr 3 endet die Eingangssequenz beispielweise damit, dass die Teilnehmenden äußern, nichts mehr zu wissen oder zu sagen zu haben.

Gruppe Katholische Jugend

Katholische Jugend, 21

Y: Dann kann ich ja schonmal fragen, was glaubt ihr- also es geht nicht Fürsorge ist so ein (.) Begriff, ähm (.) mein mein Projekt hat noch einen anderen Namen, das ist auf Englisch heißt Care irgendwie. und mir geht es eigentlich um- also um kümmern im breiten Sinne. was was versteht ihr darunter; was glaubt ihr was ist das, was ist das für euch irgendwie; also (.) Fürsorge keine Ahnung können wir das auch nennen. wir können das- wie auch immer ihr das nennen wollt aber ich (.) glaube ihr wisst was ich meine,

Es wird versucht die Diskussion über Fürsorge möglichst offen zu halten, indem schwammig formuliert wird, dass es um Fürsorge, Care, Kümmern gehe. Der Verweis auf das englische Wort Care wird als eher schwer verständlich abgegrenzt, indem es auf das Projekt bezogen wird. Mit „irgendwie“ wird an mehreren Stellen versucht, eine Vagheit unterzubringen, die die Diskutant*innen von einem Einzelbegriff fernhalten soll. Es wird den Teilnehmenden das Angebot gemacht, sich auf einen eigenen Begriff einigen zu können. Diese schwammige und offene Formulierung trägt nicht für alle zu einer klaren Fragestellung bei, weshalb sich Josef der thematischen Offenheit erneut vergewissert.

Michael beginnt die Runde und zählt einige Menschen(gruppen) auf, um die man sich kümmern kann. Er beginnt mit sich selbst und zählt Mitmenschen, die ältere Generation (Senior*innen) und jüngere Menschen auf. Die Diskutant*innen sind in der katholischen Jugendarbeit tätig und so nimmt Michael Bezug auf „unsere Gruppenkinder“ (Katholische Jugend, 25), also auf die Kinder, um die sich die Teilnehmenden selbst kümmern. Dabei hebt er hervor, dass sie Verantwortung für diese Kinder haben. Josef meint, dass er das anders sieht. Er macht eine „Rangliste“, bei der er entscheidet, wieviel er sich um andere kümmern will (Katholische Jugend, 31). Priorität hat die Familie, die nächsten Menschen, um die man sich am meisten kümmert. Auch im Beruf wird sich gekümmert, aber dort eben mit Abstrichen oder Einschränkungen. Josef entscheidet selbst, wieviel „es“ ihm Wert ist, sich um andere zu kümmern. Auch Britta sagt, dass sie eine Rangliste habe (Katholische Jugend, 32). Sie stimmt aber auch

Michael zu, dass Fürsorge etwas mit Verantwortung zu tun habe und damit, sich einfach um das „Wohlergehen der Betroffenen“ zu kümmern. Peters erste Formulierung ist, dass Kümmern um andere nur dann notwendig sei, wenn eine Person selbst dazu nicht in der Lage ist, sich um sich selbst zu kümmern (Katholische Jugend, 33). Erst dann sei Hilfe für diese Person nötig. Michael fasst einige Gedanken zusammen, indem er sagt, dass Verantwortung für jene übernommen werden müsse, die sich nicht um sich selbst kümmern können (Katholische Jugend, 37). Beispielhaft führt er hier Erwachsenen-Kind-Beziehungen und Entwicklungshilfe an (Katholische Jugend, 39). Dabei findet er wichtig, dass die kümmernde Seite nicht die eigene Perspektive durchsetzen wolle, sondern die Perspektive der Seite einnehmen solle, um die man sich kümmert (Katholische Jugend, 41). Josef äußert nun seinen Gedanken, den er offenbar auch vor der Gruppendiskussion schon geäußert hatte, dass alle Menschen, die sich um andere kümmern, es letztlich nur täten, damit sie sich besser fühlten (Katholische Jugend, 42). Er verallgemeinert dies sehr stark und kritisiert es. Er glaubt, die Menschheit sei die egoistischste Spezies. Peter pflichtet diesem Gedanken bei und rekuriert dabei auf das Aufnehmen geflüchteter Menschen (Katholische Jugend, 43). Er glaubt, auch dies werde nur getan, um sich besser zu fühlen. Dieser Egoismusthese stimmen zu Beginn alle Teilnehmenden zu, bis auf Britta, die in Frage stellt, dass Menschen tatsächlich in allen Lebensbereichen egoistisch handeln würden (Katholische Jugend, 48). Die Diskussion dreht sich fortan fast ausschließlich um die Fragen, wann etwas aus Egoismus getan werde und wann nicht.

Wohnheimgruppe 1

Zu Beginn fragte ich, ob die teilnehmenden Jugendlichen wüssten, worum es ginge. Tina und Gina äußern, dass es um Pflege von Kindern, Erwachsenen und alte Menschen gehen solle. Dies sei ihnen von der Gatekeeperin Kerstin mitgeteilt worden (Wohnheimgruppe 1, 27 – 31). Die Gruppe wird nun gefragt, was die Teilnehmenden unter „Fürsorge Schrägstrich sich um irgendwas irgendwen irgendwie irgendwo (.) was auch immer; kümmern“ (Wohnheimgruppe 1, 44) verstehen würden. Tina fragt, ob es dabei nur um Menschen oder auch um Tiere gehen dürfe und der Interviewer erwidert, dass dies die Entscheidung der Diskutierenden sei.

Das Gespräch beginnt nun mit der Auseinandersetzung, ob man Fürsorge nur für Menschen oder auch Tiere oder sogar Dinge haben könne. Hierbei gehen die Meinungen auseinander. Susanne findet, dass sich Fürsorge nicht auf Dinge beziehen könne, weil beispielsweise ein Auto sich nicht dafür bedanken könne, dass es gereinigt wurde (Wohnheimgruppe 1, 49). Tina und Carla wenden ein, dass man sich um Lieblingsdinge sorgen könne, bringen also eine emotionale Bindung zu Gegenständen ins Spiel. Es kommt dann auch die Frage nach Selbstsorge auf, also nach „Fürsorge für einen selber“ (Gina, Wohnheimgruppe 1, 62), wobei Tina erwidert, dass Fürsorge sich nicht um einen selber drehen könne. Die Gruppe kommt erneut zurück zur emotionalen Bindung und diskutiert die zwischenmenschliche Verbindung der Akteur*innen zu einander. So stellen die Diskutierenden in Frage, ob der sozialpädagogische Beruf als Fürsorge gelten könne. Die Teilnehmenden selbst wohnen in einem Wohnheim und werden von Sozialpädagog*innen begleitet. Sie machen einen Unterschied zwischen Fürsorge in der Familie und einem Care-Beruf.

Wohnheimgruppe 1, 76

Tina: Ja. du würdest dich ja quasi ähm für die- also sagen wirs mal für Eltern sorgst du dich irgendwann wenn sie alt sind, dass sie ein Pflegeheim haben oder du pflegst es wenns ist wirklich selber. das würdest du mit dem Pädagogen nicht machen, außer es ist dein Beruf. (Susanne: @(.)@) ja, @(.)@ und das denk ich wieder dass das Fürsorge ist, dass das eben (.) dass es eher für Leute wo (.) wo man starke emotionale Bindung hat ist Fürsorge. weil wenn irgendjemand anders weiß ich nicht hinfällt, und sich ein Bein bricht dann sorg ich mich ja (.) rein theoretisch auch nicht so um den. weil ich kenn ihn nicht, (Susanne: Mhm)

In der Anfangsphase dieser Diskussion wird schon deutlich ein Bezug zu emotionalen Verbindung hergestellt und über die persönliche Involviertheit wird dann vor allem der Beruf der Sozialpädagogik besprochen. Hier schließen sich auch Fragen nach der beruflichen Pflicht zur Fürsorge und den Ambivalenzen von emotionaler Nähe und Ferne in diesen Berufen an.

Wohnheimgruppe 2

Auch in dieser Gruppe wird die Frage offen formuliert, was die Teilnehmenden über Fürsorge, Sorge, Kümern, „was auch immer“ denken (Wohnheimgruppe 2, 53). Es wird deutlich darauf hingewiesen, dass sie sich nicht zu stark an diesen Vorgaben orientieren mögen. Florian stellt einige Nachfragen, was alles diskutiert werden könne. Dabei nennt er Senior*innen und Kinder als Akteur* und „das soziale Umfeld“ (Wohnheimgruppe 2, 54). Ich habe versucht deutlich zu machen, dass es „ganz generell“ um

alles gehe (Wohnheimgruppe 2, 55, 57), doch Florian hakt erneut nach, ob auch Freunde, Universität und Schule angesprochen werden könnten (Wohnheimgruppe 2, 58), was ihm bestätigt wird.

Daniel beginnt nun seine Gedanken darzulegen und findet, Fürsorge bedeute, dass man für andere da ist, egal ob mit seelischer oder finanzieller Hilfe (Wohnheimgruppe 2, 64). Hilfebedürftigen solle geholfen werden. Katja stimmt dem zu und erweitert dies um eine allgemeine Unterstützung für andere, „nicht nur Leuten helfen wenn es ihnen schlecht geht“ (Wohnheimgruppe 2, 65). Sie nimmt Bezug auf die Schule, wo Projekte organisiert werden, von denen die breite Mehrheit profitiere. Katja erzählt von ihren Erfahrungen in der „Schülermitverantwortung“, wo sie sich stark engagiere (Wohnheimgruppe 2, 70). Ihrer Erfahrung nach fänden dies einige Schüler*innen übertrieben, da die Schule nur zum Lernen da sei. Andere wiederum fänden dieses Engagement und das damit einhergehende breitere Angebot sehr wichtig. Sie gibt die Frage an die anderen Diskutant*innen weiter, ob es übertrieben sei, „wenn Schüler eigentlich so viel machen“. Die folgende Diskussion dreht sich sodann sehr stark um diese „Schülermitverantwortung“ und die Schule als Ort von Fürsorge.

Gruppe Jugendtreff 2

Adnan beginnt seine Ausführungen zu Fürsorge mit der Nennung des Schlagwortes „Verantwortung“ und begründet dies damit, dass es mit Verantwortung zu tun habe, wenn man auf den „kleinen Bruder“ aufpasse (Jugendtreff 2, 47, 49). Für Robert ist Fürsorge, sich um Verwandtschaft oder Haustiere zu kümmern, auf „Ältere oder Jüngere aufzupassen, auch wenn man eigentlich keinen Bock drauf hat“ (Jugendtreff 2, 50). Robert wird im Verlaufe der Diskussion noch häufiger darauf eingehen, dass er zu Hause Hausarbeit verrichten muss und, dass er in einem Verein jüngeren Menschen etwas beigebracht habe. Thorsten fasst Fürsorge als etwas sehr Breites, Übergreifendes (Jugendtreff 2, 53). Fürsorge findet für ihn statt im sozialen, familiären Bereich und im Zusammenhang mit Tieren. Dazu zählt er auch das seelische, emotionale und körperliche Unterstützen und Kümmern. Er ist der Meinung, dass alle Menschen Fürsorge erhalten und auch geben. Aus diesem Grund erklärt er Fürsorge zu einem „sehr sehr“ wichtigen sozialen Aspekt in der Gesellschaft. Diese sehr umfassende Definition findet unter den anderen Teilnehmenden breite Zustimmung, wobei allerdings

auch gescherzt wird: „hast einen Orden verdient Alter“ (Adnan, Jugendtreff 2, 59). Einige Teilnehmende meinen, dass sie nichts weiter wüssten und nichts weiter dazu zu sagen hätten.

Finn findet erneut Einstieg in die Diskussion, indem er kundtut, dass er sich um seinen Großvater und seine Familie kümmere (Jugendtreff 2, 67). Adnan ergänzt nun, dass es auch Fürsorge sei, auf seine Eltern im Alter aufzupassen, „wie die auf dich aufgepasst haben“ (Jugendtreff 2, 68). Finn erwidert, dass es dafür allerdings auch die Rente gebe, damit man sich nicht allzu sehr um die Eltern kümmern müsse, räumt aber gleichzeitig ein, dass man sich „letzten Endes“ doch um die Eltern kümmern müsse (Jugendtreff 2, 71). Hier findet eine Gegenüberstellung von staatlicher und privater Fürsorge statt, wobei die staatliche Fürsorge der Entlastung der privaten Fürsorge dient. Die Gruppe bespricht nun genauer verschiedene Deutungen des Generationenvertrages.

Gruppe Freikirchliche Jugend

Bis auf den Jugendpastor, der die Gruppe organisiert hatte, kannten alle anderen vor dem Zusammentreffen nur das Stichwort „Fürsorge“. Manche haben am Tag der Diskussion erst entschieden teilzunehmen und hatten sich zuvor noch keine Gedanken über das kommende Gespräch gemacht. Paul erwähnt als Vorgesdanken, dass es bei Fürsorge um das Kümmern der Eltern um die Kinder und das spätere Kümmern der Kinder um die Eltern gehe (Freikirchliche Jugend, 60).

David, der Jugendpastor, meint, dass Gott sich um „uns“ kümmere und wenn er dies nicht tun würde, „würds mit uns ziemlich schlecht aussehen“ (Freikirchliche Jugend, 64). Jakob verbindet Fürsorge zwar zuerst einmal mit Hilfsbereitschaft, da in dem Wort aber „Sorge“ steckt, verbindet er dies mit Menschen, die ihm etwas bedeuten (Freikirchliche Jugend, 77). Daher ist Fürsorge für ihn eine „Steigerung“ von Hilfsbereitschaft. Hilfsbereitschaft gilt demnach fremden Menschen, Fürsorge gilt Menschen, die man gernhat. Anna denkt als erstes an ihre Familie, speziell an ihre Eltern, die sie beschützen, sich um sie sorgen (Freikirchliche Jugend, 81). Fürsorge ist für Anna, wenn man Menschen gernhat und sich um ihr Wohlbefinden kümmert, ihnen hilft, schaut, dass sie ein gutes Leben haben. Sebastian denkt zuerst an den Jugendpastor David, weil Kinder mit ihren Problemen zu ihm kommen können, ihm „irgendwas aufs

Herz legen“, was sie in der eigenen Familie nicht ansprechen können, weil die Eltern ihnen zu nahe sind (Freikirchliche Jugend, 83). Amelie stimmt Sebastian zu und führt aus, dass auch sie Hilfsbereitschaft von Fürsorge unterscheide (Freikirchliche Jugend, 86). Sie arbeitete in einem Krankenhaus und findet, dass man nicht für alle Patient*innen Fürsorge haben solle, weil man sonst ein „Problem mit sich selbst“ bekommen würde. Im Krankenhaus solle man hilfsbereit sein, aber keine Fürsorge geben. Fürsorge lasse sich nicht erzwingen, weil sie mit Zuneigung einhergehe. Paul denkt als erstes an Eltern-Kind-Beziehungen und meint, dass Fürsorge damit zu tun habe, auf jemanden aufzupassen und Verantwortung für jemanden zu übernehmen (Freikirchliche Jugend, 88). Er schließt sich den vorigen Ausführungen an, dass man eine „engere Beziehung“ zu den Personen hat, um die man sich kümmert.

In Davids nun anschließenden Ausführungen stellt er fest, dass es ihm schwerfalle, auf „dem menschlichen (.) Trip da“ zu bleiben (Freikirchliche Jugend, 89). Fürsorge ist für ihn, was Jesus am Kreuz für alle Menschen getan hat. Er habe sich für die Menschen geopfert und so für sie gesorgt und die Menschen müssten sich nun keine Sorgen mehr um sich selbst machen, sollten sich dafür aber um andere Menschen kümmern.

Gruppe Soziale Arbeit

Vor der eigentlichen thematischen Diskussion initiierte ich ein Gespräch darüber, was die Teilnehmenden schon vom Thema wüssten. Es wurde gesagt, dass sie nur das Stichwort „Fürsorge“ zur Kenntnis bekommen hätten und nicht mehr.

Frank beginnt mit seiner Darstellung und bezieht Fürsorge vor allem darauf, dass ein Verein, eine Institution oder eine Person für jemanden Sorge (Soziale Arbeit, 91). Fürsorge sei für ihn, die Situation von Menschen zu verbessern. Er bezieht sich dabei vor allem auf Vereinsarbeit. Er ist selbst ebenfalls Vereinsmitglied, so wie alle anderen Teilnehmenden auch. Tanja grenzt Fürsorge von Kümmern ab (Soziale Arbeit, 93). Fürsorge habe für sie mit Sorgenmachen zu tun, also auch damit, sich um jemanden zu ängstigen. Beim Kümmern falle diese Angst weg und man kümmere sich aus Zuneigung um jemanden. Auch Sabine unterscheidet Fürsorge von Kümmern, wobei Fürsorge für sie professionell und Kümmern privat sei (Soziale Arbeit, 96, 98). In der Fürsorge mache sie Dinge für Geld, die sie privat nicht machen würde. Im Privaten finde

mehr Freiwilligkeit statt und im professionellen Bereich mehr Verpflichtung. Eine weitere Unterscheidung sei die Anwendung von Gesprächsführungstechniken im professionellen Bereich. Dieser Versuch einer grundsätzlichen Unterscheidung zwischen privater und professioneller Fürsorge findet auch im restlichen Verlauf der Diskussion statt.

Gruppe Feuerwehr 1

Vor Beginn der Diskussion erkundigte ich mich, worauf die Diskutant*innen inhaltlich vorbereitet wurden. Diese teilen mit, dass die nicht teilnehmende Person lediglich erzählte, dass es sich um eine Gruppendiskussion handeln werde und ich Soziolog*in sei. Ansonsten hätten die Teilnehmenden „keine Ahnung“ (Nora, Feuerwehr 1, 26).

Die Anfangsphase der Diskussion umfasst ca. 60 Absätze (Feuerwehr 1, 112 – 172) und ist damit einer der längsten Anfangspassagen im Sample. Die Gruppe hat Schwierigkeiten ins Thema zu finden, da es „kein leichtes Thema“ und „vielseitig“ ist (Mona, Feuerwehr 1, 112, 114). Mona versucht eine erste Aufzählung von Stichworten und nennt „deine Kinder, Mitmenschen, deine Eltern die du pflegen musst“ (Feuerwehr 1, 116). Dem pflichtet Andreas bei und auch Nora meint, dass sie als erstes an die elterliche Fürsorgepflicht dachte. Kurz sprechen die Teilnehmenden darüber, wie „wir unsere Kinder erziehen wollen“ (Mona, Feuerwehr 1, 123), wobei der Tenor ist, dass sie sich als Kinder über ihre Eltern beschwert hätten, die Erziehung nun im Nachhinein aber guthießen. Ulrich quittiert Monas diesbezügliche Anmerkung mit einem „Ehrlich?“ (Feuerwehr 1, 129), doch wird dies nicht weiter ausdiskutiert. Das Gespräch erlahmt und die Gruppe fragt sich, worüber nun gesprochen werden solle. Ulrich schlägt vor, „global“ zu diskutieren (Feuerwehr 1, 145), Mona möchte allerdings nicht über „Flüchtlinge reden“ (Feuerwehr 1, 148), denn „das artet aus“, pflichtet Ulrich dem bei (Ulrich, Feuerwehr 1, 150).

Nora greift diesen Faden auf und bringt Fürsorge nun mit Verantwortung in Verbindung (151). Ihrer Meinung nach hätten „Industrienationen“ gegenüber „ärmeren Nationen“ eine Verantwortung. Ulrike findet nun: „Im Prinzip trägt eigentlich jeder für jeden Fürsorge“ (Feuerwehr 1, 154). In dieser Aussage ersetzt *Fürsorge* das Wort *Verantwortung*, was Nora zuvor gleichsetzt (Feuerwehr 1, 153). Ulrike erläutert diese allzeitliche Fürsorge für alle Menschen damit, dass „du“ nicht durch Ortschaften „bretterst“, wenn

ein Kind die Straße überquert. Abbremsen ist für Ulrike somit Teil von Fürsorge (Feuerwehr 1, 154). Ulrike ergänzt, dass man auch für die eigenen Haustiere Fürsorge habe (Feuerwehr 1, 164). Andreas und Mona pflichten diesem Gedanken bei (Feuerwehr 1, 165, 166). Mona bringt nun Fürsorge für Großeltern ins Spiel (Feuerwehr 1, 172) und erstmals diskutiert die Gruppe länger an einer Thematik. Problematisiert wird, dass sich einige Omas nicht helfen lassen wollen und wie mit ihnen umgegangen werden müsste.

Gruppe Feuerwehr 2

Nach dem vagen und offenen Input folgt zwischen Fabian und mir eine Phase der Präzisierung, in der hervorgehoben wird, dass es darum gehe, was die Teilnehmenden unter Fürsorge verstünden (Feuerwehr 2, 12 – 16). Beispielhaft benennt Fabian hier die Zielgruppen Kinder und Jugendliche sowie Vereine, Gesellschaft und das Privatleben als Orte der Fürsorge (Feuerwehr 2, 14, 15).

Michaela beginnt mit dem ersten Statement. Sie war diejenige, die diese Gruppendiskussion organisiert, also auch die Teilnehmenden angefragt hatte. Sie beginnt damit, Fürsorge auf Jugendarbeit zu beziehen (Feuerwehr 2, 24) und wird von mir sehr schnell in ihren Ausführungen unterbrochen (Feuerwehr 2, 25). Ich gebe meine Unsicherheit kund, ob ich selbst das Thema Jugendarbeit eingebracht hätte. Michaela weist darauf hin, dass dies ihr eigener Fokus sei und ich rechtfertige die Unterbrechung mit der Unsicherheit darüber, ob es allen klar sei, dass es um einen offenen Fürsorgebegriff gehe. Es stellt sich heraus, dass Michaela, die die ursprüngliche Anfrage zu dieser Gruppendiskussion nicht von mir erhielt, sondern von der Dachorganisation, den Fokus auf Jugendarbeit legt, weil dies zuvor als Rahmung so kommuniziert worden sei (Feuerwehr 2, 26). Ich weise daher darauf hin, dass es keinen inhaltlichen Rahmen gebe, Jugendarbeit aber dennoch gern diskutiert werden könne (Feuerwehr 2, 29).

Michaela beginnt erneut mit ihrer Deutung und versucht es nun mit allgemeineren Formulierungen (Feuerwehr 2, 67). Fürsorge bedeute für sie zu erkennen, was andere benötigen und zu ermitteln, wie sie das Benötigte geben könne. Dabei versuche sie, sich in die andere Person hinein zu versetzen. Phillip ergänzt seinen Standpunkt und

verweist explizit auf Jugendliche (Feuerwehr 2, 69). Diese Fokussierung auf Jugendarbeit bleibt weiterhin bestehen und zieht sich letztlich durch einen Großteil der Diskussion. Das ist auch abseits der Entstehungsgeschichte der Diskussion naheliegend, weil alle Beteiligten zum Zeitpunkt der Erhebung in der freiwilligen Jugendarbeit tätig waren.

Gruppe Ausbildung

Zu Beginn der Diskussion werden die Teilnehmenden gefragt, was sie über die bevorstehende Thematik wüssten (Ausbildung, 5) und es wird geantwortet, dass man lediglich noch das Stichwort „Fürsorge“ kenne.

Christin meint, sie hätte als erstes an Rente und Fürsorge im Alter gedacht, dass man sich um „Omas und Opas“ kümmere (Ausbildung, 31). Sie erwähnt, dass Fürsorge auch auf andere Menschen abziele, die bedürftig sind. Tim bestätigt, dass auch er an die ältere Generation gedacht hätte, jedoch auch an Fürsorge von Eltern für Kinder (Ausbildung, 32). Ein weiterer Gedanke von ihm war „Nächstenliebe“, also sich um Menschen zu kümmern, mit denen man nicht verwandt ist. Steffi bestätigt das zuvor Gesagte und fügt hinzu, dass sie auch daran gedacht hätte, wie man für das eigene hohe Alter vorsorgen könne (Ausbildung, 33). Marie führt nun aus, dass sie eigentlich an sich selbst gedacht hätte, wobei sie vor allem an die Menschen dachte, die ihr wichtig seien und, dass sie sich um diese Sorge (Ausbildung, 34). Sie hätte aber auch an Fürsorge bei der Arbeit gedacht. Dort bedeute Fürsorge für sie, zuverlässig Emails zu beantworten und sich organisatorisch und menschlich um Dinge zu kümmern. Auf Nachfrage von Christin beschreibt Marie fürsorglich-sein als Gegenteil von egoistisch-sein (Ausbildung, 36). Es folgt ein Austausch darüber, ob das Wort „Fürsorge“ sprachlich auch verwendet würde, was Marie bejaht (Ausbildung, 41 – 44). Tim nutze dieses Wort „fast nie“ und findet, dass es negativ behaftet sei, weil Sorgenmachen darin stecke (Ausbildung, 45). Er denkt dabei vor allem daran, dass sich seine Mutter um ihn Sorge, wenn er spät nach Hause kommt. Pünktlichkeit am Arbeitsplatz, wie es für Marie Fürsorge ist, sieht Tim nicht als solches an (Ausbildung, 51). Für ihn ist Fürsorge vor allem etwas Zwischenmenschliches. Steffi verortet ebenfalls Pünktlichkeit unter Fürsorge, da man damit anderen Menschen nicht die Zeit raubt. Auch Höflichkeit und Respekt fallen für sie unter Fürsorge. Damit nimmt Steffi Maries Fürsorgedeutung auf.

Marie ergänzt, dass es fürsorglich sei, wenn man sich nach dem Befinden anderer Menschen erkundige und bringt eine Kollegin als Beispiel an, die von den anderen Teilnehmenden ebenfalls als „perfektes Beispiel“ für Fürsorge angeführt wird (Ausbildung, 55, 56). Nun ergänzt Tim weitere Personen, die fürsorglich seien, weil sie an anderen Menschen interessiert seien (Ausbildung, 57). Die Gruppendiskussion kreist von nun an um Fürsorge als menschliche Eigenschaft.

Gruppe Studium

Die Gruppe sagt, sie kenne nicht mehr als das Stichwort „Fürsorge“ und habe sich kaum Gedanken über die bevorstehende Diskussion gemacht.

Christian fällt beim Thema Fürsorge als erstes der Wehr- bzw. Zivildienst ein, wobei durch die Abschaffung beider aus Fürsorge eher eine Sorge geworden sei (Studium, 63). Dies wird nicht weiter erläutert, aber Beteiligte schmunzeln verstehend. Franka stellt die Frage, ob auch der Staat Fürsorge gebe und meint, dass dies eine Perspektive wäre, Fürsorge zu sehen (Studium, 66). Fürsorge wäre demnach, wenn sich der Staat oder Gruppen um andere kümmern. Emil fragt, wie man Fürsorge definieren wolle und wann ein Mensch Fürsorge benötige und wann nicht (Studium, 69). Franka antwortet darauf, dass jeder Mensch in einem Abschnitt seines Lebens Fürsorge benötige (Studium, 70), als Kind, als Schüler*in und auch im Alter. Ihre Beispiele deuten an, dass sie weiterhin an den Staat als gebenden Akteur denkt. Nils bestätigt diese Gedanken und meint ergänzend, dass jeder Mensch auch sein Leben lang Fürsorge geben möchte (Studium, 71). Emil sieht Fürsorge eigentlich als Hindernis dafür an, dass „der Stärkere gewinnt“, weil das einzelne Individuum Energien an andere abgebe (Studium, 79). Er meint, dass fürsorgliches Handeln somit ein evolutionärer Fortschritt sei, weil ein Individuum Probleme nicht alleine lösen könne und andere nun dabei helfen sollten. Energien an andere abzugeben widerspreche somit dem eigenen Lebenserhaltungstrieb, so Emil. Nils stellt nun zur Diskussion, dass es einen Unterschied mache, ob man etwas tue um selbst etwas zurück zu erhalten oder weil es einfach das „Bedürfnis“ sei, Fürsorge zu geben (Studium, 82). Die Unterscheidung ist die Intention: Geht es um die andere Person oder geht es um mich selbst? Franka glaubt, dass man schon „relativ weit in die Geschichte zurück gehen müsste“ um die reine Ich-Bezogenheit zu sehen, denn die Menschen haben sehr früh Kollektive gebildet und begonnen,

sich um einander zu kümmern (Studium, 85). Für sie ist der egoistische Lebenserhaltungstrieb ins „Kämmerchen“ im Inneren des Menschen gerückt, dominant ist jedoch, dass alle Menschen eine Rolle innehätten und sich somit umeinander kümmerten. Daraufhin wird 13 Sekunden lang nichts erwidert. Die weitere Diskussion dreht sich sehr stark um Crowdfunding und darum, dass man das Spenden anreizen könnte, indem den Spendenden etwas zurückgegeben wird.

Gruppe Feuerwehr 3

Leon denkt als erstes an Caritas, weil diese Organisation anderen hilft (Feuerwehr 3, 29). Er denkt also eher im institutionellen, nicht im staatlichen Rahmen. Karsten denkt als erstes an die Familie, an Fürsorge „untereinander“ und an den Pfarrer, was (im alltäglichen Sinne) nicht so sehr institutionell zu sein scheint (Feuerwehr 3, 30). Ähnlich sieht es auch Markus, dem als erstes sein Freund einfällt, der im Koma liegt und an den die gesamte Klasse denkt, ihm Postkarten schreibt und für ihn betet (Feuerwehr 3, 31). Moritz, der ohnehin in der Diskussion eher wortkarg ist, schließt sich nur dem bisher Gesagten an (Feuerwehr 3, 32). Auch die Feuerwehr wird nun genannt (Feuerwehr 3, 33). Während der Diskussion sitzen die Teilnehmenden in einem Gebäude der Feuerwehr, wobei unbekannt ist, ob sie auch Teil der Feuerwehr sind, oder ob die organisierende Person, die nicht an der Diskussion teilnimmt, lediglich die jungen Erwachsenen kennt und sie aus diesem Grunde um die Teilnahme bat.

Moritz findet, dass es sich auch um Fürsorge handele, wenn man einfach beieinander ist und „palavert“ (Feuerwehr 3, 34). Leon nimmt das Stichwort „Feuerwehr“ nun auf und unterscheidet anhand dessen die Fürsorge auf dem Land von jener in der Stadt (Feuerwehr 3, 40). Die Feuerwehr scheint für ihn ein Symbol der Hilfe untereinander zu sein und dafür, dass man sich kennt. Diese Unterscheidung wird auch von den anderen aufgegriffen und es wird hervorgehoben, dass es ein wesentliches und positives Charakteristikum ist, sich zu kennen. Fürsorge unter Bekannten hat eine andere Qualität als Fürsorge unter Fremden. Fürsorge für Menschen, die Karsten nicht kennt, findet er nicht so gut (Feuerwehr 3, 43). Die Einstiegsphase ist nach diesen wenigen Aussagen beendet und ich beginne mit den Nachfragen.

Für Isabell ist Fürsorge zuvorderst „so eine Art soziale Sicherheit“ (Pflegeschule, 21). Sie denkt dabei an den Staat, der die Krankenversicherung organisiert. Wichtig dabei ist auch, dass man etwas dafür erhält, wenn man etwas gegeben hat. Beas erster Gedanke hingegen gilt nicht dem Staat, sondern der Familie und dem privaten Bereich (Pflegeschule, 41). Sie beschreibt, dass man schon als Kind Fürsorge gebe, wenn man sich um Kuscheltiere, Puppen und Geschwister kümmere. Laura wirft die Mutter-Kind-Beziehung und das Kümmern um Haustiere ein (Pflegeschule, 41, 42). Isabell begründet ihre Gedanken an den Staat mit der aktuellen politischen Lage, wobei sie den Brexit und die Migrationspolitik nennt (Pflegeschule, 44, 46). Sie bestätigt, dass für sie auch die Familie mit Fürsorge zu tun habe und ergänzt ihre Arbeit mit Patient*innen (Pflegeschule, 46). Bea nimmt dies auf und bestätigt, dass ihr beim Thema viele Gedanken in den Sinn kämen, die sie aus der Schule kenne (Pflegeschule, 47). Laura unterstreicht, dass sie als letztes an den Staat gedacht hätte (Pflegeschule, 48) und Bea sieht den Staat auch erst als Fürsorgebereich, seit Isabell dies erwähnte (49). Sie wiederholt, dass sie als erstes an Freunde und Familie gedacht hätte. Isabell rechtfertigt sich nun erneut und begründet ihre Gedanken damit, am Morgen der Gruppendiskussion einen Artikel in der Zeitung gelesen zu haben (Pflegeschule, 53). Erstmals nennt Laura ihre ersten Gedanken, die sich um Pflege-theorien drehten (Pflegeschule, 50). Bea greift dies auf und bestätigt, dass man vor dem Hintergrund einer bestimmten Pflege-theorie an Fürsorge denken könne (Pflegeschule, 54). Dieses Gelernte sei noch „frisch“, sagt sie (Pflegeschule, 56). Bea bestätigt nun auch, dass man an Geflüchtete denken könne, wenn es um Fürsorge gehe (Pflegeschule, 58). Isabell hält fest, dass es sehr individuell sei (Pflegeschule, 62), was man als Fürsorge fasst: „Ja jeder Mensch macht sich auch anders Sorgen“ (Laura, Pflegeschule, 63).

Isabell bringt die Frage auf, ob die Anwesenden nicht alle ein „Helfersyndrom“ hätten und deshalb „hier“ seien (Pflegeschule, 66). Bea bejaht dies und meint, dass sie „weniger egoistische Eigenschaften“ an sich habe, da sie zuerst an andere Leute denke (Pflegeschule, 67). Auch Isabell greift diese Unterscheidung zwischen Fürsorge und Egoismus auf und sagt, dass sie sich Egoismus teilweise auch angewöhnt habe (Pflegeschule, 70). Vor allem der gerade zu erlernende Beruf verlange von ihr eine bestimmte ‚Menge‘ Egoismus, da sie sonst ausgenutzt werden könne und „der Depp vom

Dienst“ sei. Dem pflichten Bea und Laura bei. Der Pflegeberuf, so beschreibt es Isabell, erfordere es, dass man fürsorglich ist und sehr viel „investiert“ (Pflegeschule, 73). Dies sei integraler Bestandteil und Voraussetzung zur Durchführung dieses Berufes. Gleichzeitig aber werde Egoismus benötigt, um nicht ausgenutzt zu werden (Pflegeschule, 75).

Bemerkenswert ist, dass erst ungefähr 25 Absätze nach dem Einstieg in die Diskussion der eigene Beruf in der Fürsorge verortet wird (Pflegeschule, 46). Dies mag daran liegen, dass die Diskutierenden ihre berufliche Situation mit Anstrengungen verbinden, die die Fürsorge aus ihrem Blick geraten lassen. Der Pflegeberuf wird als entlohnte Verpflichtung und somit als nachrangige Fürsorge empfunden. Die Einführungsphase dieser Gruppe hilft bei der Interpretation kaum weiter. Im Material wird insgesamt erkennbar werden, dass die Befragten einen Unterschied machen zwischen freiwilliger und bezahlter Fürsorge.

Fazit zu den ersten Gedanken

Zu erkennen ist eine Vielfalt an Formulierungen und Bezugnahmen bei den ersten Gedanken aller Diskussionsteilnehmenden. Viele dieser Gedanken finden sich in unterschiedlicher Form, in irgendeiner Weise in mehreren Gruppen wieder. So reden die Diskutant*innen häufig über Akteur*innen, die an der Fürsorge beteiligt sind. Dies wird von mir in der Eingangsfragestellung teilweise angeboten, jedoch nicht immer, wie in Gruppe Katholische Jugend zu sehen ist. Dabei wird darüber gesprochen, um wen man und wer sich kümmern kann. Michael (Katholische Jugend) zählt dabei Senior*innen und jüngere Menschen explizit auf, während Daniel (Wohnheimgruppe 2) etwas generalisiert von allen Hilfebedürftigen spricht, die Fürsorge erhalten können oder sollen. Auch Haustiere, Kuscheltiere und Puppen werden als Empfangende von Fürsorge erwähnt. Darüber hinaus wird den Teilnehmenden zufolge auch vom Staat Fürsorge gegeben (Feuerwehr 1). Wenn Empfangende in den Fokus gerückt werden, gibt die Fürsorge entweder eine nicht genau bestimmbare Person (z.B. „Industrienationen“ oder „man“) oder das Selbst, also die Person, die die Aussage tätigt. Wenn über familiäre Fürsorge, oder genauer über Eltern-Kind-Beziehungen gesprochen wird, kann das Selbst auch als empfangend artikuliert werden (z.B. Feuerwehr 1), während die Eltern

Fürsorge geben. Andere Gebende können Organisationen sein wie Vereine, Feuerwehr, Caritas und auch der Staat, zum Beispiel mittels Rente (Jugendtreff 2). Der Hintergrund der Gruppen selbst spielt eine wesentliche Rolle dabei, wer als Akteur*innen von Fürsorge aufgeführt wird. Katja (Wohnheimgruppe 2) spricht über die „Schülermitverantwortung“, bei der sie sich engagiert. Frank (Soziale Arbeit), der Mitglied in einem Verein ist, zählt Vereine als Akteure auf, die sich um andere sorgen. Michael (Katholische Jugend), der in der katholischen Jugendarbeit tätig ist, bezieht sich auf „unsere Gruppenkinder“, um die er sich und die anderen Diskutant*innen der Gruppe kümmern. Adnan (Jugendtreff 2) erzählt, dass er sich um seinen kleinen Bruder kümmert, indem er auf ihn aufpasst. Solche Beispiele finden sich häufig, doch nicht in allen Fällen wird diese Bezugnahme so deutlich.

In vielen Fällen wird Fürsorge auch mit Verantwortung zusammen gedacht. So zum Beispiel, wenn auf Geschwister aufgepasst wird, wenn Eltern auf ihre Kinder aufpassen oder wenn Jugendarbeiter*innen Verantwortung für die Kinder haben, die sie betreuen. Michael (Katholische Jugend) findet, dass man Verantwortung für jene übernehmen müsse, die sich nicht um sich selbst kümmern könnten und Nora (Feuerwehr 1) sagt, dass „Industrienationen“ Verantwortung gegenüber „ärmeren Nationen“ hätten. Wenn es um Verantwortung geht, geht es also in der Regel auch um Bedürftigkeit bzw. Angewiesenheit. Hierbei machen sich allerdings zwei Pole auf. So findet Peter (Katholische Jugend), dass Fürsorge erst nötig werde, wenn sich eine Person selbst nicht mehr um sich kümmern könne. Dagegen findet Katja (Wohnheimgruppe 2), dass man Menschen nicht erst dann helfen solle, wenn es ihnen schlecht geht. Erkennbar wird außerdem, dass es sich erst einmal um eine angenommene Angewiesenheit handelt. So beklagt Sabrina (Feuerwehr 1), dass ihre Oma sich nicht helfen lassen wolle. Ein Teil der Familie geht also davon aus, dass die Oma Hilfe benötige, doch diese sieht es scheinbar anders. Dies wird auch deutlich, wenn Michaela (Feuerwehr 2) davon spricht, dass zur Fürsorge gehöre, zu erkennen, was andere Personen benötigten. Ob dies richtig erkannt wird, bleibt hier erst einmal unbeantwortet. Voraussetzung ist dafür das Interesse an anderen Menschen (Ausbildung), Empathie, um sich in die anderen Menschen hinein zu versetzen. Empathie oder einfach Mitgefühl, ist somit eine Voraussetzung von Fürsorge.

Hier spielt also auch die Intention eine ganz wesentliche Rolle. Sprechen die Diskutant*innen über die Intention zum Geben von Fürsorge, so befinden sie sich häufig in

einer Diskussion über Egoismus. Gerade in der Gruppe Katholische Jugend, in der Michael sagt, dass man gerade nicht die eigene Perspektive durchsetzen solle, wird anschließend durchweg über Egoismus gesprochen. Dabei vertritt Josef die harte Linie, dass jegliches menschliche Handeln auf das Selbst abziele und damit egoistisch sei. Nils (Studium) sieht einen wesentlichen Unterschied darin, ob man etwas für andere tue, um letztlich etwas für sich selbst zu gewinnen, oder ob man es tue, weil man das Bedürfnis danach habe. Die Teilnehmenden der Gruppe Pflegeschule, die alle eine Lehre zur Gesundheits- und Krankenpflege absolvieren, sehen es allerdings in ihrem Beruf als notwendig an, eine gewisse Portion Egoismus als Selbstschutz mitzubringen, da sie sich sonst aufreiben. Dennoch sind sie der Meinung, ein „Helfersyndrom“ zu haben.

Eine weitere Polarisierung, die sich in den Erstaussagen schon zeigt, ist die zwischen Freiwilligkeit und Verpflichtung. So lässt sich einerseits feststellen, dass sich ein Teil der Diskutant*innen freiwillig in Vereinen engagiert, was bereits als Fürsorge angesehen wird. Andererseits gehört es auch zur Fürsorge, „auf Ältere oder Jüngere aufzupassen, auch wenn man eigentlich keinen Bock drauf hat“ (Robert, Jugendtreff 2, 50). Zudem wird formuliert, dass Eltern eine Fürsorgepflicht ihren Kindern gegenüber hätten (z.B. Feuerwehr 1) und Mona (Feuerwehr 1) und Finn (Jugendtreff 2) meinen, dass man die eigenen Eltern pflegen „muss“. In der Gruppe Soziale Arbeit finden die Teilnehmenden, die in ihrer Diskussion zwischen privater und professioneller Fürsorge unterscheiden, dass Freiwilligkeit eher im privaten und Verpflichtung eher im professionellen Bereich zu finden sei. Ähnlich scheint auch Amelie (Freikirchliche Jugend) zu denken, die eine Zeit lang in einem Krankenhaus gearbeitet hat. Sie unterscheidet, wie andere in der Gruppe, zwischen Hilfsbereitschaft und Fürsorge und verbindet mit letzterer Freiwilligkeit, denn für sie lässt sich Fürsorge nicht erzwingen.

Ein weiterer wesentlicher Punkt ist die emotionale Bindung zu denjenigen, die Fürsorge erhalten (sollen). Wie in der Gruppe Katholische Jugend kann es dabei zu „Ranglisten“ kommen, bei der Freunde und Familie ganz oben stehen. In der Gruppe Freikirchliche Jugend befinden die Diskutierenden, dass Fürsorge grundsätzlich mit Nähe zu den Menschen zu tun habe, die man gernhat. Marie (Ausbildung) dachte als erstes an jene Menschen, die ihr wichtig sind. In der Gruppe Feuerwehr 3 heben die Teilnehmenden Fürsorge für Bekannte gegenüber Fürsorge für fremde Menschen hervor.

Was nun schon mehrfach sichtbar wurde, ist, dass Fürsorge in sehr verschiedenen Kontexten stattfinden und dort unterschiedliche Gestalt annehmen kann. Fürsorge existiert in der Familie, unter Freund*innen, es gibt staatliche Fürsorge für die Bevölkerung des eigenen Landes und für andere Staaten, berufliche Fürsorge und Fürsorge für andere fremde, bedürftige Menschen, Tiere und die Natur. Dabei kann eine Angewiesenheit angenommen werden, muss aber nicht, wie zum Beispiel, wenn Kinder sich fürsorglich um Kuscheltiere kümmern.

Die folgenden Unterkapitel widmen sich nun den einzelnen Deutungen von Fürsorge, die bereits nach den Einstiegsphasen besprochen wurden. Hier werden die zahlreichen Gedanken der Befragten geordnet.

4.3 „Was kann alles Fürsorge sein?“ – Entwirren eines komplexen Themas

Ich habe bisher dargelegt, welche ersten Gedanken die Teilnehmenden bei der ersten Konfrontation mit der Thematik hatten. Der Sinn, Gruppendiskussionen durchzuführen, liegt allerdings nicht darin, die Einzelmeinungen auseinander zu dividieren. Vielmehr geht es darum, die Argumentationen, Rhetoriken und Deutungsmuster der Gruppen zu analysieren. Die ersten Gedanken, die im vorangehenden Kapitel dargelegt wurden, sollen sichtbar machen, wohin sich die Diskussionen entwickelt haben, worin sich die Gruppen unterscheiden, wo aber auch Parallelen zu finden sind. Die schon in den Eingangspassagen beschriebene Vielfältigkeit, in der Fürsorge wahrgenommen wird, muss nun diskursiv sortiert und präzisiert werden. Dabei tauchen für die Diskutierenden einige Schwierigkeiten auf, wie im Folgenden deutlich wird. Fürsorge begrifflich auf den Punkt zu bringen, ist nicht nur für sozialwissenschaftliche Theorie ein schweres Unterfangen, sondern auch für die befragten jungen Erwachsenen.

4.3.1 „Aber irgendwie kann man aus allem was rein interpretieren, oder?“ - Zur situativen und individuellen Abhängigkeit von Fürsorgedefinitionen

Die Teilnehmenden beschreiben Fürsorge anhand von alltäglichen selbsterlebten oder erdachten Beispielen, weshalb die Beschreibungen so vielfältig sind wie der Alltag selbst auch. Sich um jemand anderen zu kümmern, wird hierbei in der Regel synonym zum Begriff der Fürsorge verwendet.

Freikirchliche Jugend, 60

Paul: Ich weiß nur irgendwie so Fürsorge irgendwie haben die Eltern für die und die müssen aufpassen und wenn du irgendwann größer bist passt du auf dann die kleineren auf so

Kindererziehung ist Fürsorge, wie Paul sagt. Sowohl durch ihre eigenen Eltern für sich, als auch später für die eigenen Kinder. Kindererziehung findet auch in der Schule und an Universitäten, in Ausbildungsstätten statt. Bildung und Erziehung sind demnach für die jungen Erwachsenen Bereiche der Fürsorge. Es mag naheliegend sein, dass die Diskutant*innen dies unter Fürsorge fassen, denn Bildung und Erziehung sind ihnen selbst derzeit sehr nah. Sie wohnen teilweise bei ihren Eltern, gehen zur Schule, zur Universität oder machen eine Berufsausbildung. Dazu gehört das Übernehmen von Verantwortung, wie Lehrende und Erziehende es tun. Verantwortung übernehmen die Teilnehmenden auch selbst, wenn sie wie Adnan (Jugendtreff 2, 49) auf ihre Geschwister aufpassen. Auch Essensvorbereitungen und das Bereitstellen von Kleidung gehören zur Fürsorge, die von Eltern und Verwandten kommt, aber auch vom Staat.

Feuerwehr 2, 258

Phillip: Ja genau du kannst nicht zu jedem hingehen, und (Steffen: Ja.) dich mit jedem unterhalten, drei Stunden lang, weil das das geht einfach nicht. (.) (Michaela:) Aber dass du denen halt dann zumindest Anziehzeug, und ähm (.) eine Wohnung, und Essen sicherstellst. Das ist dann auch wieder, eigentlich im Prinzip, materielle Fürsorge.

Feuerwehr 2, 1032

Steffen: Wenn wenn wenn du sagst hey, du musst ihnen was zum Essen geben und Trinken, und musst mit ihnen, zum Beispiel wenn du einen Hund hast, Gassi gehen, und blablabla

Zielgruppen von Fürsorge sind, wie Steffen erklärt, nicht nur Menschen, sondern auch Tiere, die mit Essen versorgt werden können und müssen. Das Versorgen mit Lebensnotwendigem ist gruppenübergreifend sehr stark mit Fürsorge konnotiert. Jemandem eine Lebensgrundlage bieten, dazu gehört auch, ihn*sie zu beschützen. Schutz ist etwas, was ebenfalls sehr häufig mit Fürsorge assoziiert wird. Die Eltern beschützen das Kind, wollen nicht, dass es „auf die falsche Bahn gerät“ (Phillip, Feuerwehr 2, 110). Mittels der Assoziation Schutz sind dann nicht nur die Einsätze von Feuerwehr Fürsorge, sondern auch die der Polizei und der Bundeswehr.

Jugendtreff 1, 204

Thomas: Okay. (.) ich hab Bild 18, (1) da drauf sind ähm drei Soldaten zu sehn, (.) u:nd ähm ich fand das besonders ansprechend weil (.) hier in dem Fall die Fürsorge eigentlich nicht nur von Person zu Person geht, sondern (.) von Person zu einer ganzen Nation, (.) ja die ähm (.) Bundeswehr oder sagen wir jetzt auch mal die Army, die steht einfach auch (.) hinter ihrer Nation, die: schützt die Nation, die ist eigentlich (.) in Krisensituation sowie in Friedenssituation für die Nation da und ähm (.) versucht auch möglichst den Frieden zu bewahren, also die sind ja nicht nur da um (.) irgendwelche Kriege anzufachen, (.) u:nd von daher find ich auch dass: ä:hm (.) die Fürsorge: (.) vom: sagen wir jetzt mal Staat oder von der Nation selber (.) ganz wichtig

ist und ä:h'm dafür dann auch halt die Soldaten stehen. (.) Sinne von Schutz und Friedensbewahrung, ja.

In der Gruppe ist umstritten, ob Kriegführen Fürsorge sein kann, doch Einigkeit herrscht darüber, dass das Beschützen der Bevölkerung fürsorglich ist. Zur Fürsorge gehört dann auch, wenn die Bundeswehr den Armeen anderer Länder hilft, ihre Bevölkerung zu schützen, die dortigen Soldat*innen also ausbildet. Andere vor Gewalt zu schützen gilt auch außerhalb des Militärs oder der Polizei als Fürsorge.

Ausbildung, 739 – 740

Marie: Das is- das: (.) muss man sich bisschen bewusster werden dass man da sofo:rt, dass der eigentlich sofort Hilfe braucht und dann (.) (? : Mhm.) musst du ihn ja nicht streicheln, sondern du musst halt (.) ä:h (.) Not-knopf oder so? Suchen, und bei einer Schlägerei, (.) ich weiß nicht, ob das was bringen würde, wenn ich da dazwischen gehen würde, weil ich einfach vielleicht nicht so stark bin wie die und dann (.) versteckst dich halt und holst (.) Polizei oder sowas. Weil dann so fürsorglich denken, dass du jetzt nicht der Held bist, sondern dass du halt dem

Tim: F- ich find auch so einer Schlägerei, oder so du musst immer abwägen, gefährdest du dich da jetzt selber, oder ähm (2) ja kannst es regeln. M: wenn du irgendwie Zweifel hast, dann würd ich halt im Endeffekt bloß Hilfe rufen. Hilfe rufen (.) find ich kannst immer.

Die Gruppe Ausbildung diskutiert es als Zivilcourage, die Augen offen zu halten, ob andere Menschen Hilfe benötigen, wenn sie Gewalt ausgesetzt sind. Das Mindeste, was dann zu tun ist, ist Hilfe rufen. Die Unversehrtheit des eigenen Körpers steht dann im Vordergrund, aber auch die Unversehrtheit des fremden Körpers sollte bestmöglich gewährleistet sein. Für diese Gruppe gilt es auch als fürsorglich, anderen Menschen die Tür aufzuhalten, wenn sie viel zu tragen haben und Bedürftigen den Platz in öffentlichen Verkehrsmitteln anzubieten.

Ausbildung, 753 - 755

Marie: (Auf jeden Fall.) Allein (.) einen vorlassen und sowas

Christin: Ja.

Marie: An der Kasse so. Diese Kleinigkeiten.

„Kleinigkeiten“ werden in vielen Gruppen beschrieben, so handelt es sich auch schon um Fürsorge, wenn „der Trainer“ nur einen einzigen Satz sagt, um eine*n Spieler*in wiederaufzubauen (Feuerwehr 2, 1313). Fürsorglich ist, mit jemandem zusammen „nur ein Vaterunser“ zu beten (Freikirchliche Jugend, 280), jemandem „eine Freude machen“ (Feuerwehr 3, 329).

Fürsorge ist für die teilnehmenden jungen Erwachsenen vor allem umschrieben mit „kümmern“ und auch „helfen“, was sicherlich auch darauf zurückzuführen ist, dass ich

diese Begriffe selbst in der Eingangsfrage anbiete (siehe Kapitel 3). Diese sehr allgemein gehaltenen und synonym verwendeten Begriffe zeigen die große Bandbreite von Fürsorge.

Ausbildung, 170

Tim: Ja. Im Endeffekt umfasst es ja fast alles. In eigentlich jeder Lebens(.)situation (.) selbst wenn man anfängt beim Gedanken machen, ist ja ist ja im Endeffekt schon sorgen sich fürsorgen. (2) Gedanken machen. [...]

Wohnheimgruppe 2, 202

Katja: Ich glaub eigentlich um jede Person, beziehungsweise nicht nur Personen, sondern eigentlich um jedes Lebewesen, das es (.) unabhängig vom Familiengrad, oder ob man irgendwie verwandt ist; sondern wenn man will, kann man sich um jeden kümmern. weil bestimmt jeder in irgendeiner (.) Weise (.) vielleicht in Führungsstrichen hilfebedürftig ist. und sei es so dass man (.) jemanden grüßt, und der deswegen irgendwie besser drauf ist. auch das ist schon vielleicht eine Form der Fürsorge, womit man sich f- um jeden kümmern kann.

Soziale Arbeit, 1659

Eva: Ist aber auch im alltäglichen Leben eigentlich auch immer präsent, (Tanja: Ja.) die Fürsorge. (1) Aufgrund unserer Werte und Normen; wenn sich da die Oma halt abplackert, da mit dem Koffer, (2) (Tanja: Mhm.) [...]

An diesen Aussagen sowie dem bisher Vorgestellten wird sichtbar, dass Fürsorge jederzeit stattfinden kann und zwar das ganze Leben lang. Wir alle sind in jeder erdenklichen Situation potenziell hilfsbedürftig und wenn uns geholfen wird, dann fällt das unter Fürsorge. Bestätigt wird diese Sichtweise auch, wenn die Teilnehmenden die Stimulusbilder diskutieren. In Gruppe Jugendtreff 1 wurden diese Bilder direkt mit Beginn der Diskussion ausgelegt und die Diskutant*innen fassten jedes Bild unter Fürsorge. Obwohl diese Bilder ab Gruppe Katholische Jugend nur noch bei Erläutern der Diskussion ins Spiel gebracht wurden, wurde nur selten in Frage gestellt, dass auf dem Bild Fürsorge abgebildet ist. Dies hat auch mit dem Gesprächsverlauf zu tun, bei dem eben zahlreiche alltägliche Situationen benannt wurden, in denen Fürsorge vorkommt. Tim erkennt, dass man überall Fürsorge finden kann, wenn man es darauf anlegt.

Ausbildung, 473

Tim: Ja. (.) Irgendwie schon. (.) (Christin: Jetz-) (Marie: Jetzt haben wir die) Es ist e- (.) im Endeffekt ist (2) je weiter du in einer Thematik reingehst, desto mehr Fürsorge glaub ich findest du; wenn du es drauf anlegst. Das ist (.) alles im Endeffekt. Vom Sport, keine Ahnung bis zur Politik, (Steffi?: Mhm.) du findest überall was mit Fürsorge.

Ob die jungen Erwachsenen der Diskussionsgruppen es nun drauf anlegten, überall Fürsorge zu sehen, lässt sich kaum ermitteln. Die potenzielle Allgegenwart von Fürsorge ist aber Ergebnis aller Gruppendiskussionen und bestätigt damit die Annahme der lebenslang vorhandenen Verletzlichkeit, die in der Careforschung verbreitet ist (vgl.

u.a. Brückner 2011a, S. 265; Barnes et al. 2015b, S. 3; Tronto 2017, S. 31). Fürsorge ist für die Befragten „individuell“, also situativ und interpretierbar. Mit Tronto lässt sich sagen:

„While it is true that all humans have the same basic needs, no two people, groups, cultures or nations realise and meet caring needs in the same way. As a result, focusing on care requires much attention to the precise details of the situation.“ (Tronto 2017, S. 33)

Fürsorge ist demnach situativ, weil in der Einzelsituation erst klar wird, wer Bedürfnisse hat und ob und wie mit diesen Bedürfnissen umgegangen wird. Somit kann jede*r, vom einzelnen Menschen bis zu Organisationen und Staaten, jederzeit einen Bedarf an Fürsorge haben. Doch erst wenn diese Bedürfnisse gestillt werden, kann von Fürsorge die Rede sein.

In den folgenden zwei Kapiteln wird die Darstellung von Fürsorge als situationsabhängiger und subjektiv interpretierbarer Beschreibung weiter zugespitzt. Es werden Voraussetzungen beschrieben, wann eine Handlung als fürsorgliche Handlungen gelten kann.

4.3.2 Angewiesenheit, Vertrauen, Verantwortung

In zahlreichen Erzählungen der Gruppen wird Fürsorge mit Angewiesenheit in Verbindung gebracht. Dies wird vor allem ersichtlich, wenn sich die Teilnehmenden die Bilder anschauen, auf denen in den meisten Fällen mehrere Personen oder Tiere abgebildet sind. Beispielsweise handelt es sich auf dem Bild im Operationssaal für die Diskutierenden um Fürsorge, weil Ärzte und Ärztinnen anderen Menschen bei der Genesung helfen, sie operieren, ihnen Medikamente verschreiben, wenn sie krank oder verletzt, also auf andere angewiesen sind (Jugendtreff 1, 230 ff.). Auf den beiden Bildern, auf denen eine Person im Rollstuhl sitzt und von Hunden bzw. einer anderen Person begleitet wird, wird ebenfalls Fürsorge gesehen, weil diese Menschen auf Hilfe angewiesen sind. Umgekehrt sind wiederum die Hunde auf die Person im Rollstuhl angewiesen, weil sie gefüttert werden müssen (Jugendtreff 1, 193). Dies sind nur einige wenige Beispiele, die zeigen, dass Angewiesenheit eigentlich in jeder Situation potenziell vorhanden ist.

Studium, 130

Nils: [...] oder beziehungsweise ich denk (.) dass Fürsorge schon immer (.) unter Menschen da war, (Emil: Ja.) und dass sie immer auch schon (.) äh (.) Fürsorge gegeben und auch benötigt haben. [...]

Studium, 290

Nils: Der Mensch ist ja schon von Anfang an eigentlich (.) ähm (.) fürsorgebedürftig. also ich meine das das Baby das wird alleine nicht überleben können.

Entsprechend der potenziellen Allgegenwärtigkeit der Fürsorge (Kapitel 4.3.1), wird hier in der Gruppe Studium zusammengefasst, dass Menschen von Geburt an auf Fürsorge angewiesen seien und, dass sie sie (menschheitsgeschichtlich) „schon immer“ benötigt hätten. Fürsorge sei aber theoretisch nicht an Angewiesenheit gebunden, wie Bastian erklärt.

Wohnheimgruppe 2, 209

Bastian: Ja ich würde jetzt noch sagen so (.) allgemeiner dass man ähm (.) Fürsorge vor allem denen leisten sollte der persönlich jetzt in Anführungszeichen schwächer ist als man selbst. also aufgrund irgendeiner (.) irgendeine Umstände jetzt sei es irgendwo Krankheit äh (.) er verdient weniger oder was auch immer und benötigt einfach Hilfe, dass man vor allem diesen Leuten dann Fürsorge zukommen lässt. und dann wiederum quasi dass man von einem besser gestellten dann wiederum Fürsorge erhält. und nicht allgemein so dass man jede dass jeder jedem hilft, dass ist natürlich schön wenn es funktionieren würde, aber da ist der Mensch denk ich ein wenig zu egoistisch, und dass man sich dann vielleicht äh auf schlechter gestellte konzentriert erstmal.

In dieser Aussage knüpft Bastian Fürsorge direkt an Angewiesenheit an und schließt aus, „dass jeder jedem hilft“. Dass Menschen sich auch ohne Angewiesenheit unterstützen würden, ist für ihn zwar ein wünschenswerter Zustand, der allerdings nicht „funktionieren würde“, weil Menschen zu egoistisch seien, sich umfassend umeinander zu kümmern, ohne dass jemand auf Hilfe angewiesen ist. Bastian hält es für unrealistisch, dass „jeder jedem hilft“ und klammert ein bloßes Helfen ohne Angewiesenheit daher aus seiner Fürsorgedefinition aus. Diese Haltung gibt er später auf.

Wohnheimgruppe 2, 348

Bastian: Die 8 genau. äh ich mein das ist ja so die Ehe ist ja auch find ich jetzt nur nochmal ein gutes Beispiel für Fürsorge füreinander, ich mein (.) äh man sieht es ja allein sehr gut wenn man sagt äh wie in guten äh in guten wie in schlechten Zeiten, ich mein da schwört man ja dem anderen auch äh ne gewisse Fürsorge dass man immer für einen da ist und so weiter, äh das ist äh unabhängig jetzt vom vom Staat auch; und (.) äh ist das find ich mit eine der stärksten zwischenmenschlichen Beziehungen einfach auch fürsorglich obwohl jetzt äh nicht unbedingt einer von beiden jetzt direkt auf Hilfe durch Krankheit, oder was auch immer angewiesen ist. sondern da einfach trotzdem ne Fürsorge füreinander (.) äh star- sehr stark betrieben wird.

Bei der Betrachtung von Bild 8¹², das für Bastian Ehe symbolisiert, beschreibt er Fürsorge auch unabhängig von Angewiesenheit. Die Redewendung „in guten wie in schlechten Zeiten“ bedeutet für ihn, dass man sich immer umeinander kümmert, nicht

¹² Abgebildet sind zwei teilweise übereinander gelegte Hände mit Ring am Ringfinger, ein Blumenstrauß und ein Ausschnitt einer Person in einem weißen Kleid.

nur, wenn eine Person erkrankt ist oder anderweitig Hilfe benötigt. Diese Verbindung zwischen zwei Menschen ist für ihn nun sogar „eine der stärksten zwischenmenschlichen Beziehungen“, gerade weil Partner*innen fürsorglich miteinander sind, ohne dass jemand zwingend Unterstützung braucht.

Gruppe Feuerwehr 3 bespricht Angewiesenheit mit Blick auf das Objekt, auf welches sich die sorgende Tätigkeit richtet.

Feuerwehr 3, 280

Karsten: Gut es kann sein wenn jetzt Ralf sagt der grad krank ist oder (.) grad nicht so auf die- fit auf den Füßen ist dann (.) ist es jetzt schon mal verständlich dass man mal für ihn das Auto putzt, oder so oder sonst weiß ich jetzt auch nicht ob es Fürsorge jetzt da hat. die meisten werden für das wahrscheinlich Geld kriegen, dann hat es auch nichts mit Fürsorge zu tun, (Leon: @(.)@) denke ich mir jetzt mal. aber (.) ansonsten wenn man jemandem hilft weil er krank ist oder weil er grad nicht kann das ist schon-

Hier wird deutlich gemacht, dass Autoputzen nur als Fürsorge gelten kann, wenn man es für andere macht. Hinzu kommt allerdings auch noch der Aspekt der Angewiesenheit derjenigen Person, für die das Auto geputzt wird. Wer bei der Pflege von Gegenständen eigentlich fürsorgebedürftig ist, ist den Diskutierenden nicht immer unmittelbar klar, wie folgende Passage zeigt.

Ausbildung 655 – 662

Marie: Dann (.) achtet man auch selber drauf, dass sein Auto glänzt. Oder?

Steffi: Oder jemand machts.

Tim: Die Felgen. @(.)@

Marie: Ja.

Steffi: Ja Aut-, man kann ja für materielle Dinge Fürsorge (Marie: Ja.) leisten wie (.) schickes Auto [()]

Marie: [Ja und, dass es sauber ist und das: äh (1) dass es nicht aussieht wie Sau.

Steffi: @(.)@ Ja,

Tim: Es erhält auch den Wert vom Auto. Das ist wie beim Körper. Du erhältst den Wert

Die Gruppe hält hier fest, dass man sich auch um Gegenstände sorgen und kümmern kann und Tim vergleicht ein Auto mit einem menschlichen Körper. Wie beim Sport so erhält man auch beim Autoputzen „den Wert“ des umsorgten Gegenstandes/ Körpers. Angewiesenheit könnte hier angenommen werden, weil das Auto „aussieht wie Sau“ und deshalb auf ein Putzen angewiesen ist, was es kaum selbst erledigen kann. Die

Gruppe geht später davon aus, dass die Pflege des Autos auch eine Pflege des Selbst ist:

Ausbildung, 832

Tim: [...] Ähm ja dass man ein schönes Auto hat, dass es einem selber gut geht [...]

Hier nun wird die Sorge um das Auto konzipiert als die Sorge um sich selbst, denn man tut sich selbst etwas Gutes.

Zwar wird Angewiesenheit auf Hilfe sehr häufig als Teil von Fürsorge formuliert, dass es sich aber auch ohne Angewiesenheit um Fürsorge handeln kann, befindet Wohnheimgruppe 2, für die es eben auch Fürsorge ist, sich um das Grab Verstorbener zu kümmern. Caretheorien gehen davon aus, dass alle Menschen strukturell von Fürsorge abhängig sind, dies aber zu je unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen Weisen zutage tritt (vgl. Brückner 2011a, S. 266). Die jungen Erwachsenen dieser Studie bestätigen dies insofern, als auch sie eine Handlung dann als Fürsorge einstufen, wenn sie auf Angewiesenheit einer Person beruht. Graduell kann es innerhalb des Fürsorgebegriffs zu Unterschieden im Ausmaß der angenommenen Angewiesenheit kommen. So findet Eva (Gruppe Soziale Arbeit), dass Fürsorge nur dann gelte, wenn „ein Mensch wirklich in einer absoluten Notlage ist, und sich alleine (2) gar nicht mehr rauskämpfen kann“ (Soziale Arbeit, 137). Das Helfen im Falle eines Schnupfens ist dann eben keine Notlage und daher für sie keine Fürsorge, sondern ‚nur‘ Unterstützung (Soziale Arbeit, 135). Der Rest der Gruppe Soziale Arbeit argumentiert, dass es auch „sanftere Stufen“ (Soziale Arbeit, 143) von Fürsorge gebe. So ist Fürsorge für Frank, „jemandem zu helfen, (.) ähm aktuelle Herausforderungen zu bewältigen“ (Soziale Arbeit, 144). Angewiesenheit kann damit ein Zustand sein, der sich zwischen einer Notlage und kleineren Herausforderungen bewegt.

Die erwähnte Grabpflege, die ohne Angewiesenheit auskommt, beinhaltet keine noch lebenden Care-Receiver, da das Grab eine verstorbene Person symbolisiert. Wie beim Autoputzen für den eigenen „Autospleen“ (Tim, Ausbildung, 796), so ist die Grabpflege oberflächlich betrachtet keine zwischenmenschliche Fürsorge, weil man sich um Dinge kümmert. Auch über die Angewiesenheit auf der Seite des Empfangs der Fürsorge ließe sich streiten. Können Dinge auf etwas angewiesen sein? Dennoch kann eine solche Situation unter Fürsorge fallen, wenn sie mit einer hohen emotionalen Involviertheit der sorgenden Person einhergeht und ein Angewiesenheit zumindest antizipiert wird. So kann es ein Auto mal wieder nötig haben, geputzt zu werden, ebenso

wie ein Grab. In beiden Fällen kann angenommen werden, dass die Pflege zu einem gewissen Teil auch sich selbst gilt, weil man selbst ein sauberes Auto oder Grab sehen will. In der Grabpflege kommt daneben möglicherweise die Annahme hinzu, dass der verstorbene Mensch dieser Pflege in einer anderen Form bedarf, weil man eine „gewisse emotionale und vielleicht sogar auch spirituelle Verbindung“ (Florian, Wohnheimgruppe 2, 226) aufgenommen hat oder aufnehmen will. Insofern können Autos, Gräber und andere Dinge als eine Art Vehikel für eine zwischenmenschliche Fürsorge dienen.

Damit wird Angewiesenheit nicht zu einem Ausschlusskriterium, eine Situation als Fürsorgesituation zu beschreiben. Aber immer, wenn eine Angewiesenheit/Abhängigkeit eine Rolle spielt, handelt es sich um Fürsorge, sofern auf diese Angewiesenheit in einem helfenden, unterstützenden Sinne eingegangen wird. Hier wird die Absicht der fürsorgegebenden Person relevant, was in Kapitel 4.3.3 näher beschrieben wird.

In der Gruppe Feuerwehr 3 wird Angewiesenheit vor einem anderen, negativ konnotierten Hintergrund besprochen.

Feuerwehr 3, 363 – 364

Leon: [...] ich glaub du du möchtest auch nicht immer den anderen äh auf die Tasche fallen und immer (.) auf die anderen angewiesen sein; ich glaube wenn es die Möglichkeit gibt (Karsten: Ja das natürlich nicht) ich glaube du möchtest immer irgendwie noch ein wenig selbstständig sein,

Karsten: Ist ja klar. ist jetzt auch nicht schön wenn man (.) von jedem (.) irgendwie was (.) (Leon: Braucht ja.) dass man mal (.) braucht oder (.) geschenkt kriegt (Leon: Mhm) kriegt man zwar nicht (überall) aber (Leon: Ja) zur Tafel oder (.) es gibt ja die Tafel (Leon: Mhm) wo man Essen spenden kann; (Leon: Genau ja.) da sind jetzt schon einige Leute drauf angewiesen.

Die Teilnehmenden in der Gruppe Feuerwehr 3 glauben, dass „man“ versucht, der eigenen Angewiesenheit zu entkommen, weil man nicht dauerhaft anderen Menschen „auf die Tasche fallen“ möchte. Ihre Aussagen unterscheiden sich von den Darstellungen in Wohnheimgruppe 2 (Bastian, s.o.) dahingehend, dass diese Gruppe die Perspektive derjenigen Bedürftigen einnimmt, denen die Angewiesenheit auf Dauer unangenehm sei. Bastian hingegen nimmt die Perspektive derjenigen ein, die den Bedürftigen helfen. Das Helfen ist bei Bastian positiv konnotiert, wird von ihm aber nicht so sehr wertgeschätzt wie die Hilfe bei nicht vorhandener Angewiesenheit. Egal aus welcher Perspektive betrachtet, Angewiesenheit wird nicht besonders positiv wahrgenommen. Das deckt sich mit der Gruppe Soziale Arbeit, die die professionelle Fürsorge, nämlich derjenigen Form von Fürsorge, für die hohe Angewiesenheit für sie Bedingung

ist, nicht unbedingt freiwillig praktizieren. Sich freiwillig um andere zu kümmern, das passiert für die Gruppe Soziale Arbeit vor allem in Freundschaften, während man in professionellen Kontexten oftmals gezwungen wird, für andere zu sorgen. Letzteres wird damit gegenüber privater Fürsorge abgewertet, wie im folgenden Kapitel deutlich werden wird.

Diese Abwertung bedeutet aber nicht, dass berufliche Fürsorge als solche als unnötig angesehen wird. Wenn jemand Hilfe benötigt, dann muss der Person auch geholfen werden und vielfach wird in den Gruppen angeprangert, dass Menschen, die in solchen Berufen arbeiten, zu wenig Lohn erhalten. Im Gegensatz zu Dienstleistungen wird der moralische Wert von Fürsorgetätigkeiten hervorgehoben. Angewiesenheit wird damit also zu einem gesellschaftlichen und/oder individuellen Zustand, der reduziert werden muss und jene Menschen (oder Tiere), die dies tun, sind per se schon positiv bewertet.

Angewiesenheit, so lässt sich zusammenfassen, ist wesentlicher Bestandteil der meisten Fürsorgesituationen – wenn nicht gar aller. In vielen Situationen liegt die Angewiesenheit auf der Hand, wenn eine Person krank ist und gepflegt werden muss, oder wenn einem Kind das Butterbrot geschmiert werden muss. Gerade die diskursiven Ausflüge zur Auto- oder Grabpflege zeigen aber, dass es mit der Angewiesenheit jedoch nicht immer so deutlich ist. Wer ist angewiesen, wenn das Auto geputzt wird? Die jungen Erwachsenen sind sich darüber einig, dass eine Tat als Fürsorge gilt, wenn sie für andere getan wird, wenn das Auto also für jemanden geputzt wird, der oder die das nicht selbst erledigen kann. Dann gilt die Fürsorge allerdings nicht dem Auto, sondern der Person, für die geputzt wird. Es kann aber auch für sich selbst geputzt werden, wenn man sehr auf (saubere) Autos steht. Ob dies dann unter den Begriff Fürsorge fällt, ist stark umstritten. In Kapitel 4.3.3 wird dies noch klarer herausgestellt werden. Interessant dabei erscheint das Beispiel der Grabpflege. Auch hier lässt sich sagen, dass die Pflegenden das Grab eher für sich pflegen, um der Verstorbenen gedenken zu können. Doch ist hier auch vorstellbar, dass die Pflegenden es den Verstorbenen schön machen wollen – was so im Material allerdings nicht zu finden ist. Das Grab wird dann zu einem Vehikel einer antizipierten oder erdachten zwischenmenschlichen Interaktion.

Vertrauen

Die Beschäftigung mit unterschiedlichen Angewiesenheiten in unterschiedlichen Kontexten lenkte meinen Blick auf die Beziehung der Beteiligten. Eine emotionale Bindung zwischen fürsorgender und befürsorgter Person wird immer wieder benannt, häufig geradezu als Voraussetzung für Fürsorge. Für die Gruppe Feuerwehr 2 ist Vertrauen ihre Basis.

Feuerwehr 2, 78

Michaela: Und ich glaub jemand kann das auch nur annehmen, dass sich jemand um einen kümmert, dass ist ja auch nicht einfach, die Hilfe anzunehmen, (.) ich glaub das man die Hilfe leichter annehmen kann wenn (.) einfach eine Vertrauensgrundlage da ist. Also wenn man schonmal eine Basis geschaffen hat, und dass der sich dann wohlfühlt, und sich (.) ja weiß nicht beschützt fühlt vielleicht auch, oder halt (.) sicher fühlt. Oder dass derjenige halt merkt dass jemand da ist, (.) und (.) ja das annehmen kann.

Feuerwehr 2, 86

Phillip: Ja aber ich glaub ähm (.) für Fürsorge braucht es halt auch bestimmte Voraussetzungen wie wir jetzt schon gesagt haben. Eine Vertrauensbasis, nicht einfach das, man muss selber auch (.) von sich aus das, die Gabe haben dass man sich in andere Menschen verein- rein versetzen kann, und da

Aus der eigenen Erfahrung mit der ehrenamtlichen Jugendarbeit (die Teilnehmenden kümmern sich selbst um Jüngere) wissen sie, dass sie sich als Fürsorgende in die Jüngeren hineinversetzen müssen, damit jene Vertrauen entwickeln können. Sie wollen zu denen, um die sie sich kümmern, nicht wie Vorgesetzte reden, sondern „auf einer Ebene“ (Feuerwehr 2, 66). Dazu gehört auch, dass man sich als fürsorgender Mensch in die andere Person hineinversetzt und herausfindet, was sie benötigt. Die Teilnehmenden dieser Gruppe bringen den Jüngeren etwas bei (z.B. in der Jugendfeuerwehr), wollen aber gleichzeitig auch darüber hinaus für sie da sein. Sie wollen keine Befehle erteilen, sondern Probleme lösen. Indem man eine Vertrauensbasis schafft, kann das Hilfsangebot überhaupt erst angenommen werden. Es soll eine positive Atmosphäre geschaffen werden. Wenn keine Vertrauensbasis geschaffen wird, „scheitert halt dann Fürsorge wieder“ (Feuerwehr 2, 552).

Die Wohnheimgruppe 2 diskutiert überwiegend über Schule und Schulerlebnisse. Die Teilnehmenden sprechen darüber, wie sehr sich Lehrer*innen um Schüler*innen kümmern sollten. Dabei kommt die Frage auf, wann Fürsorge zu weit geht, die Freiheit eingeschränkt wird und in die Privatsphäre eingreift. Hierbei kommt es zu unterschiedlichen Meinungen. Florian findet, dass es manchmal gut sein könne, in die Pri-

vatsphäre einzugreifen und führt als Beispiel Misshandlung von Kindern an (Wohnheimgruppe 2, 95). Petra hält dem entgegen, dass man selbst bei einer Misshandlung nur mit eigenem Willen Hilfe erfahren sollte (Wohnheimgruppe 2, 96). Sie trennt strikt zwischen „Privatleben“ und Schule. Lehrer*innen möchte sie nicht in ihrem Privatleben haben (ebd.).

Wohnheimgruppe 2, 98 – 100

Florian: Mhm. ja, aber die Schule ist nunmal ein sehr starkes soziales Umfeld. das bis du deinen Abschluss hast, ähm (.) bist du so ziem- baut sich dein gesamter Freundeskreis eigentlich um die äh Schule auf und du baust zwangsläufig ein Vertrauensverhältnis zu Lehrern auf, u:nd ich weiß nicht ob das dann (.) da auch nicht gerechtfertigt sein kann, wenn man sich mit einem Lehrer ähm versteht, dass der einem auch bei Problemen (.) hilft, und auch eventuell eingreift, wenn er merkt dass es (.) nicht geht. also (.) ist ja dann nur das Kindeswohl im Vordergrund; und ich kann durchaus nachvollziehen dass (.) ähm dass das vielleicht (.) nicht auf (.) nicht bei allen auf nen grünen Zweig stößt.

Katja: Ich finds zum Beispiel jetzt nicht dass es so: stark ein Eingriff in die Privatsphäre ist, solange man quasi sich noch auf einer Ebene bewegt wo man nur gefragt wird #hey ist alles okay# kann man ja immernoch sagen ja, und quasi (.) dem anderen schon verdeutlichen ich möchte das nicht, aber ich persönlich finde es angenehmer wenn es mir nicht gut geht, wenn ich angesprochen werde, und dann selbst entscheiden kann als dass ich aktiv auf eine Person zugehen muss was ja einen je nach Situation auch mal wirklich schwer fällt. und dann ist das für mich eher kein Eingriff sondern (.) etwas positives.

Florian: Ja gut ich glaub jeder hat irgendwelche anderen (.) Mechanismen zur Konfliktbewältigung. ich weiß ja es gibt (.) Leute die sprechen Konflikte direkt an, und wenden sich direkt an Vertrauenslehrer oder an Klassensprecher oder irgendwas. und andere di::e die ziehen sich eher zurück und warten bis Leute auf sie zukommen, ähm (.) ja. und dafür ist Schule auch (.) wichtig. dass man dass das soziale Umfeld dann merkt dass was mit dir falsch ist, dass du nicht so wie üblich bist,

Florian konstatiert, dass die Schule ein zentraler Ort für Schüler*innen sei und man allein schon deshalb Vertrauen zu Lehrer*innen aufbaue. Er kann sich noch nicht klar positionieren, erwägt aber, dass ein Eingriff in die Privatsphäre sinnvoll sei, wenn es dem Kindeswohl diene. Katja denkt, dass man gefragt werden sollte, bevor einem geholfen wird, sodass man die Hilfe vorher ablehnen oder eben annehmen kann. Sie sagt, dass es Menschen gibt, denen es schwer falle um Hilfe zu bitten, weshalb sie gefragt werden müssten. Dem pflichtet Florian bei und er ergänzt, dass die Schule das Umfeld sei, indem andere Menschen merkten, wann es einem schlecht gehe. Für ihn hat Schule als Ort diese Funktion, nicht unbedingt in Person von Lehrer*innen.

Schule, so die Gruppe, muss das Umfeld bieten, in dem man sich einander anvertrauen kann, wo also Vertrauen überhaupt erst gedeihen kann. Von den anwesenden Gruppenmitgliedern haben dies so nicht alle erlebt. Da Schüler*innen aber einen Großteil ihrer Jugend bis zum Abschluss an Schulen verbringen, ist es umso wichtiger, dass

die Einzelperson sich jemandem anvertrauen kann. Das können eine Freundin sein, ein Vertrauenslehrer oder die Klassensprecherin.

Vertrauen kann auch in der Beziehung zu ärztlichem Personal zur Voraussetzung werden, wie in Gruppe Feuerwehr 1 diskutiert wird.

Feuerwehr 1, 591 – 594

Ulrike: Wenn ich merk dass da was ist, und der eine Arzt äh #pfft ist nix#, dann geh ich zu nem zweiten, und wenn der zweite sagt,

Ulrich: Ist nix @(.)@

Ulrike: Ist nix, und wenn die Symptome immer noch da sind; dann geh ich halt zu nem dritten, das ist mir egal, dann muss halt meine Krankenkasse dafür blechen; aber die soll ja für meine Gesundheit sorgen. indem sie das Geld zahlt.

Mona: Ah ja das sieht aber nicht jeder so. wenn ich jetzt grad die Vera anguck meine Arbeitskollegin, die hat jetzt nur ihren Frauenarzt gewechselt weil der in Rente geht. die wär sonst zu keinem anderen gegangen und wenn sie gar nicht mehr gegangen wär. weil die denen einfach nicht vertraut.

Vor dieser Sequenz sprach die Gruppe über eine Fehldiagnose bei einer entfernten Bekannten, woraufhin Ulrike anbringt, dass die betreffende Person zu einem früheren Zeitpunkt anderes ärztliches Personal hätte aufsuchen sollen. Sie wird gefragt, ob sie selbst das auch so mache, woraufhin sie beschreibt, dass sie solange jemand neues aufsuchen würde, bis sie zufrieden sei und das Gefühl habe, dass die Diagnose mit ihren Symptomen übereinstimme. Mona wendet nun ein, dass eine Arbeitskollegin ihren „Frauenarzt“ wechseln musste, aber offenbar Schwierigkeiten hatte, sich anzuvertrauen¹³.

Besuche bei Ärztinnen und Ärzten sind auch in der Gruppe Soziale Arbeit Diskussthemata. Die Teilnehmenden, die Soziale Arbeit studieren, sprechen dabei auch über das Bewusstsein von Machtverhältnissen in Kontexten professioneller Fürsorge.

Soziale Arbeit, 499

Tanja: Und damit gibst du ja auch ein Stück irgendwie von dir: (.) dieser Person (.) also äh nee ode- he- (Sabine: Ja.) du gibst die du gibst was ab von, du gibst Kontrolle auch ein Stück weit ab; (.) indem du zum Zahnarzt gehst, (.) und dann gibst du Kontrol- nee du gibst dann Kontrolle darüber du weil du denkst, (.) äh davon überzeugt bist, er hilft dir, er macht was mit deinem (.) Zahn; richtig beim Arzt gibst du auch die K:ontrolle sozusagen ab und sagst okay ich übergebe es dir, weil ich denke, du kannst mir helfen du weißt besser (.) Bescheid.

¹³ Diese Sequenz ließe sich mit einer geschlechtersoziologischen Perspektive sicherlich noch genauer betrachten. Ich unterlasse dies hier, da ich den Rekurs auf den „Frauenarzt“ als bloßen Zugriff auf die eigene Erfahrungswelt interpretiere. Dazu mehr in Kapitel 5.3.1.

Es wird darüber diskutiert, in welchen Bereichen einer betroffenen Person bewusst ist, dass die andere Person Macht besitzt. Eva unterscheidet zwischen dem Jugendamt, wo es einem sehr bewusst ist, weil einem das Kind weggenommen werden kann, und einem Besuch bei einer*em Ärztin*Arzt, wo dem*der Patient*in die Macht nicht bewusst sei (Soziale Arbeit 492, 494). Tanja wirft ein, dass auch Vertrauen hierbei relevant sei und erklärt, dass man Kontrolle abgebe und darauf vertraue, dass die Ärztin oder der Arzt die Kompetenz zur Heilung hat. Als Beispiel gibt die Gruppe einen fiktiven Besuch beim „Zahnarzt“ an. Zwar kann auch angenommen werden, dass die Teilnehmenden Erfahrungen mit einem „Zahnarzt“ haben, aber im Gegensatz zur Gruppe Feuerwehr 1 sprechen sie hier über ein abstraktes und nicht über ein konkretes Beispiel. Dennoch lässt sich festhalten, dass für beide Gruppen beim Arzt*besuch Vertrauen eine Rolle spielen kann.

Denken wir die Akteur*innen dieser Situationen im Dualismus Giver/Receiver (Gebende/Empfangende), so bezogen sich die bisherigen Darstellungen darauf, dass Vertrauen auf der Seite der Receiver notwendig ist, um die Fürsorgehandlung anzunehmen. Vertrauen ist allerdings auch auf der Seite der Giver nötig, wie folgendes Beispiel zeigt.

Ausbildung, 324 – 328

Marie: Aber dieses (1) (Tim: Nee aber stimmt schon ja.) dieses genervt sein, wenn sie dann fünf Mal nachfragen, muss man sich auch fragen wo wa woher kommt das her, die haben dann halt vielleicht echt Angst um dich. Also ich kenn das total von meiner Mama, das hat sie sich jetzt endlich mal (.) (Christin: @(.).@) abgewöhnt, oder hat selber auch dran gearbeitet, dieses heimkommen, also damit hat sie v:oll das Problem gehabt, wenn wir ausgemacht haben (.) Zehn bist daheim, und ich war, erst wirklich um viertel nach Zehn daheim, (.) mindestens zwei Anrufe gehabt, (.) und dann sitzt sie halt auf der Treppe, (.) ich komm rein sitzt sie auf der Treppe und sagt (.) ((ahmt weinen nach)) #mit Tränen und weiß ich nicht, sie hat jetzt schon einen Unfall gesehen und# (.) die hatte dann einfach Angst. Und irgendwann (.) hab- haben wir dann gesprochen und (.) alles (.) und dann (.) hab- muss ich vielleicht dir auch ein bisschen mehr vertrauen, dass du selber was sagst (.) mei (.) viertel nach Zehn passt auch oder mei ich kann mich um mich selbst kümmern. (1) Und wenn das vielleicht bisschen weniger wird, also mit ihr, die ist echt lockerer geworden. Die vertraut mir jetzt einfach mehr, dass ich auch auf mich selbst aufpassen kann und vielleicht ist das so ein Prozess von (.) äh los(.).lösen.

Christin: Gut aber es ist ja auch nicht immer nur Vertrauen dann in eine Person. (.) Sondern in die Umst- äh wenn du jetzt einen Unfall baust, hat das ja nichts damit zu tun, dass sie dir nicht vertraut unbedingt, (1) sondern halt [weiß ich nicht.

Tim: [Sie sorgt sich halt einfach.

Christin: Ja.

Tim: Weil du ihr wichtig bist.

Auch in Gruppe Jugendtreff 2 gibt es das Thema Vertrauen (Jugendtreff 2, 452 – 457). Es geht um Eltern-Kind-Beziehungen, wobei anfangs beklagt wird, dass die Eltern den Kindern nicht vertrauen. Dies kehrt sich schnell in die Meinung um, dass es dabei eigentlich nicht um das Vertrauen den Kindern gegenüber geht, sondern es ist ein Misstrauen der Umwelt gegenüber. Vertrauen steht hierbei aber auch stellvertretend für die Zuneigung der Eltern zu ihren Kindern. Weil die Kinder den Eltern wichtig sind, sorgen sie sich um sie, denn sie haben „harte Angst dass mir irgendwas passiert“ (Adnan, Jugendtreff 2, 453). Die Annahme, dass Eltern ihren Kindern oder der Umwelt nicht trauen, geht einher mit Berichten der Befragten, dass die Eltern Kindern oftmals zu viel Fürsorge angedeihen lassen. In keinem anderen Kontext wird eine „Überfürsorge“ so stark thematisiert wie in dieser Beziehung, was sicherlich mit der aktuellen oder gerade verlassenen Lebenswelt der Befragten zu tun hat, die sich noch sehr gut an die elterlichen Sorgen erinnern können. Außerdem gehen die Erzählungen einher mit einer Vergeschlechtlichung¹⁴, da es fast immer die Mutter ist, die sich zu viel sorgt¹⁵. Hier geraten die Diskutierenden in den Konflikt, dass sie dies einerseits zwar als (mütterliche) Fürsorge und damit als etwas Positives anerkennen, sich aber gleichzeitig mehr Freiheit von dieser Fürsorge wünschen. So beziehen sie das fehlende Vertrauen nicht auf sich, da sie die Zuneigung ihrer Eltern anerkennen, und deuten sie um auf ein Misstrauen der menschlichen Umwelt gegenüber.

Eine andere Form des Vertrauens auf der Giver-Seite tritt beim Spenden auf. Nicht zu wissen, ob die eigene Spende überhaupt dort ankommt, wo sie ankommen soll, kann für Misstrauen sorgen (Jugendtreff 2, 316 – 322). Transparenz über den Umgang mit den Spenden kann dann Vertrauen aufbauen. Über Spenden und Crowdfunding wird ausgiebig in Gruppe Studium diskutiert.

Studium, 203

Franka: Genau. das ist glaub ich aber auch was irgendwie (.) gemacht werden müsste, also wenn man sagt okay wir haben jetzt hunderttausend auf Crowdfunding für (.) Projekt X gespendet, dass wir vielleicht auch transparent sehen, können, wofür das Geld eingesetzt wird. weil es gibt viele Hilfsorganisationen die haben irgendwie Gelder im Umlauf, die halt eben nicht eingesetzt werden können weil die irgendwie falsch deklariert sind oder so. also ich glaub da ist halt das Problem; wenn ich jetzt Geld spende, dann weiß ich nicht, kommt das bei den Personen an? oder wem kann ich da Vertrauen an (.) Organisationen, und ich finde das wahnsinnig schwer, wenn ich jetzt selbst wenn ich jetzt sage okay, ich habe hier fünfzig Euro, ich würde

¹⁴ Dazu ausführlicher in Kapitel 5.3.1 und 5.4

¹⁵ Eine Ausnahme bildet Steffi, bei der es der Vater ist, der sich mehr Sorgen zu machen scheint als die Mutter (GD 11, 336), wobei sie hier nicht von einem (negativ konnotierten) Zuviel der Fürsorge ihres Vaters spricht.

das gerne sozial anlegen, weil ich mich um die Leute (.) kümmere und so, wo tut man das, woher (Emil: Ja,) weiß ich dass das Geld sinnvoll investiert ist, und nicht irgendwie fünfzig Prozent (.) irgendwer dann (.) abzweigt. also das finde ich halt auch irgendwie schwierig; weil es einfach teilweise nicht wirklich transparent ist. und ich glaube da würden die (.) ganzen Organisationen sich auch (.) helfen, wenn sie das halt transparenter gestalten würden. also oder versuchen würden. ich glaube das wäre schon möglich, das man das noch macht.

Für die Teilnehmenden dieser Gruppe ist sehr wichtig zu wissen, wo ihr Geld hingeht, wenn sie spenden. Wenn sie kein Vertrauen in die Organisation hätten, dann würden sie auch nicht spenden. Sowohl in dieser Gruppe als auch in Gruppe Jugendtreff 2 kann nicht darauf geschlossen werden, dass Teilnehmende tatsächlich gespendet hätten und unter welchen Umständen. Ihre Erzählungen zeigen aber einen Bedarf an Transparenz, also Wissen darüber, was mit dem gespendeten Geld oder der Kleidung geschehen wird.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Vertrauen in den Beiträgen der jungen Erwachsenen immer mit Formen von emotionaler Nähe oder Bindung einhergeht. Während es sich bei den genannten Beispielen um Vertrauen handelte, was mit direkter menschlicher Nähe von Giver zu Receiver verbunden ist, handelt es sich bei Spenden um eine Art ‚Nähe durch Glaube‘. Es ist der Glaube daran, dass im Sinne der Giver mit dem Geld umgegangen wird. Die Organisationen sind hier als Mittlerinnen zwischen Giver und Receiver gedacht, denn sie sind eigentlich nicht selbst die Empfangenden, obwohl sie die Spende erst einmal erhalten und verwalten. Beim Vertrauen zu Ärzt*innen handelt es sich nicht um eine Mittelsposition, aber dennoch ist es mit dem Vertrauen als ‚Glaube‘ vergleichbar. Mit dem Material gesprochen glauben Patient*innen, dass diese*r Arzt oder Ärztin kompetent ist und das Fach versteht. Das ist kein Vertrauen aus emotionaler Bindung wie in der Eltern-Kind-Beziehung. Im Falle von Freundschaften fällt diese Nähe mit Vertrauen zusammen, da Freund*innen sich gegenseitig vertrauen, sich Dinge anvertrauen und sich gernhaben. Dies ist auch in Familien (meist) der Fall, doch in der Eltern-Kind-Beziehung wird durch die diskutierenden jungen Erwachsenen deutlich, dass es auch noch eine andere Form des Vertrauens zu geben scheint, die nicht an die nahe Person gerichtet ist. Vielmehr handelt es sich um Misstrauen Unbekanntem gegenüber, was nicht nur in Familien, sondern natürlich auch in Freundschaften auftritt. Es ist eine Gleichzeitigkeit von Vertrauen und Misstrauen, die sich in der Fürsorge zeigt.

Beim Spenden oder bei der Suche nach einem Arzt oder einer Ärztin ist zunächst einmal kein Vertrauen vorhanden, da keine emotionale Beziehung zwischen den beiden

Seiten besteht. Vielmehr muss offenbar Misstrauen abgebaut werden durch die Aneignung von Wissen und Informationen. Stattdessen muss die Entwicklung eines Glaubens an die Vertrauenswürdigkeit der anderen Seite erfolgen. Bei Ärzt*innen kann Vertrauen über den Besuch, also in face-to-face-Interaktion hergestellt werden. Bei Spenden ist dies nicht immer möglich, es sei denn, es wird eine Unterschrift direkt beim Haustürgespräch geleistet. Doch auch bei solchen Gesprächen muss wohl erst eine Verbundenheit zur Thematik oder zur „imagined community“ hergestellt werden (Anderson 1996, zitiert in: Adloff und Sigmund 2005, S. 222).

Verantwortung

Angewiesenheit und Vertrauen können in enger Verbindung stehen zur Verantwortung. Vielfach wird letzteres hervorgehoben und die Kontexte, auf die Bezug genommen wird, liegen oft in beruflicher Fürsorge, aber auch im familiären Bereich.

Katholische Jugend, 25

Michael: Ja. also (.) man ((lautes Rascheln)) (Y: Fang ruhig an,) man muss sich (.) erstmal (.) quasi um sich selbst kümmern, um seine Mitmenschen Mitbürger, vielleicht so um die ältere Generation, die Senioren; vielleicht um jüngere Kinder hier in unserem Fall; dann ums- um unsere Gruppenkinder, müssen wir uns kümmern, und quasi auch (.) Verantwortung übernehmen.

Freikirchliche Jugend, 88

Paul: Ja also ich hab erst gedacht so also mit Kindern und Eltern irgendwie so dass man (.) sich kümmert und aufpasst (.) dass man ein Stück weit auch Verantwortung für die Person übernimmt

Michael zählt hier zu Beginn unkonkret „Mitmenschen“ auf und folgt dann mit Menschen, die auf Fürsorge angewiesen sind: Ältere, Kinder und die Gruppenkinder, um die sich die Diskutant*innen aus Gruppe Katholische Jugend ehrenamtlich kümmern. Diese Aussage macht Michael als erstes, es sind seine ersten Gedanken zu Fürsorge. Auch Adnan aus Gruppe Jugendtreff 2 denkt als erstes an Verantwortung, wenn es um Fürsorge geht. Adnan konkretisiert dies damit, dass er auf seinen Bruder aufpasse (Adnan, Jugendtreff 2, 49) und Paul (Freikirchliche Jugend, 88) meint, dass Eltern auf ihre Kinder aufpassten. In diesem Sinne hat Verantwortung etwas mit Schutz, Sicherheit aber auch Vormundschaft (der Eltern) oder Bevormundung (des Bruders) zu tun.

Verantwortung ist eingebettet in einen Rahmen, der bereits vorgegeben ist. Zum einen durch Gesetze, denn man darf ein Kind „nicht in die Mülltonne hauen“ (Soziale Arbeit,

781), zum anderen durch gesellschaftliche Werte, die noch nicht juristisch ausbuchstabiert sein müssen.

Freikirchliche Jugend, 102 – 103

Jakob: Was ich noch mit Fürsorge assoziiere sind auch die Wertevorstellungen in unserer Gesellschaft (.) in unserer Gesellschaft ähm (.) ist es ja ein wesentlicher Bestandteil; die Fürsorge von unseren Vorstellungen wir haben ja so Normen und so wie unsere Gesellschaft ist ist in anderen Kulturkreisen oft ganz anders, (.) ähm bei uns ist das halt sag ich jetzt mal normal wie um das Beispiel vorhin mit äh: Mutter oder Vater und Kind aufzugreifen; dass die Mutter sich und der Vater sich um das Kind halt kümmern (2) (David: mhm) genau; das ist halt so das Bild und auch oft wenn das so abweicht, wenn die Eltern sich nicht um das Kind kümmern dann ist man in der Gesellschaft auch (2) @(.).@ ganz schnell äh so nebendran; dann wird über den gesprochen, gelästert und so, weil er halt nicht mehr diesen Wertvorstellungen entspricht die man hier so hat (.) weißt du was ich meine?

David: Ja, ja (.) da da wo du dann schnell in diesen (2) verantwortungslos (.) Bereich reinkommst

Jakob geht hier über gesetzliche Rahmenbedingungen hinaus und vergleicht deutsche Wertvorstellungen mit „anderen Kulturkreisen“. Er stellt fest, dass es in der deutschen Gesellschaft ein Wert ist, dass sich Eltern um ihre Kinder kümmern. Werden diese Wertvorstellungen nicht erfüllt, ist man „ganz schnell äh so nebendran“, dann riskiert man, als verantwortungslos bezeichnet zu werden. Verantwortung wird auf zwei Wegen übertragen: per Gesetz und per gesellschaftlichem Druck. Durch das Risiko, als verantwortungslos zu gelten oder „sozial geächtet“ zu werden (Soziale Arbeit, 1740), kann Verantwortung zur Bürde werden. Auch in Fürsorgeberufen gehen Gefühle von Verantwortung und Bürde Hand in Hand.

Feuerwehr 1, 976

Nora: Zu viel. ja. (.) und (.) wie gesagt das ist in jedem Beruf kann sowas sein. dass du einfach dann trotzdem in deinem Beruf eine gewisse Verantwortung hast, es muss jetzt nicht gegenüber Personen sein, das ist natürlich (Ulrich: Ja das ist ja ()) sind wir jetzt grad hier weil ähm (.) bei Medizinerinnen oder auch bei Soldaten sind das so Extremfälle wo jetzt wirklich (.) jede Sache die du machst, jetzt bei den Soldaten echt nur im Einsatz, jemanden töten kann. ja kann der kleinste Fehler, äh als Arzt kann ähm (Ulrich: Tödlich) dann tödlich enden.

Gruppe Feuerwehr 1 betont hier vor allem die Verantwortung für fremdes Leben, die in diesen unter Fürsorge gefassten Berufen (und auch in Familien) zum Tragen kommt. Einen Gegenstand in einem operierten Körper zu vergessen, ein falsches Medikament zu geben, dies können kleine Fehler mit größten Auswirkungen sein. Diese Verantwortung für fremdes Leben betrifft aber nicht nur Fürsorgeberufe, sondern sämtliche Berufe (Feuerwehr 1, 980), denn „jeder Meister muss schauen, dass es seinem Azubi gut geht, dass der keine Ahnung, dass der nicht von der Leiter fällt“ (Feuerwehr 1, 981). Die Verantwortung für fremdes Leben tritt auch im folgenden Zitat deutlich in Erscheinung.

Freikirchliche Jugend, 425 – 426

David: 18 ist glaube ich Militär, (Alle: Mhm) das ist dann noch einmal eine auch noch einmal eine andere Stufe von Fürsorge, für (.) das ganze Land sozusagen; äh: (.) den Kopf hinzuhalten, ((Amelie): Ja) (.) und in (.) Krisensituationen bereit sein, (3) ja wirklich alles inklusive des Lebens (.) wenn es denn sein muss; (.) für dein Land (.) und somit für alle Menschen in diesem Land (.) ((Jakob): Ja) zu (.) geben. Und ob dass dann jeder letztlich aus dem aus diesem Aspekt macht das sei mal dahingestellt aber (3) ((Jakob): Ja) (2)

Paul: °Also ich denke ti- also Militär hat schon° dann in dem Fall auch ziemlich viel Verantwortung, (.) verbunden mit dem (.)

Das Militär hält für „das ganze Land“ den Kopf hin, setzt sich für die Bevölkerung des eigenen Landes ein, beschützt es. Mit dem eigenen Leben sind Angehörige des Militärs verantwortlich für das Leben vieler anderer Menschen. David stellt zwar in Frage, ob dies die Motivation jedes*r einzelnen Militärangehörigen sei, dennoch sieht er das Militär als Ganzes, als Singular, in der Verantwortung für die Menschen des Landes. Die Verantwortung und damit die Bürde in (Fürsorge-)Berufen resultiert vor allem aus dem gesetzlichen Rahmen, in den die Individuen bei Ergreifen des Berufes eintreten. Dies trifft auch auf Politiker*innen zu.

Ausbildung, 475

Tim: Politiker haben auch irgendwo ne (.) äh Verantwortung gegenüber dem Volk, sie müssen sich um Volk kümmern, da sind wir wieder bei Fürsorge.

Politiker*innen vertreten den Staat und „der Staat sorgt im Endeffekt für (.) äh für seine Bürger“ (Ausbildung, 484) in Form von Rente, Krankenversicherung und Sozialleistungen. So wie in (Fürsorge-)Berufen und in Familien, trägt „der Staat“ Verantwortung für fremde Leben, die Leben der Bürgerinnen und Bürger.

Berufe sollten entsprechend der Bürde und Verantwortung entlohnt werden (Feuerwehr 1, 982). Nora, die einen technischen Assistenzberuf erlernt, meint, dass diese Verantwortung auch in die Bezahlung mit eingehe (ebd.). Wenn es aber um dezidierte Fürsorgeberufe geht, ist der Konsens in allen Gruppen, die dies thematisieren, dass die Entlohnung nicht ausreichend ist.

Feuerwehr 2, 322

Fabian: Auf Sachen wie Fürsorge oder zwischenmenschliche (.) Aktivitäten; und so Zeug. Wenn ich mir jetzt allein die die Leute anschau, die in Schulen, Kindergärten, (.) mit den Menschen zu tun haben. (.) (Michaela: Mhm,) Das sind für die Arbeit, die sie eigentlich leisten, und die Auswirkungen, die sie später mal haben (.) auf die Kinder (.) (Phillip: Mhm.) am schlechtbezahltesten.

Die Gruppe Feuerwehr 2, deren Teilnehmende in der Jugendarbeit ehrenamtlich tätig sind, spricht hier vor allem über Berufe, die Kinder und Jugendliche betreffen, wobei

Fabian generell alle Berufe meint, die „zwischenmenschliche (.) Aktivitäten“ beinhalten. Er spricht von Berufen, in denen „die Leute“ (geschlechtsunspezifisch, dazu in Kapitel 4.4 mehr) „mit den Menschen zu tun haben“ und der Umgang mit Menschen sei es, der eine bessere Bezahlung rechtfertigt¹⁶. Auch hier wieder sind es andere Menschen, ist es fremdes Leben, das als Zielobjekt der Verantwortung hervorgehoben wird. Das Objekt der Fürsorge/Verantwortung kann dabei in der Gegenwart oder der Zukunft liegen.

Feuerwehr 2, 162

Michaela: Das war auch mein Gedanke wie ich das gelesen hab, dass eben das sich darum dreht, was wir jetzt tun können, damit es in Zukunft (.) (Bettina: Ja.) die und die Ziele gibt. Oder dass das und das erreicht wird. (.) (Bettina: Ja. Genau.) Also für was wir jetzt verantwortlich sind, dass unsere Kinder in Zukunft vielleicht mal so und so leben können.

Feuerwehr 2, 329

Michaela: Gut dass du das mal sagst, Fabian. Und (.) da hab ich letztes Mal auch drüber nachgedacht. Ich weiß nicht; wir sind irgendwie für dafür verantwortlich wie unsere Zukunft ausschaut. (.) (Fabian: Genau.) Oder wir sind auch dafür (.) als Multiplikatoren verantwortlich; jetzt als Jugendwart oder so, (.) die Jugend so zu erziehen, dass (.) dass sie mal später das Land übernehmen können. Oder halt

Michaela wird später noch sagen, dass „wir“ „die Welt von unseren Kindern nur geborgt“ haben (Feuerwehr 2, 424). Dieses Motto hat sie stark verinnerlicht und teilt es in der Gruppendiskussion mit. Sie bezieht die Zukunft vor allem auf die Kinder und sie selbst kümmert sich auch um Kinder und Jugendliche in der Jugendfeuerwehr. Der Blick in die Zukunft sagt ihr, dass sie selbst und mit ihr auch andere Menschen schon jetzt dafür verantwortlich seien, dass es den Kindern und anderen Menschen in der Zukunft gut gehe. Ein ähnliches Denken liegt dem Schutz der Umwelt zugrunde.

Ausbildung, 977

Tim: Ja was will man mit einer kaputten Welt, darin kann man nicht mehr leben. Wenn man jetzt (.) keine Ahnung, (.) weiß nicht (.) die ganzen Auswirkungen betrachtet, wenn jetzt (.) jedes (.) Atomkraftwerk auf der Welt äh (.) Schaden haben würde, explodieren würde, dann glaub ich könnten wir auf der Welt nur noch an ganz wenigen Stellen leben, oder richtig leben, (.) ähm wo es jetzt nicht so gesundheitsgefährdend ist, wo man keine Angst vor Mutationen etc. haben muss, (.) ich find schon, dass der Mensch oder die Menschheit allgemein, (.) äh da in der Verantwortung ist: t (.) ähm sich um die Welt zu kümmern; dass man der Welt irgendwie nicht scha-det. (.) (Steffi: Mhm.) Ähm (.) ja. (.) Marie: Vielleicht kann man das) **Trend geht** ja auch immer weiter dahin, erneuerbare Energien, etc., (? : Mhm.) vor allem auch hier in Deutschland, (.) glaub, ja

¹⁶ Interessant ist hier, dass Fabian zu diesen Berufen keinen Geschlechterbezug herstellt und von „Leuten“ spricht. Auf Geschlechterrelevanz in den Erzählungen über (Fürsorge-)Berufe wird im Kapitel 5.2 näher eingegangen

Umweltschutz ist Fürsorge für die Natur, aber auch für die Menschen. Wie Michaela, so schaut auch Tim in die Zukunft, wenn er eine Explosion in einem Atomkraftwerk verhindern will, die die Welt kaputt machen könnte. Die Welt ist der Ort des Überlebens für die Menschheit. Diesen Ort nicht weiter zu schädigen und dafür zu sorgen, dass die Welt auch in Zukunft Heimat der Menschen bleibt, ohne Gefährdung der Gesundheit, liege in der Verantwortung aller jetzt lebenden Menschen. Der Unterschied zu Fürsorgeberufen liegt nun darin, dass die Verantwortung unkonkret ist. Während Ärztinnen und Ärzte konkrete Patient*innen behandeln, Soldat*innen zumindest die eigene Bevölkerung beschützen, Kindergärtner*innen sich um konkrete Kinder kümmern, ist die Fürsorge um die Zukunft eher vage. Es ist unkonkret und gleichzeitig in der Allgemeinheit „die Kinder“ und es ist „die Menschheit“, um die man sich kümmert, für die man jetzt schon Verantwortung hat. Bezugnehmend auf die Aussagen im Material lässt sich somit sagen, dass in der familiären Fürsorge beide Perspektiven auftreten, wenn Eltern gleichzeitig im Jetzt und für die Zukunft Verantwortung für ihre Kinder haben.

Verantwortung wird aber nicht nur in der Zukunft gesehen, sondern sie kann auch aus der Vergangenheit resultieren. Zentrales Gesprächsthema war in den Gruppen der Umgang mit den Menschen, die Ende 2015 und Anfang 2016 in Deutschland Zuflucht suchten.

Katholische Jugend, 43

Peter: Ich finde ein gutes Beispiel für das was du grad gesagt hast nur: es ist auch (.) mir ist grad die Flüchtlingskrise- weil wir eigentlich zum Beispiel mit dran Schuld sind dass es den Leuten da unten so schlecht geht, also durch unsere (.) Waffenlieferungen, durch unser (.) militärischen Einsätze die wir im letzten Jahren geführt haben, und dass wir quasi jetzt einfach die ganzen Leute aufnehmen, also natürlich ich sehe uns in der Verantwortung dass wir es tun müssen, aber es ist natürlich auch wieder wie du gesagt hast (.) eigentlich nur um uns ein besseres Gefühl zu geben.

Sehr häufig resultiert für die Diskussionsteilnehmenden aus dem außenpolitischen Vorgehen deutscher Regierungen der Vergangenheit eine Verantwortung für die Menschen der Gegenwart. Waffenlieferungen und Beteiligungen an Kriegen (v.a. Afghanistan) werden als Begründung herangezogen, weshalb Deutschland nun Fürsorge für die Menschen aus Syrien, Afghanistan und aus anderen Ländern aufbringen müsse. Diskutiert wird, wie viele Menschen aufgenommen werden sollten, was sie erhalten sollten, wie mit ihnen umgegangen werden sollte. Das Ob steht in den geführten Gruppendiskussionen allerdings nicht zur Debatte. Die Verantwortung kann sich dabei auch aus den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg ableiten, in denen Deutschland sehr viel

Fürsorge von anderen Ländern erfahren hätte (Ausbildung, 547) und sie könne auf alle Industrienationen ausgeweitet werden, die eine Verantwortung gegenüber Ländern des globalen Südens und Ostens haben (Feuerwehr 1, 151). Mit Frank (Soziale Arbeit, 121) ließe sich sagen, dass Industrienationen „soziale Schulden“ angehäuft und die Länder nun durch diese Schulden Verantwortung auf sich geladen hätten. Solche „Schulden“ lassen sich auch in Familien beobachten.

Jugendtreff 2, 88

Adnan: Also ich sag mal so, ich fühl mich dafür verantwortlich auf meine Eltern aufzupassen wenn sie älter werden.

Ausbildung, 89 – 90

Christin: Du würdest glaub ich auch ziemlich sicher deine Eltern pflegen wenn sie alt sind, oder?

Marie: Ja. Fühl ich mich verantwortlich schon, ja.

Sowohl Marie als auch Adnan sagen, dass sie sich verantwortlich fühlten, sich um ihre Eltern zu kümmern, wenn diese alt sein werden. Die Ausgestaltung des Kümmerns kann dabei aber variieren, wird meist auch nicht sehr genau ausbuchstabiert. Es kann bedeuten, dass die Eltern im Heim des Kindes gepflegt werden könnten (Jugendtreff 2, 96), oder dass ihnen im Heim der Eltern so gut es geht geholfen werden würde (Ausbildung, 96). Es wird also eine Verantwortung gegenüber den eigenen Eltern beschrieben.

Feuerwehr 2, 1072

Michaela: Stimmt. (.) Also Bild Nummer 9 finde ich auch noch schön, das zeigt einfach dass die Generationen, gegenüber (.) ja (.) die verschiedenen Generationen haben eine Verantwortung gegenüber der anderen Generation, meine Mama hat eine Verantwortung für mich, und ich hab später im Alter auch mal Verantwortung (Bettina: Genau.) für meine Mama, (Fabian: Mhm,) und meine Mama hat jetzt Verantwortung für ihre Mama, und die hatte früher Verantwortung für meine Mama gehabt. (Bettina, Fabian: Mhm,) Also es hängt alles zusammen. (Bettina: Ja.)

Michaela zählt hier ausschließlich eine Differenz von einer Generation auf, denn die Verantwortung hat immer nur das Kind gegenüber der „Mama“¹⁷, sowohl Michaelas Mama als auch sie selbst. Auch Ulrich empfindet Verantwortung seinen Eltern, nicht aber seinen Großeltern gegenüber.

Feuerwehr 1, 2146 – 2150

Ulrich: Ich fühl mich nicht (.) direkt (.) für meine Großeltern verantwortlich. meine Oma und Opa. ich find das ist ne Aufgabe von meinem Vater, sag ich jetzt ehrlich.

Sabrina: Ja,

¹⁷ Auch Faur und Tizziani (2018) weisen darauf hin, dass Care-Verantwortung zumeist auf Frauen übertragen wird. Auf den Geschlechteraspekt gehe ich jedoch in Kapitel 5.3.1 und 5.4 genauer ein.

Ulrich: Es sei denn natürlich er sagt #hilfst du mir# dann schon. aber ich würd jetzt (.) °es sei denn gut es kommt jetzt drauf an° ich weiß ja dann mein () Vater ist verantwortlich.

Mona: Ich denk das kommt auch immer drauf an was du für eine Bindung hast.

Ulrich: Wenn ich die Not seh dann schon. Aber

Ulrich sieht hier die klare Zuständigkeit nur bei der Generation, die selbst Fürsorge von den zukünftig zu Pflegenden erhalten hat. Mona wirft ein, dass es dabei auch von der Bindung abhängig sei, wie sie zwischen Enkel*innen und Großeltern besteht, denn sie führt dann aus, dass sie und ihre Schwester sich viel um die Großmutter kümmerten. Allerdings wird im Laufe der folgenden Diskussion klar, dass es um Besuche oder Telefonate geht, die der Unterhaltung dienen. Eine stärkere, vielleicht auch noch körperlichere oder noch emotionalere Einbindung, liegt in der Zuständigkeit der nächsten Generation, nicht der übernächsten - es sei denn, es wird eine Not ersichtlich.

Die Aussagen der jungen Erwachsenen resümierend kann festgehalten werden, dass Verantwortung den Erzählungen zufolge immer dann auftritt, wenn es um den Erhalt von Leben geht. Dies kann konkrete andere Menschen, Tiere und unkonkrete Leben in der Zukunft betreffen. Zeitliche Dimensionen werden ersichtlich, denn die Verantwortung kann in der Gegenwart und in der Zukunft eintreten und sie kann Bezug zur Vergangenheit haben. Die Verantwortung tritt als Vermittlung zwischen zwei Zeiten auf, die sich unterscheiden können, aber nicht müssen. Man kann in der Gegenwart Verantwortung haben und diese mit Fürsorge noch in der Gegenwart einlösen; man kann Verantwortung für etwas haben, was in der Zukunft liegt und es vorher mit Fürsorge einlösen; oder man kann in einer Vergangenheit „soziale Schulden“ angehäuft haben, die einen dann später zur Verantwortung ziehen werden. Bei allem können Hierarchien eine Rolle spielen, z.B., wenn Vorgesetzte Verantwortung für Angestellte haben. Verantwortung kann aber auch ohne Hierarchien einhergehen, wenn beispielsweise die Feuerwehrleute eine Verantwortung ihren Kamerad*innen gegenüber haben (Feuerwehr 2, 1088). Verantwortung hat man allerdings nicht nur für fremde Leben, sondern auch für das eigene Leben, wie Gruppe Feuerwehr 1 hervorhebt.

Feuerwehr 1, 1146

Nora: @Wir waren jetzt im Restaurant jetzt am@ (.) Montag. (Andreas: Mhm) und also in in Großstadt O, und da haben wir halt drauf hingewiesen ja meine Mama verträgt kein Weizen, was wo denn überall Weizen drin ist, hat sie gesagt ja, sie hat halt die Allergen Karte geholt und gesagt ja da da und da, (Sabrina: @(.)@) und hat dann gemeint ja gut dass wir es sagen, da ist letztens einer reingekommen, hat ganz normal gegessen und ist dann umgekippt, dem war das peinlich dass er ne Allergie hat, und hat nicht gesagt dass er allergisch gegen irgendwas

ist; @(.)@ und da denk ich mir auch ey, (Sabrina: Das ist schlau,) der kann doch nicht in ein Restaurant rein gehen, einfach fressen was ihm vorgesetzt wird, (Sabrina: @(.)@) und dann ähm (Sabrina: @umfallen@) @und umkippen@ @(.)@

Die Person, die nicht nach der Allergenkarte fragte, wird für ihr eigenes Leben verantwortlich gemacht, denn die Servicekräfte können nicht wissen, wogegen Gäste allergisch sind. Hier fehlt ein Bezug zur Vergangenheit oder Zukunft und es fehlt Bindung, die durch Wissen entstehen kann (wie bereits am Beispiel der Spenden und Ärzt*innen deutlich gemacht). Die Servicekräfte können nicht fürsorglich sein und Verantwortung übernehmen (oder übertragen bekommen), wenn sie nicht wissen, welche Bedürfnisse die Gäste haben. Dieser Gedanke ist auch übertragbar auf Situationen in Fürsorgeberufen oder auch in familiärer Fürsorge. Von den Aussagen der Befragten abstrahierend darf davon ausgegangen werden, dass in der Regel Wissen vorhanden sein muss, um Bedürfnisse überhaupt erst zu erkennen und sie bestenfalls lösungsorientiert beantworten zu können.

Dieses Wissen ist konkreten Personen gegenüber wesentlich, um Verantwortung für fremde Leben zu haben. Je konkreter der Kreis der Lebewesen, seien sie menschlich oder nicht-menschlich, desto konkreter muss auch das Wissen werden, um Verantwortung zugesprochen zu bekommen. Für große Menschengruppen reicht das sehr allgemeine Wissen, dass ein Atomreaktorunfall schädlich ist. Geht es um spezifische Personen, so muss man beispielsweise Kenntnisse über konkrete Krankheiten haben, um für das fremde Leben Verantwortung zu erhalten. Auch in Fürsorgeberufen ist Wissen nötig, um Verantwortung erteilt zu bekommen. Und diese Verantwortung gilt in der Fürsorge *fremdem* Leben.

4.3.3 Freiwilligkeit und der Blick auf andere

Die Tatsache, dass jegliche Handlung als Fürsorgehandlung beschrieben werden *kann*, macht sie zu einem höchst interpretationsabhängigen Begriff, sodass die Diskutierenden Schwierigkeiten haben, ihn auf den Punkt zu bringen. Gruppe Jugendtreff 1 ist die einzige Gruppe, die die Stimulusbilder direkt mit Beginn der Diskussion erhielt und die somit zahlreiche Situationen bildhaft vorgelegt bekam, die sie interpretieren mussten.

Jugendtreff 1, 115 – 129

Leo: Also Bild acht (1) Bild 18 ist auch Fürsorge (Jasmin: Altes Ehepaar ist definitiv) würd ich sagen. **Weil die Leute ziehen [in Krieg um uns zu schützen.**

Julia: **Ja es hat es ist glaub ich irgendwie alle:s**, ich mein du kannst ja sogar son Auto da hinstellen weil, es gibt ja auch Leute die sorgen sich ja um ihr Auto.

Cora: Also ist bisher alles (Maja: Ja.) Fürsorge. eindeutig (Jasmin: Nein)

Leo: Also fürsorglich ist alles wir müssen nur-

Jasmin: Ja, guck mal die Pommes dahinten zum Beispiel nicht.

Maja: Das sind **Spaghetti**.

((lachen))

Maja: Also Bild Nummer 3, (Leo: Natürlich ist Essen Fürsorge) das [sind Spaghetti.

Julia: [() ne Familie hast musst du den ja auch was [kochen ()

Jasmin: [**Nein null, darum geht nein** die offensichtlichen Sachen wo gerade Fürsorge oder [wa-was jetzt für Fürsorge steht;

Leo: [Ja hier hat er **es wurde Essen gekocht** das andere [Leute essen können damit sie (1) gesund sind.

Julia: [**Hier bei Bild** hier bei Bild 7, da mit der Krippe da, da sorgen sich ja sogar die Tiere. um um [()

Maja: [Ja darum gehts bestimmt [in dem Bild;

Jasmin: [Guck mal das ist zum Beispiel, man alles was nicht so offensichtlich Fürsorge ist sondern wo man dann erst n [Gedanken oder zwei verschwenden muss.

Julia: [Ja aber das sieht doch jeder das sieht doch jeder anders.

Julia, Leo und Cora sind der Meinung, dass auf allen Bildern Fürsorge zu sehen sei und Jasmin interveniert gegen diese Deutung. Sie ist der Meinung, dass auf Bild 3 (eine Pfanne und ein Teller mit zubereitetem Essen) keine Fürsorge abgebildet sei. Jasmin rechtfertigt sich dann mit der Unterscheidung zwischen Bildern, auf denen Fürsorge sofort erkennbar sei und denjenigen Bildern, auf denen Fürsorge erst nach einigem Nachdenken erkennbar werden. Diese Interpretationsleistung haben die anderen Teilnehmenden schon vollbracht, da sie das Bild mit Kochen *für andere* in Verbindung gebracht haben. Das Nachdenken führt allerdings dazu, dass die Interpretationen sehr individuell würden, befindet Julia. Es ist zu vermuten, dass diese Gruppe das Gefühl hatte, dass auf allen Bildern Fürsorge abgebildet wird und die meisten Teilnehmenden sie daher mit dieser Vorannahme auch als Fürsorge einstufen. Aus diesem Grund wurden die Bilder in den folgenden Diskussionen nicht mehr zu Beginn aufgezeigt.

Dennoch wurde auch in anderen Gruppen Fürsorge als individuell interpretierbar beschrieben, bevor die Bilder in die Diskussionen gegeben wurden. Sehr früh zum Beispiel in Gruppe Pflegeschule.

Pflegeschule, 62 – 64

Isabell: Ich weiß nicht, ich glaub das geht wirklich so weiter; weil jeder seine eigenen Gedanken auch irgendwie dazu hat, und ist dann aber auch so variabel also wie gesagt du denkst eher an das, ich denke da an das andere, ich weiß nicht; das ist halt echt individuell auch gesehen irgendwie;

Laura: Ja jeder Mensch macht sich auch anders Sorgen. der eine früher der andere später.

Bea: Ja und der eine mehr um sich, und der andere mehr um andere. hm hm hm

Die Teilnehmenden dieser Gruppe beginnen ihre Diskussion damit, sich zu erzählen, woran sie als erstes denken, wenn sie über Fürsorge nachdenken (siehe Kapitel 4.2). Da diese ersten Gedanken stark divergierten, wird festgehalten, dass das Zuordnen zu Fürsorge von jeweils individueller Deutung abhängt. Dies ist die Legitimation für die unterschiedlichen Meinungen. Dabei werden der Zeitpunkt und auch die Zielperson der Sorge individuell betrachtet.

Mit der festgestellten subjektiv abhängigen Interpretation von Fürsorge wird sie jedoch nicht völlig beliebig, denn der Blick auf die Empfangenden wird zur Voraussetzung, um eine Tat als Fürsorge zu beschreiben. Dies wird auch in Gruppe Ausbildung sehr deutlich ausgesprochen.

Ausbildung, 792 – 797

Marie: Also was was vielleicht eher, was jetzt da noch neues dieses Materialistische, also: Fürsorge hat jetzt nicht, also der erste, das erste was mir einfällt ist jetzt nicht, dass ich mich um meine Auto kümmer.

Steffi: Ja.

Marie: Das jetzt vielleicht nicht, aber es hat ja irgendwie so einen: (.) also schon weit- weitläufig was

Christin: Oder das Auto für [andere] putzen.

Tim: [Ja manche (.) also manche w- (Marie: @(.))@) manche aber manche wenn sie so ein Autospleen haben, da ist das Auto ist [eigentlich alles]:

Marie kann für sich hier noch nicht eindeutig ausmachen, ob das Kümmern um ein Auto tatsächlich auch zur Fürsorge gehört oder nicht. Sie distanziert sich vorerst nur sehr vorsichtig von dem Gedanken, Autowaschen unter Fürsorge zu fassen, indem sie meint, dass dieses Kümmern ihr nicht als erstes einfallen würde. Christin wirft nun ein,

dass man das Auto auch für andere putzen könne, doch Tim geht eher dem ursprünglichen Gedanken nach und hat Verständnis für Menschen, für die ein Auto sehr große Bedeutung hat. Im Verlauf der Diskussion fasst Tim diese Situation dann aber als Selbstsorge (Ausbildung, 832), womit seine Deutungen damit zu denjenigen der anderen Gruppen passen. Auch Bastian aus Wohnheimgruppe 2 fragt sich, ob es Fürsorge sei, wenn man sich um etwas kümmert, was einem etwas bedeute. Er kann sich nicht dazu durchringen, Grabpflege als Fürsorge zu bezeichnen, da letztere für ihn damit verbunden ist, „dass der andere dann auch was davon hat“ (Wohnheimgruppe 2, 227), was er einem Stein nicht zugesteht. Florian deutet die Grabpflege dann so um, dass es sich um Fürsorge handelt, wenn sie der Erfüllung des letztens Wunsches der verstorbenen Person dient (Wohnheimgruppe 2, 228).

Was als Fürsorge gilt und was nicht, liegt laut den Diskussionsteilnehmenden ganz bei der Intention der Einzelperson. Macht sie etwas, um anderen zu helfen, so handelt es sich um Fürsorge und es ist egal, welche Handlung es genau ist. Aus diesem Grund fällt es den Diskutierenden schwer, Fürsorge auf den Punkt zu bringen. Das ist der Grund dafür, dass bei längerem Überlegen irgendwie alles Fürsorge sein kann (siehe Kapitel 4.3.1). Dies erklärt darüber hinaus auch, warum Fürsorge in jeder Situation und zu jedem Zeitpunkt möglich ist. Somit *kann* alles als Fürsorge interpretiert werden, sofern es die Intention ist, jemand anderem jegliche Art von Hilfe zukommen zu lassen. Damit kann Fürsorge auch aus sehr kleinen Gesten bestehen, denn was zählt, ist der Gedanke an andere.

Soziale Arbeit, 1613

Frank: Und ich würde da auch, wie du gesagt hast, einfach an der Motivation ansetzen. (.) (Tanja: Mhm.) Sozusagen, (.) ähm (.) wenn der Gedanke positiv ist; und sagt man möchte jemandem helfen; dann kann das (.) jetzt erstmal an sich nicht (.) negativ sein.

Neben dem Blick auf andere gehört zur Fürsorge auch, etwas freiwillig zu tun. Freiwilligkeit ist sogar ein tragendes Kriterium dafür, eine Handlung als fürsorgliche Handlung einzuordnen.

Pflegeschule, 562 – 566

Bea: °Sorgen, Sorgen;° obwohl, d- ich da- du bist eigentlich schon voll der fürsorgliche Mensch.

Laura: Ich?

Bea: Ja:: hallo, ent- entschuldige mal aber wer macht bei dem ganzen Zeug hier an einem Samstag eine vierzehn Stunden Schicht. frei- auf freiwilliger Basis; beim (Laura: °Danke,°) ich würde eingehen. da würde ich alles lieber machen außer (.) auch noch @freiwillig arbeiten zu gehen@ ah, ehrenamtlich,

Laura: So bin ich. @(.)@

Bea: Ich bin dann eher so der Typ der wo sich dann per Internet bei der DKMS @anmeldet@ und sich so ein Stäbchen in den Rachen steckt und das wars dann. (Laura: Ja) und dann hab ich schon ein gutes Gefühl dass ich irgendwas, meinen Beitrag zur Gesellschaft geleistet hab.

Für Bea ist der Begriff der Fürsorge eng an Freiwilligkeit geknüpft. Sie beobachtet, wie Laura regelmäßig freiwillige Arbeit in einem Krankenhaus leistet und genau das macht Laura zu einem sehr fürsorglichen Menschen. Die Intention Lauras kommt hier nicht zur Sprache. Bea vergleicht sie lediglich mit sich selbst. Sie unternimmt weniger Anstrengungen freiwillig als Laura, denn sie steckt sich lediglich „ein Stäbchen in den Rachen“, während Laura freiwillig eine 14-Stunden-Schicht übernimmt.

Da Freiwilligkeit also ein Hauptmerkmal von Fürsorge ist, liegt nahe, dass ehrenamtliches Engagement ausnahmslos ebenfalls unter Fürsorge gefasst wird.

Ausbildung, 298

Steffi: [...] aber sie sind immer- immer, wenn irgendwas ist, sie kommen sie sofort nach Großstadt B, reparieren irgendwas, oder (.) ähm kümmern sich einfach um alles, und mein Papa halt durch halt sozialmäßig (.) in jedem Ehrenamt dabei, Feuerwehr, Vorstand eines Sportverein, dann (.) (Christin: @(.)@) Friedhof Friedhof pflegt er (Christin: @(.)@) weil es sonst keiner macht, (Tim: @(.)@) (Christin: @(.)@) nein, das sind einfach so Sachen die musst du nicht machen, aber die macht er halt freiwillig, (1) ähm jeder ruft daheim bei uns an ob er da halt was reparieren und da was reparieren kann, ob er das machen kann, er macht einfach (.) ständig alles für jeden und ist immer super engagiert, [...]

Steffi zählt hier nicht nur ehrenamtliche Arbeit auf, sondern auch die Freiwilligkeit, Dinge zu erledigen, die andere nicht erledigen oder anderen einfach zu helfen. Der Kontext ist hierbei unerheblich, denn etwas auch in der Familie freiwillig zu tun, ist fürsorglich.

Feuerwehr 3, 135 – 136

Leon: ja aber wenn jetzt das die Mutter ist von der da dann angenommen, dann ist halt weil die Mutter hat sich ja auch jahrelang dann um die Tochter gekümmert, und Fürsorge geleistet, und die Tochter gibt halt dann das jetzt zurück eigentlich; zu der Mutter wenn sie das ist und dann;

Karsten: Ja aber (.) das ist nicht selbstverständlich, (Leon: Nein nein, das nicht.) das tut nicht jeder.

Gruppe Feuerwehr 3 diskutiert in dieser Sequenz das Bild, auf dem eine jünger erscheinende Person eine älter erscheinende Person im Rollstuhl schiebt. Markus meint, dass es sich dabei um Mutter und Tochter handele. Leon verortet es in der Normalität, dass sich die Tochter um ihre Mutter kümmert, da diese sich zuvor ja viele Jahre um die Tochter gekümmert hätte (Generationenvertrag, mehr dazu in Kapitel 5.3.1). Kars-

ten erwidert allerdings, dass dies keine Selbstverständlichkeit sei. Selbstverständlichkeiten grenzen Handlungen nicht von Fürsorge ab, aber die mit Nachdruck vorgebrachte Freiwilligkeit zeigt, dass von Fürsorge dann in jedem Fall die Rede sein muss, wenn etwas freiwillig getan wird. Freiwilligkeit ist auch eng verbunden mit dem Fokus auf andere, wie im vorigen Abschnitt beschrieben wurde.

Feuerwehr 3, 634 – 639

Y: Und ähm was ist (.) vielleicht ist es auch einfacher zu äh beantworten. was für euch nicht Fürsorge ist;

Markus: Wenn es nur ums Geld geht ganz einfach. Also wenn einer nur (.) aufs Geld aus ist.

Karsten: Ja also (.) ich find das jetzt (.) wenn jemand wirklich nur aufs Geld aus ist dann (.) ja ist im Endeffekt eigentlich keine Fürsorge mehr.

Leon: Fürsorge ist ja doch irgendwie (.) freiwillig einfach.

Weil die Gruppe Schwierigkeiten mit der Thematik bekundete, fragte ich sie gegen Ende der Diskussion, was *nicht* zur Fürsorge gehöre. Tatsächlich hatten die Teilnehmenden nun keine Schwierigkeiten mehr diese Frage zu beantworten und sie waren auch einheitlicher Meinung: Etwas für Geld zu tun, ist nicht fürsorglich, sondern es muss freiwillig getan werden – wobei von der Gruppe in dieser Sequenz ignoriert wird, dass auch Erwerbsarbeit freiwillig getan werden kann. Einige Zeit zuvor nutzte sie das Beispiel einer „Putzfrau“, die für Geld bei älteren Menschen putzt (Feuerwehr 3, 438 – 450). Trotz der Tatsache, dass diese Tätigkeiten der älteren Person helfen, tut die putzende Person dies nicht in fürsorgerischer Absicht, befindet die Gruppe. Die Teilnehmenden trennen Freiwilligkeit von Erwerbsarbeit. Allerdings hatten die Diskutierenden zuvor bestimmte Berufe als Fürsorgeberufe klassifiziert, sodass nicht alle Erwerbsarbeit der Fürsorge entgegensteht.

Feuerwehr 3, 290 – 294

Markus: Oder dass man halt den Beruf auch eingeschlagen hat dass man den Menschen helfen möchte

Karsten: Das ist (.) auch wieder auf die Fürsorge ja. zu zu Leuten.

Markus: Nicht nur das man sein Geld verdient sondern dass man auch-

Karsten: Da helfen kann. wenn man das mag ja.

Leon: Krankenhaus ist glaube ich so ein typisch Fürsorge (.) Beispiel. (Karsten: Ja das ist jetzt-) wo man einfach sagt dass die (.) die helfen da einfach, wenn du da (.) wenn du krank bist oder wenn (dir was Schlimmes) was fehlt (.) die (.) schauen halt dass du wieder gesund wirst.

Der Unterschied ist also die Intention, nach der entschieden wird, wann ein Beruf zur Fürsorge gehört und wann nicht. Wenn man anderen Menschen helfen möchte, so handelt es sich um Fürsorge. Wird aber ausschließlich des Geldes wegen gearbeitet (auch wenn es letztlich fürsorgliche Tätigkeiten sind), dann handelt es sich nicht um Fürsorge. An Markus Aussage wird erkennbar, dass Lohn in den als Fürsorgeberufe klassifizierten Berufen als Einschränkung gesehen werden kann. Etwas „nur das man sein Geld verdient“ zu tun, erhält von den Befragten, nicht nur dieser Gruppe, wenig Wertschätzung.

Auch diejenigen Jugendlichen, die sich selbst in diesen Berufen ausbilden lassen, unterscheiden in ähnlicher Weise zwischen professioneller und privater Fürsorge.

Soziale Arbeit, 101

Frank: Halt (.) dieses Freiwillige ist dann, also im Privaten sozusagen, ist dann auch einfach so ähm (1) dein Wille; du machst es aus dir heraus; aus deinem eigenen (.) Antrieb so (Sabine: Ja.; und ich:) () und dass andere ist beruflich, du musst das quasi teilweise (Sabine: Genau;) auch machen mit Leuten; obwohl du das nicht magst, m- m- ist dein beruflicher Auftrag, den du in dem Moment; du musst dich um ihn kümmern (.) oder halt sorgen oder sonstwas.

Gruppe Soziale Arbeit besteht aus Studierenden der Sozialen Arbeit und sie unterscheiden zwischen dem, was sie zukünftig im Erwerbsarbeitsleben, und dem, was sie im Privatleben tun werden. Ein Unterscheidungskriterium ist die Freiwilligkeit, die vor allem im Privaten verortet wird, nicht aber im professionellen Bereich. In einem Fürsorgeberuf gibt es Situationen des Zwangs, denn man muss mal etwas tun, was man eigentlich nicht tun möchte. Dennoch fassen sie den Berufszweig als Fürsorge. Diese hat allerdings eine andere Qualität als die Fürsorge im Privatleben (die die Gruppe dort auch als „Kümmern“ bezeichnet). Fürsorgeberufe zeichnen sich also dadurch aus, dass sie zu einem gewissen Teil die Intention beinhalten, anderen zu helfen. Aber diese Hilfe für andere muss auch in diesen Berufen auf Freiwilligkeit basieren.

Feuerwehr 2, 449 – 451

Phillip: In die Richtung, wo der Fabian meint. (.) Der Fabian meint ja, (.) äh du meinst jetzt ja, (.) du machst neue Jobs, oder dass halt einfach die ehrenamtlichen, (.) äh Flüchtlingshelfer, irgendwie halt durch ähm durch fest angestellte (.) (Fabian: Mhm.) ersetzt werden. Das Problem; jetzt sagen wir mal du, dem Arbeitslosen, von da und da, du machst jetzt eine Schulung, zum (.) Flüchtlingshelfer. (.) (Fabian: Mhm,) So. Will der das. Das hat äh (.) Fürsorge hat etwas mit wollen zu tun. Will der das. (.) Wenn du dem das sagst, und er will das nicht und er macht das halt dann trotzdem, weil er sonst kein Geld mehr kriegt; (.) dann ist die Fürsorge eigentlich für die Katz, weil (.) (Fabian: Ja,) weil du halt einfach dann, wenn ich wenn ich keinen Bock hab, dass ich dem helfe; (.) (Fabian: Jaja. Nee.) und mach es dann trotzdem dann ist das (.) wurscht.

Fabian: Du also du meinst jetzt jemanden (.) der das freiwillig macht, oder der jetzt keine Lust drauf hat, (.) (Phillip: Der es nicht frei-) den dazu bringen, dass er (.) [das macht.

Phillip: [Der der arbeitslos ist, und du sagst, du musst jetzt das machen, (.) okay.

Der Zwang anderen zu helfen, so argumentiert Phillip, bringe keine Fürsorge hervor. Durch Zwang macht man eben nur das, was man machen müsse. Fürsorge habe aber mit Gefühlen zu tun und damit, auf andere einzugehen, mit Empathie. Dies alles kann nicht integriert werden, wenn man einfach nur den Job mache, ohne anderen Menschen helfen zu wollen. Hat man keine Lust, einen Fürsorgeberuf auszuüben, „dann ist die Fürsorge eigentlich für die Katz“. Dies bestätigt auch David.

Freikirchliche Jugend, 366

David: Ja, (.) das (.) und das ist denke ich das wo dann wo du halt merkst, oder wo die Leute auch eben merken, ähm: wären wenn wir wieder beim beim Altenheim bleiben wollen, oder bei Leuten in (.) Betreuung bleiben wollen, die merken das, äh (2) ob du jetzt halt da bist oder und das Essen bringst und ob du ob weil (weil es) halt dein Job ist (Jakob: Mhm) oder ob du dir jetzt diese Frage stellst weil du es halt dein Job ist und weil du halt hast okay, redet zwei Minuten mit den Leuten damit sie sich (.) gut fühlen, ich weiß ja nicht wie das abläuft aber (.) ja, oder einfach aus Mitleid kurz mit mal, oder ob jemand wirklich (.) dass es nicht nur drum geht wie gehts dir? gut. okay weiter nächster, sondern wenn jemand sagt; ja; gehts dir wirklich gut? (.) erzähl mal, un- und ja (Jakob: Mh) ihr wisst was ich meine (Alle: Ja) dass er sagt

Während die meisten Gruppen also hervorheben, dass freiwillige Hilfe für andere in den Bereich der Fürsorge falle und Zwängen und Verpflichtungen wenig Beachtung schenken, führen einige Gruppen auch die Fürsorgepflicht an. Gruppe Soziale Arbeit unterscheidet Kontexte, in denen Zwänge und Pflichten vorherrschen von denjenigen Kontexten, in denen sich freiwillig gekümmert werde. Hierfür können auch Bewertungen vorgenommen werden.

Soziale Arbeit, 1551

Tanja: Ja oder ich würde vielleicht auch sagen, zum Beispiel bei der Bundeswehr, dass man (.) dass dass viele Leute auch denken, dass man vielleicht dass sie auch andere Hintergedanken haben. Und das ist vielleicht das, was dann: (.) wo man dann vielleicht sagen kann, oh, hm, (.) ist vielleicht eher kritisch, (.) ob das jetzt so ist oder nicht, aber ähm (.) dass man vielleicht eher sagt, oder für mich ist so dass ich Fürsorge gerne so sehen würde dass nur was Positives dahinter steckt. Ein positiven Antrieb, dass man sagt, für mehr Gerechtigkeit für (.) weiß ich nicht für: ähm (.) den Einweltgedanken zum Beispiel. Und wenn dann halt man sowas hört, dass vielleicht noch was andere dahinter steckt, find ich gibt das so einen, oder für mich ein bisschen so einen negativen Beigeschmack wo man sagt okay, machen sie das wirklich nur aus Fürsorgepflicht, oder ist das nur so der Schein, dass sie sagen okay, wir gehen da hin, wollen den Leuten helfen, aber in Wir- Wahrheit wollen wir nur ihr Öl.

Tanja hebt hervor, dass die *beste* Fürsorge für sie sei, wenn etwas „Positives dahinter steckt“. Einen „negativen Beigeschmack“ hat es einerseits, wenn die Bundeswehr in Wahrheit andere Interessen verfolge als zu helfen. Andererseits wertet sie hier auch Handeln aus Fürsorgepflicht ab, wenn es nicht aus eigener Motivation entstanden sei.

Fürsorge besteht also nicht nur aus Freiwilligkeit, sondern auch aus Zwängen und Pflichten. Das Hervorheben der Freiwilligkeit in den anderen Gruppen zeigt, dass unfreiwillige Fürsorge der freiwilligen Fürsorge in der Bewertung bzw. Wertschätzung durch die Befragten nachgeordnet ist. In beiden Fällen aber muss die Handlung, mindestens teilweise, darauf ausgerichtet sein, anderen zu helfen. Eine Wohnung für andere zu putzen, damit man hinterher entlohnt wird, ist keine fürsorgliche Handlung. Jemanden zu pflegen und dafür Lohn zu erhalten, fällt dann unter den Begriff der Fürsorge, wenn man die Intention hat, für die anderen Menschen da zu sein, ihnen zu helfen.

Die Diskussion um die Intention, jemand anderem zu helfen, wird häufig begleitet von Diskussionen über Egoismus. Die Abgrenzung der Fürsorge von Egoismus wird dabei aber nicht eindeutig vollzogen.

Ausbildung, 832

Tim: Ich glaub das kommt auf den individuellen Menschen selber drauf an was ihm wichtig ist, manchen ist das (.) gesellschaftliche wichtig, dass man nach (1) das im Endeffekt eher nach außen zeigt, seine Fürsorge, anderen Menschen hilft, (.) das andere ist persönlich, ist für einen selber. (1) Ähm ja dass man ein schönes Auto hat, dass es einem selber gut geht. Wir haben am Anf- ganz am Anfang haben wir gesagt ja, Fürsorge, manche Menschen sind so bisschen selbstlos. (.) Für die ist wahrscheinlich de- oder für s- die ist bestimmt das gesellschaftliche, sich um andere Menschen kümmern, sich für andere Menschen einsetzen wichtiger, für (.) die Egoisten vom Anfang, eher vielleicht, dass man auf sich selbst schaut; ja, (.) dass man auf sich selbst schaut, seinen Besitz, zum Beispiel dieses Auto, dass es dem Auto gut geht, dass es immer gepflegt ist, der Wohnung, (.) ja dass man sich mal Urlaub gönnt, etc.

Diese Erzählung ist begleitet von Relativierungen wie, sich um andere Menschen zu kümmern ist für einige Menschen „wichtiger“ (Herv. MS) und für „Egoisten [...] *vielleicht eher*, dass man auf sich selbst schaut“ (Herv. MS). Dies sind keine klaren Formulierungen und keine klaren Abgrenzungen. Für David bedeutet Fürsorge, dass es wichtiger ist „auf den Anderen zu gucken (1) und dann erst auf dich selber zu gucken“ (David, Freikirchliche Jugend, 331), womit er eine Art Rangliste vorgibt. Erkennbar wird eine Priorisierung, die es erlaubt, nachrangig auch auf sich selbst zu gucken. Fürsorge ist aber, auf andere zuerst zu schauen, anderen Menschen eine höhere Priorität einzuräumen als sich selbst.

Um das Verhältnis von Fürsorge zu Egoismus weiter zu beleuchten, hilft ein Einblick in die Gruppe Katholische Jugend. Bereits zu Beginn der Diskussion stellt Josef die These auf, dass alle Menschen egoistisch seien. Diese These begleitet die Gruppe die komplette Diskussion hindurch.

Katholische Jugend, 42

Josef: Ich weiß nicht ob das so zum Thema passt aber ich find äh Seelsorge, Fürsorge, find ich eher so (.) ich find wir sind ja alle ziemlich egoistisch, ich hab das ja schonmal erzählt. wenn wir uns um irgendwen kümmern geben die uns damit ein Gefühl; selbst (.) besser zu sagen find ich, ich find das nicht gut. insgesamt. ich find eigentlich sind wir die egoistischen (.) Spezies die es so gibt. ich glaube wir machen eigentlich alles nur für uns. ich seh es immer ein bisschen (.) kritisch, (Michael: Ja,) das heißt wenn ich mich jetzt um wen kümmer, dann tu ich das eigentlich nur da::, deswegen dass ich mich (Michael: Dass man besser (sich fühlt)) selber besser fühl, (Peter: Mhm) und im gleichen Zug stellt man sich oftmals @über die anderen@ würd ich jetzt behaupten.

Josef findet, dass jegliches Handeln der Menschen selbstbezogen sei. Die Relativierung „eigentlich“ ist hier allerdings keine Relativierung, um Vagheit in die Formulierung zu bringen. Er will damit zum Ausdruck bringen, dass dies in Wirklichkeit so ist, obwohl niemand es merkt. Damit schließt er an dieser Stelle kategorisch aus, dass man auch etwas für andere tut: „Egal was du tust, tust du nur für dich;“ (Josef, Katholische Jugend, 47). In seiner Meinung ist er sich auch so sicher, dass er ungläubige Diskussionssteilnehmende auffordert, ihm Beispiele zu nennen, sodass er seine Meinung für jedwede Situation klarstellen kann. Er wird seinen Standpunkt im Laufe der Diskussion dennoch etwas aufweichen.

Katholische Jugend, 332

Josef: Ich hab ja nicht gesagt, ich- int- also ganz innen in uns drinnen sind wir Egoisten. (Peter: Ja. das stimmt,) wir wollen das- ich mach das ja gern, ja ich helf dir gern; aber innerlich mach ich das wahrsch- nicht für dich. das weiß ich- (Peter: @(.)@) das weiß ich eigentlich. (Peter: Ja.) also (.) nicht böse (.) gemeint. (Peter: Ja natürlich) aber ich (.) helf dir gerne, und jedem hier, und (Peter: Jaja) ich komme auch gern immer hierher, und mach mit, und helf mit, aber (.) eigentlich mach ich das für mich. (Peter: Ja.) und wenn du hierher kommst machst du es auch für dich. (Peter: Natürlich) deine eigene Fürsorge ist das vielleicht. s- dass es dir besser geht halt. (.) man fühlt sich doch gut wenn man dann (Michael: Ja. aber.) zwei Tage lang Kinder bespaßt hat.

Josef stellt hier nun klar, dass auch er selbst gern für andere da ist. Denn schließlich ist er Teil der katholischen Jugendarbeit und kümmert sich gern um die Kinder dort. Dennoch ist er sich sicher, dass er dies in Wahrheit nur macht, um sich besser zu fühlen. Fürsorge und Egoismus gehen also zusammen. Dies ist ihm aber selbst unbehaglich und er kritisiert es scharf, wie in seiner Aussage zuvor deutlich wurde. Die Einheit von Egoismus und Fürsorge wird somit also auch wieder aufgebrochen, da er weniger Egoismus in der Gesellschaft bzw. der Menschheit besser finden würde. Es ist eine Einheit aus einer guten und einer schlechten Eigenschaft. Die anderen Teilnehmenden stimmen diesen Gedanken dann zu, wobei ein Rest Unwohlsein bei dieser Zustimmung bleibt.

Katholische Jugend, 1330

Peter: Das mit dem egoistisch- Egoismus das passt dann wirklich, weil dann wird dann selbst der Arzt wird zum Egoisten @(.)@ (Josef: @(.)@)

Peter stimmt Josef zwar zu, dass letztlich jegliches fürsorgliche Handeln auch von Egoismus begleitet ist, aber er lacht darüber. Möglicherweise, weil es doch auch absurd klingt, dass „der Arzt zum Egoisten“ wird.

Katholische Jugend, 1518

Britta: Ah ja natürlich habt ihr Recht, aber ich find es ist auch zu einfach so einfach zu sagen das ist egoistisch und Punkt; das find ich einfach auch zu (.) leicht gemacht.

Britta ist die vehementeste Gegnerin der Egoismusthese, doch auch sie lenkt letztlich ein. Die Argumente scheinen zu stark zu sein, aber es bleibt ihr ein unerklärliches Gefühl, dass die anderen Teilnehmenden es sich mit ihren Überlegungen zu einfach gemacht hätten. Auf dem Sozialdatenblatt, das nach der Diskussion von allen Teilnehmenden ausgefüllt wird, notierte sie unter „Sonstiges“: „Theorie Mensch ist Egoistisch ist zu einfach. [sic]“

In der Gruppe Studium, die ausgiebig über Spenden und Crowdfunding spricht, findet Franka, dass man sich diese Verbindung von Fürsorge und Egoismus sogar zunutze machen könne.

Studium, 183 – 188

Franka: Und vielleicht ist das auch so ein ähm Zugehörigkeitsgefühl, weil wenn dann da so okay man sieht, ach unser Nachbar hat bei @Crowdfunding auch zehn@ (Christian: @(.)@) Euro gespendet (Nils: Mhm) das ist ja eine gute Sache das könnte ich auch unterstützen, also wenn das öffentlich gemacht würde, dann ähm hätte man vielleicht auch so einen peer pressure, oder irgendwie so. dass man da auch mehr (.) spendet oder so?

Nils: Aber dann spendet man nicht mehr aus Fürsorge sondern eher aus Egoismus; weil man denkt ja dann stehe ich besser da oder so.

Franka: Ja aber es wäre ja für die Fürsorge (Nils: Ja es @(.)@) nicht schlecht, also wenn man die Leute so dahin bekäme, @(.)@

Nils: Ja rauskommen würde dasselbe @(.)@

Franka: Genau ja @(.)@

Emil: Das ist wieder so eine °moralische Diskussion-°

Wenn Egoismus der Fürsorge dienlich ist, weil er dafür sorgt, dass anderen geholfen wird, so kann Franka ihm sogar etwas Positives abgewinnen. Allerdings zeigt das Belächeln von Nils, dass diese Argumentation für ihn doch nicht ganz stichhaltig ist. Egoismus positiv zu deuten, das ist wohl etwas weit hergeholt. Auch Emil deutet an, dass

Frankas Aussage nicht ganz überzeugend sei. Franka relativiert ihre Meinung anschließend, denn sie stimmt Christian zu, der findet, dass man die Liste mit den Namen von Spenderinnen und Spendern nicht laut vorlesen sollte (Studium, 189), weil dies unter anderem für sozialen Druck sorgen könnte. Rückblickend konnte Franka die anderen Teilnehmenden nicht davon überzeugen, Egoismus positiv zu konnotieren.

Eine etwas andere Sichtweise auf Egoismus hat die Gruppe Pflegeschule. Die Teilnehmenden machen eine Ausbildung in der Gesundheits- und Krankenpflege.

Pflegeschule, 67 – 70

Bea: Naja- ja genau, so- ja. (Isabell: Nee ist so,) ich finde jetzt zum Beispiel wir (.) oder keine Ahnung also ich würde mich jetzt selber so einschätzen dass ich (.) mh schon sehr fürsorglich gegenüber anderen Leuten bin. weniger egoistische Eigenschaften an mir hab, als wie dass ich eher an andere Leute zuerst denk.

Laura: [Es kommt drauf an;

Bea: [Also so dieses @Helfersyndrom wie du grad schon@ gesagt hast,

Isabell: [Ja ich hab auch ein Helfersyndrom aber ich muss sagen, mit der Zeit hab ich mir das auch angewöhnt dass ich egoistisch bin, weil viele Leute (Bea: Mhm,) das auch ausnutzen und dann (Bea: Mhm,) bist du quasi am Ende der Depp vom Dienst, weil-

Auch hier finden wir das Paradox der Gleichzeitigkeit und Abgrenzung zwischen Fürsorge und Egoismus. Einerseits attestiert sich die Gruppe ein „Helfersyndrom“, aber andererseits benötigen sie Egoismus, um nicht ausgenutzt zu werden. Aber sie sind eben „weniger“ egoistisch, wobei unklar bleibt, in welcher Relation dieses Weniger steht. Auch die folgende Sequenz zeigt eine gewisse Ambivalenz.

Pflegeschule, 297 – 302

Bea: Ihr sorgt euch um euch selber,

Isabell: Ja, weil dann geht es mir besser,

Bea: Ja aber braucht man sich ja nicht wundern dass jeder so egoistisch ist mittlerweile ja, weil-

Isabell: Ja, aber eine gesunde Portion Egoismus ist wichtig.

Bea: Klar ist eine gesunde- ich bin auch (.) oft genug egoistisch. ja, vor allem bei (.) Menschen bei denen ich weiß dass ich es mir erlauben kann ja, @(.)@ (Laura: @(.)@) da fängt es dann schon mal an, aber trotzdem ich f- finde da muss man halt so ein gewisses Maß haben ja (.) so:: ich kann ja nicht w- weißt du, ich ka- zum Beispiel ähm (2) ich kann ja nicht jetzt drei Wochen lang (.) jeden Tag jemanden (.) die Füße küssen ja, und (.) arschfreundlich sein, und dann irgendwann, wenn es mir selber schon zum Hals raushängt dann bin ich auf einmal mal egoistisch. weil ich keinen Bock mehr hab.

Isabell: Boah da könnt ich kotzen

Der Diskussion voran geht Beas Aussage, dass sie gern viel Geld hätte, um ihre Träume zu verwirklichen (Pflegeschule, 261ff). Gleichzeitig kritisiert sie aber, dass Geld so eine dominante Rolle einnehme und sich alles nur darum drehe. Sie sagt, dass sie Geld gerne zusätzlich zu ihrer jetzigen Situation hätte, aber nicht um glücklich zu sein. Laura und Isabell zählen nun auf, was sie sich zuletzt an größeren Anschaffungen leisteten und Bea reagiert darauf mit der Kritik, dass man sich nicht wundern müsse, dass „jeder so egoistisch ist mittlerweile“ (Pflegeschule, 299). Isabell wendet nun ein, dass „eine gesunde Portion Egoismus“ wichtig sei (Pflegeschule, 300), was Bea bestätigt, wobei es allerdings „ein gewisses Maß haben“ müsse (Pflegeschule, 301). Auf der Suche nach dem Maß bringt sie ein Beispiel an, mit dem sie fehlende Authentizität kritisiert. Eine Zeit lang „arschfreundlich“ zu sein und dann plötzlich an sich selbst zu denken, hält das Maß offenbar nicht ein. Das Thema wird danach gewechselt und bringt keine weiteren Erkenntnisse.

Bea fragt sich später im Verlauf der Diskussion, ob sie selbst manchmal zu egoistisch sei. Sie möchte nun von Laura wissen, ob sie sich um ihre Mutter¹⁸ kümmern würde, wenn diese einen Unfall hätte und pflegebedürftig wäre (Pflegeschule, 327 – 338). Laura verneint dies auch auf Beas Hinweis, dass Laura in ihrer Familie wahrscheinlich die einzige sei, die wüsste, wie das „richtig zu machen“ sei (Pflegeschule, 337).

Pflegeschule, 338

Laura: Ich würd viel zu emotional an die Sache rangehen, ich würde es nicht packen psychisch; ich würd da lang (.) fristig gesehen; ich würd das vielleicht ein Jahr packen, oder z- zwei, und dann würd ich psychisch so am Ende sein dass ich es nicht mehr packen würde, deshalb würd ich von vornherein sagen ist nicht. das hat auch nichts mit Egoismus zu tun, [...]

Laura begründet die Ablehnung ihre Mutter zu pflegen mit der großen psychischen Belastung, die sie langfristig nicht „packen würde“. Sie grenzt diese Sicht allerdings von Egoismus ab. Vielmehr handelt es sich um Selbstschutz bzw. Selbstsorge.

Ähnlich fasst es auch Christin in der Gruppe Ausbildung zusammen. Die Mitglieder der Gruppe machten zum Zeitpunkt der Diskussion allesamt eine Ausbildung zu einem kaufmännischen Beruf. Sie diskutierten bis zu dieser Phase nur Fürsorge in Abgrenzung von Egoismus und ich fragte dann nach Selbstsorge (Ausbildung, 929 ff.).

Ausbildung, 960

¹⁸ Die familiären Situationen von Bea und Laura sind unbekannt, weshalb eine Interpretation der Aussage, dass es speziell die Mutter ist, die hier erwähnt wird, in meinen Augen nicht möglich ist.

Christin: Ja habt ihr schon Recht ich seh es eigentlich schon genauso. Ich hatte nur jetzt von der Freundin das Bild im Kopf. (.) Die halt ziemlich krank ist, also sehr krank, (.) ähm: (.) und bei der ist es halt so: würd- die jetzt den ganzen Tag jetzt daheim sitzen, und nur auf sich selbst schauen, weil theoretisch ist sie halt super schwach dann immer, und (.) auch richtig in die depressive Richtung, durch auch die ganzen Medikamente und so, (.) und sie sagt das einzige was ihr halt hilft, ist sich für andere einsetzen; also sie ist diejenige die immer jemandem schreibt und sagt hey wie geht's dir. Wo du dir denkst krass ihr geht es echt so schlecht und (.) ich hab nur einen blöden Tag und sie schreibt mir so hey wie geht's dir. (.) Und in der Hinsicht (.) find ich ähm dass es wichtig ist auf andere zu schauen und da erst die anderen zu sehen und nicht immer nur sich selbst zu bemitleiden. (Marie: Mhm.) Und zu sagen so woa mir geht's voll schlecht und ich kümmer mich jetzt nur um mich und (.) erstmal schauen dass das passt. (.) So hab es ich jetzt eigentlich gemeint. Aber klar, dass du (.) dass du jetzt erstmal auf deine Gesundheit schaust oder so, (.) oder @ähm@ ganz blödes Beispiel, ich mach zum Beispiel jeden Abend mein Handy so dass wenn mich wer anruft, hör ich es, (.) und manchmal bin ich so tot dass ich mir denkt, wenn mich wer anrufen würde könnt ich eh nichts machen und dann stell ich es halt @gleich auf lautlos@, (Tim: @(.)@) weil es dann irgendwie (.) eh wurscht ist, aber so dass man halt in der Hinsicht irgendwie dann erst an (.) sich denkt was ihr vorhin gemeint habt. Also (? : Mhm.) das versteh ich schon; so (.) auch.

Selbstsorge und Egoismus liegen sehr eng bei einander, da beide das Selbst im Blick haben und nicht andere Menschen. Oftmals wird der Begriff Selbstsorge von den Diskutierenden nicht genutzt, sondern es werden unterschiedliche Verwendungen des Begriffes Egoismus sichtbar. Fürsorge ist, wenn man zuerst auf andere schaut, aber „eine gesunde Portion“ Egoismus sei sinnvoll. An Christins Aussage wird erkennbar, was diese Portion ist: Es geht darum, die eigene Gesundheit und genereller die eigene Möglichkeit zu erhalten, anderen zu helfen. Das ist die Ausnahme, bei der es in Ordnung ist, auf sich selbst zu schauen. Auch wenn immer wieder formuliert wird, dass man als erstes auf andere achten sollte, so wird letztlich klar, dass man sich schlecht um andere kümmern kann, wenn man dazu selbst nicht in der Lage ist. Sei es psychisch, oder sei es physisch. Egoismus wird in den Gruppen negativ beschrieben. Da der Begriff Selbstsorge nicht besonders gebräuchlich zu sein scheint, taucht immer wieder Unbehagen auf, wenn erkannt wird, dass es ohne Egoismus irgendwie nicht geht. Wie aber geht man mit etwas um, was als nötig erachtet wird, was aber stark negativ konnotiert ist? Caretheoretisch ist es dienlich, Egoismus von Selbstsorge insoweit zu unterscheiden, als Egoismus die ‚negative‘ und Selbstsorge die ‚positive‘ Selbstbezogenheit ist. Selbstsorge sichert das eigene (Über)Leben, Fürsorge zielt auf das Leben anderer. Egoismus befriedigt eigene Bedürfnisse, die über das Notwendige hinausgehen. Was notwendig ist, ist wiederum diskutabel.

Bisher bin ich auf die auffälligsten Merkmale der Deutungsmuster zur Fürsorge der jungen Erwachsenen eingegangen. Dabei scheinen Geschlechterkonstruktionen erstaunlich wenig relevant zu sein. In einzelnen Aspekten wird das Geschlecht von real

oder fiktiv Beteiligten zwar angesprochen, was im Verlaufe dieser Arbeit noch einmal thematisiert werden wird, aber insgesamt gesehen kommt eine Konnotation von Geschlechtlichkeit, verglichen mit der starken Verknüpfung im sozialwissenschaftlichen Care-Diskurs, wenig vor. Um dies zu verdeutlichen, werden ich nach dem folgenden Zwischenfazit einen Exkurs in die Bildinterpretationen der Studienteilnehmenden vornehmen.

4.4 Zwischenfazit: Care als Beziehung und die De-Thematisierung von Geschlecht

Bis hierher ist zusammenzufassen, dass Fürsorge von den befragten jungen Erwachsenen als etwas konzipiert wird, was sich in jede Handlung hineininterpretieren ließe, sofern eine Intention vorhanden ist, anderen freiwillig zu helfen. Es gibt zahlreiche Situationen, die von Zwängen und Verpflichtungen begleitet sein können, aber auch diese müssen, den Deutungen der Befragten folgend, ein gewisses Moment beinhalten, in dem man aus freier Entscheidung heraus für andere da sein will. Dies betrifft sowohl einzelne Situationen in der Familie, beim Einkaufen oder anderen alltäglichen Situationen und es betrifft die Fürsorge im Beruf¹⁹. Fürsorgeberufe sind für die Diskutierenden initial von dem Bedürfnis geprägt, anderen zu helfen, sie zu pflegen oder gesund zu machen. Ist dieser Gedanke nicht vorhanden, sei auch eine Handlung im Rahmen eines Fürsorgeberufes keine Fürsorge. Umgekehrt werden somit auch Handlungen, die nicht in Fürsorgeberufen stattfinden, zu Fürsorge. Diese Konzeption erinnert stark an Kari Waerness (2000), die Fürsorge einerseits in persönliche Dienstleistung und Fürsorgearbeit unterteilt und andererseits in die sich selbst vergessende Fürsorge und die auf die eigene Gesundheit fokussierte Vorsorge (Waerness 2000, S. 58). Für Waerness ist es eine persönliche Dienstleistung (die auch in den Bereich der Fürsorge fallen kann), wenn man jemandem die Schuhe bringt oder Kaffee bereitet, wenn diese Person es auch selbst hätte tun können. Hier hat die gebende keine Verantwortung für die empfangende Seite. „Wenn ich das gleiche aber für jemanden tue, für den ich Verantwortung trage, da er oder sie es entweder gar nicht oder nur mit großer Mühe selbst tun kann“, so bezeichnet Waerness es als Fürsorgearbeit (Waerness 2000, S. 55). Diese Unterscheidung nehmen auch die befragten Bayer*innen vor,

¹⁹ Näheres zu Fürsorge im und als Beruf in Kapitel 5.2

wobei der Umfang der Mühe nicht genau erläutert wird. Die Mühe wird beim Schnupfen unter Umständen nicht besonders groß sein, sodass mit Waerness dann die Frage wäre, ob sie groß genug ist, um als Fürsorgearbeit zu gelten. Persönliche Dienstleistungen hingegen fallen für die Befragten dann nicht unter Fürsorge, wenn sie nicht zu einem Mindestmaß freiwillig geschehen. Entsteht die Handlung aus Verpflichtung oder Zwang, wie es für asymmetrische Situationen mit Statusüberlegenen vorstellbar ist, so handelt es sich sowohl für die Befragten als auch für Waerness nicht um Fürsorge. Mit den Ausführungen der Gruppe Ausbildung wird klar, dass Fürsorge in hierarchisierten Berufskontexten eher von den Statusüberlegenen, also von den Ausbilder*innen, ausgehen muss, die damit Empathie und Interesse an den Statusunterlegenen, den Auszubildenden, zeigen (Ausbildung, 376; Ausbildung, 432). Auch Waerness' Unterscheidung von Fürsorge und Vorsorge findet sich im Material, wobei letztere von den Studienteilnehmenden unter Begriffen wie ‚Selbstfürsorge‘, ‚Eigensorge‘ oder ‚Selbstsorge‘ verhandelt wird. Der Konnex zwischen Selbstsorge und Fürsorge ist derjenige, dass Selbstsorge die Fürsorge erst gewährleistet. Diese Voraussetzung, die Brückner für Fürsorgeberufe beschreibt (vgl. Brückner 2012b), gilt den jungen Erwachsenen zufolge auch für Fürsorge im ganz Allgemeinen (vgl. Winker 2015, S. 26).

Trontos Care-Begriff (vgl. Tronto 1993, S. 103) als „Allerweltsreparaturarbeit“, wie I-lona Ostner Trontos Verwendung bezeichnet (Ostner 2011, S. 465), ist auf das Material nicht anwendbar. Zwar wird das Putzen eines Autos unter Fürsorge gefasst, aber nicht um des Autos Willen, sondern im Hinblick auf eine Person, der man mit dem Putzen hilft. Dies könnte auch die ausführende Person sein, sofern sie große Emotionen für das Auto hegt, allerdings fällt dies für die Diskutierenden dann unter Selbstsorge und nicht unter die Sorge für das Auto oder einen anderen Menschen. Für die Teilnehmenden dieser Studie ist Fürsorge/Care zwar nicht auf unbelebte Objekte übertragbar, sie ist aber auch nicht auf zwischenmenschliche Interaktionen beschränkt. Darüber hinaus gilt Fürsorge auch Tieren und der Natur. Sich um Tiere zu kümmern, sie zu pflegen und am Leben zu halten, ist für die jungen Erwachsenen ebenso Teil von Fürsorge wie das Kümmern um Menschen, denn auch Tiere sind verletzlich. Umweltschutz hingegen bezieht sich mittelbar auf die Menschen, denn man müsse sich um die Natur kümmern, damit die „Welt auch für unsere Kinder“ erhalten werden kann (Feuerwehr 2, 410).

Hier zeigt sich, dass Fürsorge auch gedacht wird als ein „complex, live-sustaining web“ (Tronto 1993, S. 103), doch dieses lebenswichtige Netz ist in erster Linie beschränkt auf ein menschliches Netz, höchstens noch erweitert auf das Tierreich. Umweltschutz ist in dieser Deutung also eher der Schutz der Menschheit als der Schutz der Natur. Der „Sorge für und um die gebürtliche und sterbliche Natur“ (Klinger 2014, S. 84) liegt die Thematisierung der Vergänglichkeit der Menschheit zugrunde.

Dass die meisten Definitionen von Fürsorge für das vorliegende Material nicht ganz passend sind, ist nicht erstaunlich. Tronto zielt auf eine demokratiethoretische Definition und Klinger denkt philosophisch. Waerness denkt zwar auf der Interaktionsebene, konzipiert Care aber recht abstrakt in Aspekten von Rationalität. Ihr geht es um Typologisierungen (vgl. Waerness 2000, S. 54), die notwendigerweise etwas grob bleiben müssen. Für die vorliegende Arbeit ist die Herangehensweise von Nancy Folbre passender. In ihrer Definition von Care-Arbeit nimmt sie die *Beziehung* zwischen den Beteiligten in den Blick und bezieht die Motivationen zur Fürsorge ein.

„Defining caring labor as ‚undertaken out of affection or a sense of responsibility for others, with no expectation of immediate pecuniary reward‘ excludes labor that is offered *only* in response to wages. However, it does not exclude all labor in wage employment, because some people don't work for money alone. Nor does the definition exclude any particular category of tasks, because one could engage in an activity that does not involve any direct care of people (like cleaning up toxic waste) that is nevertheless motivated by a desire to help others.“ (Folbre 1995, S. 75)

Diese Definition von Care-Arbeit passt exakt zu den Ausführungen der jungen Erwachsenen dieser Studie. Diese sehen Fürsorge, wie beschrieben, als eine Mischung aus Freiwilligkeit und Verpflichtung, die nicht ausschließlich in Erwartung eines Lohnes getan wird. Auch für Folbre ist Bestandteil von Care(-Arbeit), dass die Handlung motiviert ist von dem Wunsch, anderen zu helfen. Dies ist für die Befragten jungen Erwachsenen aus Bayern ein sehr zentrales Moment, ohne den eine Handlung keine fürsorgliche Handlung ist.

Fürsorge wird von den Diskutierenden zumeist nicht mit Geschlechterfragen in Verbindung gebracht, wobei sie bei einer Vielzahl von Bildern Gelegenheit dazu gehabt hätten. Einige Bilder zeigen Körperteile, über die allein schon Geschlechtlichkeit in den Gesprächsfokus geraten könnte und es in einigen Fällen auch tut, indem die Körperteile einem Mann oder einer Frau zugeordnet werden. In vielen Fällen geht aus dieser Geschlechterkonstruktion aber keine weitere Differenzierung hervor, bei der der blo-

ßen Benennung von Geschlechtern andere Eigenschaften oder auch Tätigkeiten angeheftet werden. Der Geschlechterunterschied wird nicht weiter konstruiert, ausformuliert. Er wird im Anschluss an die erste Unterscheidung nicht interaktiv hergestellt (vgl. Gildemeister und Hericks 2012, S. 303; Hirschauer 2001, S. 215) und damit nicht relevanter gesetzt. Selbst dann nicht, wenn eine Geschlechterunterscheidung durch die Benennung der Körper von außen durch die Hereingabe der Bilder eigentlich nahegelegt wird. Der folgende Exkurs über die Interpretationen eines Bildes zeigt ein „Ruhelassen“ von (routinemäßigen) Geschlechterunterscheidungen“ (Hirschauer 1994, S. 678) an, die durch andere Thematisierungen oder andere Bildaspekte ruhiggestellt, zurückgestellt oder auch gedimmt werden.

Im gesamten Sample wird nur von einer Person (einer jungen Frau) reflektiert und provokativ gefragt, ob nur Frauen Fürsorge leisten sollten.

Studium, 89

Franka: Und denkt ihr dass jetzt nur so Frauen irgendwie Fürsorge machen (.) sollten? (Nils: Nei::n @(.)@) (Christian: @(.)@) oder (.) wie () ja ich mein aber wenn man jetzt so Fürsorgeberufe anschaut, größtenteils, und Kitas oder so sind ja eigentlich Frauen die dort arbeiten. also glaubt ihr dass irgendwie so der- warum? also es ist echt-

Die anwesenden jungen Männer sehen eine stereotyp eingeteilte Arbeitswelt („wie man halt äh Männern eher so technisches äh Zeug und so weiter zuspricht“, Studium, 92), doch findet die Gruppe auch Ausnahmen von den Stereotypen (z.B. ein Freund in einer Krankenpflegeausbildung), weshalb die Vergeschlechtlichung von Fürsorge an dieser Stelle auch gleich wieder aufgeweicht wird. Auch die Fragende selbst findet eine Ausnahme in ihrer Familie, nämlich ihren Bruder, womit die Geschlechterrelevanz von ihr selbst aufgelöst wird. Eher wird dann über den gesellschaftlichen Wert von Fürsorge und den demografischen Wandel gesprochen.

Im Datenmaterial wird Geschlecht selten expliziert, weil es unter anderem im bisherigen Gesprächskontext jeweils nicht auffällt. So sind Gruppen teilweise so fixiert darauf, die Bilder in bereits eröffnete Kategorien einzusortieren, dass eine Geschlechterrelevanz nicht angesprochen wird. Dies mag am Gesprächsverlauf liegen, könnte aber auch mit dem Diskussionsthema selbst zusammenhängen, das als gesellschaftlich und persönlich höchstrelevant eingestuft wird. Womöglich relevanter als Geschlechterfragen. Eine dritte Möglichkeit wäre, dass die Befragten kein oder zu wenig Wissen oder Bewusstsein darüber haben, dass Fürsorgearbeit zumeist prekär von Frauen ge-

leistet wird. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass die Diskutierenden selbst familiär oder persönlich keinen Bezug zu den Berufen haben. Selbst wenn Teilnehmende in der Alten- oder Krankenpflege arbeiten, thematisieren sie die deutliche Vergeschlechtlichung ihres Berufes nicht.

Die Ergebnisse lassen sich auch als *rhetorische Modernisierung* interpretieren, bei der es sich nach Angelika Wetterer um die Diskrepanz zwischen der Nicht-Thematisierbarkeit von alltagsweltlichem Differenzwissen und weiterhin bestehenden latenten Geschlechternormen handelt (vgl. Wetterer 2003, S. 290). Die These wird von den jungen Erwachsenen in Teilen bestätigt, wenn an der Gleichstellungsnorm festgehalten wird, indem konstatiert wird, dass „Fürsorgeberufe oder so nicht nur von äh Frauen gemacht werden“ sollten (Studium, 92). Solche Aussagen sind jedoch sehr seltene Ausnahmen, da Geschlechterungleichheiten in Fürsorge sehr selten von den befragten jungen Erwachsenen thematisiert werden. Dass Geschlecht so selten diskutiert wird, könnte ein Zeichen dafür sein, dass es im Sinne Wetterers nicht thematisierbar ist und dennoch weiterhin Relevanz entfaltet, da es tief in Strukturen verankert ist. Die jungen Erwachsenen leben ja Großteils noch bei den Eltern oder sind noch nicht allzu lange aus dem Elternhaus ausgezogen. Sie haben *möglicherweise* vergeschlechtlichte Hausarbeitsteilung und Erwerbsbeteiligungen sowie Berufssegregation die meiste Zeit ihres Lebens tagtäglich vor Augen geführt bekommen. Die Befragten stehen allesamt an oder kurz nach der ersten Schwelle der Retraditionalisierung (Berufseinmündung) und haben die zweite Schwelle (Familiengründung mit Geburt des ersten Kindes) noch nicht übertreten (vgl. Wetterer 2003, S. 305).

Sprechen die Befragten über die Vereinbarkeit von Karriere und Familie bzw. Fürsorge, so geraten Frauen schon eher in den Fokus. Darauf werde ich in Kapitel 5.3.1 genauer eingehen, doch soll hier nur kurz vorweggenommen werden, dass in diesem Kontext ebenfalls ein Modus rhetorischer Modernisierung erkennbar werden kann.

Die rhetorische Modernisierung knüpft Wetterer stark an das von Koppetsch und Burkart beschriebene individualistische Milieu (vgl. Koppetsch und Burkart 1999) an. Während das familistische und das traditionale Milieu ihre Leitvorstellungen und die Alltagspraxis noch einigermaßen in Einklang bringen können, sind es die Menschen des individualistischen Milieus, „das durch höhere Bildung und einen urbanen Lebensstil geprägt ist“ (Koppetsch und Burkart 1999, S. 16), die damit Schwierigkeiten haben. Ein Blick auf die Sozialdatenblätter zeigt, dass dies wohl auch auf das hier erhobene

Material zutrifft. Von den 13 Gruppendiskussionen wurden drei in ländlichen Gegenden Bayerns durchgeführt, und drei weitere in Kleinstädten mit einer Größe von 20.000 bis 100.000 Einwohner*innen, wobei letztere ebenfalls als ‚urban‘ bezeichnet werden können (vgl. Löw 2010, S. 606). Alle anderen Diskussionen fanden in größeren Städten statt. Von den drei ländlichen Gruppen gingen in zweien die Teilnehmenden teilweise den Weg zu höherer Bildung, indem sie studieren. Mit Wetterer gedacht, lässt sich also formulieren, dass diese lang im institutionalisierten Bildungssystem verbleiben, welches die „Idee der Gleichheit“ stützt (Wetterer 2003, S. 304 f.). So erscheint es nicht zufällig, dass jene Gruppe, welche einerseits fern der Urbanität aufwuchs und lebt und wo andererseits (noch) niemand studiert, diejenige ist, die es als einzige für nicht selbstverständlich hält, dass sich der Vater auch um das Kind kümmert, die die Bezeichnung „Putzfrau“ ganz unhinterfragt nutzt und das Lackieren der Nägel den Frauen zuordnet. Diese ländliche Gruppe bringt Leitbild und Alltagspraxis überein. In anderen Gruppen diskutieren Teilnehmende mit längerem Bildungsweg oder/und urbaner(er) Sozialisierung mit, die Anzeichen rhetorischer Modernisierung erkennen lassen.

Andere Geschlechterkonstruktionen treten vereinzelt in Erscheinung, wenn beispielsweise die Expertise über Schönheitshandeln den jungen Frauen überlassen wird oder Witze über eine Zuordnung von Frauen zum Putzen versucht werden. Selten kommen Essentialisierungen auf, die teilweise innerhalb der Gruppe relativiert werden. So meint Adnan (Jugendtreff 2, 581), dass Frauen „generell schwächer“ seien, was sofort von anderen negiert wird, weshalb Adnan eingesteht, dass es Ausnahmen gebe.

Politisierung wie durch Franka (s.o.) findet fast nicht über Geschlechterfragen statt, sondern vielmehr über Egoismus- und Kapitalismuskritik, bei der Selbstlosigkeit einerseits zu einem verkärten Ideal wird und andererseits gleichzeitig an einer Leistungsorientierung festgehalten wird, wie ich in Kapitel 6.1 ausführen werde. Zwar werden die schlechte Bezahlung und die schlechten Arbeitsbedingungen in Fürsorgeberufen (vor allem Kindererziehung und Pflege) kritisiert, aber Geschlecht wird hierbei nicht betrachtet. Sofern Geschlechterdifferenzierungen, vorgenommen werden, treten sie häufig zurück hinter die Definition von Fürsorge (darunter auch das Einsortieren von Bildern in aufgestellte Kategorien) oder anderen Rahmungen wie zum Beispiel weiterer Bildinhalte oder zuvor Gesagtem. Inhaltlich geht es in den Diskussionen in erster Linie um die Tat selbst, um die Gabe der Fürsorge und darum, ob und was als Gegengabe erwartet werden kann. Hierbei taucht eine Redewendung immer wieder auf, der

ich mich in Kapitel 6 widmen werde: Das „Geben und Nehmen“ in der Fürsorge. Doch zuvor beleuchte ich in Kapitel 5 im Material relevant gemachte Kontexte von Fürsorge.

Exkurs: Bildinterpretation „Putzeimer“



Ich habe dieses Bild für den Exkurs ausgewählt, weil es eine Situation abbildet, die für weiblich konnotierte Hausarbeit (Allmendinger 2009; Bock und Duden 1977; Koppetsch und Burkart 1999; Peukert 2015) stehen könnte und, weil keine menschlichen Körperteile darauf zu sehen sind, die im Gespräch auf Grund der Abbildung hätten thematisiert werden können.

Das Bild (Format 15,3 x 14,8 cm) zeigt einen dunkelgrau gefliesten Boden, auf dem ein hellgrauer Eimer zu sehen ist. Daneben befinden sich ein grüner Lappen und ein Schrubber, auf dem Eimerrand liegt ein blauer Lappen. Ansatzweise ist links neben dem Eimer ein weißer Schrank zu erkennen.

In zwei Gruppen (Jugendtreff 2, Pflegeschule) war für die Interpretation dieses Bildes keine Zeit. In sechs weiteren Gruppen (Jugendtreff 1, Wohnheimgruppe 2, Freikirchliche Jugend, Soziale Arbeit, Feuerwehr 2, Ausbildung) wurde es kurz abgehakt oder schnell einer bestehenden Kategorie zugeordnet, ohne weiter über die Bildinhalte zu sprechen. So diskutierte die Gruppe Soziale Arbeit beispielsweise, ob es sich bei dem Bild um Fürsorge handele, wo die Gruppe sich doch vorher einigte, dass Fürsorge nur zwischen Lebewesen stattfindet. Das Resümee war daher, dass es darauf ankomme,

dass man für andere (Lebewesen) putzt (Soziale Arbeit, 970 – 973). Ähnlich, aber etwas ausführlicher, wurde das Bild auch in der Wohnheimgruppe 1 und der Gruppe Feuerwehr 1 diskutiert.

In der Gruppe Studium diente das Bild als Anstoß, um über die Müllabfuhr als Form staatlicher Fürsorge zu reden. Hierbei wurde die Situation in Italien hervorgehoben, wo im Falle eines Streikes die „ganze Stadt im Müll“ versinkt (Studium, 507). Es entwickelte sich jedoch kein weiteres Gespräch um dieses Bild. In Gruppe Freikirchliche Jugend rekurrierte Amelie anhand des Bildes auf persönliche Erfahrungen.

Freikirchliche Jugend, 422

Amelie: Ähm: das Bild Nummer (.) 20, °der Putzeimer°, ähm: (.) also ich habe jetzt Praktikum bei der ambulanten Pflege und Altenheim gemacht und in der ambulanten Pflege haben wir auch Hauswirtschaft angeboten °also° Wohnung geputzt und so weiter, und diese unglaubliche Dankbarkeit dafür dass du einmal (.) eine Zweizimmerwohnung durchsaugst, und (.) also das echt eine hat fast geweint, die die war unendlich dankbar, und ihr war das so peinlich dass sie jemanden braucht, (.) aber einfach dass auch das zu sehen was was das in in diesen Menschen macht, dass- es ist immer noch wichtig dass alles ordentlich ist und ähm diese Dankbarkeit dass wir das gemacht haben, und das (.) habe ich immer noch genau ihr Gesicht vor Augen wie glücklich die da war, ja, (2)

Amelie erinnert sich an ihr Praktikum und insbesondere an die Dankbarkeit der Menschen, für die sie gearbeitet (und geputzt) hatte. Sie hebt hier die zwischenmenschliche Angewiesenheit hervor und auch das Gefühl der Zufriedenheit, das sich bei ihr einstellte, als sie die Dankbarkeit der anderen Person wahrnahm. Ablesbar wird an dieser Aussage zwar, dass Amelie, die sich als Frau versteht, ein Praktikum in einem Pflegeberuf absolvierte, doch wird daraus keine Spezifik ihres Geschlechtes als wichtig erachtet. Sie äußert sich dazu weder explizit noch implizit. Außer von David, der anschließend feststellt, dass es Amelie „natürlich auch gut dabei“ ging (Freikirchliche Jugend, 423), geht die Gruppe nicht weiter auf ihre Aussage ein. Später (Freikirchliche Jugend, 443 ff.) wird das Bild lediglich noch einmal erwähnt, weil die Teilnehmenden dann nach Kategorisierungsmöglichkeiten suchten. In quantifizierender Hinsicht wurde demnach in neun von elf Gruppen, die dieses Bild besprochen haben, kein Bezug zu Geschlechterfragen deutlich.

In den Gruppen Katholische Jugend und Feuerwehr 3 wird das Bild des Eimers weiter auf „Putzfrau“ ausgedeutet. In der Gruppe Katholische Jugend ist dies ein Rekurs auf eine persönliche Situation, denn Michael stellt fest, dass bei Josef eine „Putzfrau“ arbeitet. Die Gruppe stuft das Bild anfangs als Fürsorge ein, da es symbolisiert, dass man sich zu Hause wohlfühlen will und dafür eben gesäubert werden muss. Mit dem

anfänglichen Rekurs auf eine „Putzfrau“ wird dann deren Perspektive eingenommen und bezweifelt, dass es sich aus Sicht der Reinigungskraft um Fürsorge handelt. Die Tätigkeit wird dann als Nebenjob beschrieben und damit als „Fürsorge für sich selbst“, also Selbstsorge eingestuft (Michael, Katholische Jugend, 1740). Die letzte Bemerkung zu dem Bild hebt eine emotionale Dimension von Fürsorge hervor.

Katholische Jugend, 1741

Peter: Ja. das ist der Frau wahrscheinlich reglich wurscht. wie es der Familie geht. weil wenn man putzen muss dann ist man eigentlich immer normalerweise nicht so (.) mitfühlend.

Hier wird festgestellt, was auch in Kapitel 4.3.2 beschrieben wurde: Als Fürsorge, die als eine wertvolle Tätigkeit gilt, wird eine Handlung nur dann eingestuft, wenn sie vollzogen wird, um anderen zu helfen. Dafür ist Mitgefühl, also ein Mindestmaß an emotionaler Nähe, notwendig. Abgewertet wird die Putzarbeit in diesem Kontext also dadurch, dass sie nicht mit Mitgefühl aufgeladen ist, dass man sie nicht für andere tut, sondern für das eigene Überleben (Entlohnung). Im Vordergrund steht hier die Unterscheidung zwischen selbstloser Arbeit für andere und bezahlter Arbeit für sich selbst. Genau vor diesem Hintergrund diskutiert auch die Gruppe Feuerwehr 3 das Bild, wie in Kapitel 4.3.3 bereits dargestellt wurde.

Feuerwehr 3, 442 – 444

Karsten: Wenn jetzt (.) eben zum Beispiel äh wieder älter- so ältere Leute wieder; jemanden braucht der auch putzt und ihnen hilft um Haushalt, das ist nämlich (.) gar nicht so einfach im Alter glaube ich, da ist das schon mal wichtig; und (.) ist das auch wieder Fürsorge; kommt jetzt darauf an wenn er jetzt was (.) naja Putzfrau verlangt wahrscheinlich was, vom Geld her (.) außer man kennt den gut oder- kennt die gut (Leon: Mhm) das kommt jetzt darauf an aber (.) ja. meistens ist- ich verbinde mit dem jetzt nicht so viel Fürsorge aber (.)

Leon: Ja, ja außer es ist halt mehr Putzfrau; ja gut das ist jetzt nicht Fürsorge, so direkt aber-

Karsten: Die putzt ja für Geld, also von dem her

Die Gruppe erwähnt die „Putzfrau“ kurz und diskutiert dann die Umstände der Fürsorge. Die Geschlechterfrage wird hier also überlagert von der Frage, was als Fürsorge gelten kann und was unter Selbstsorge (gänzlich entlohnte Arbeit) fällt.

In den Diskussionen zu diesem Bild wird erkennbar, dass in der überwiegenden Mehrzahl der Gruppen wenig Redebedarf besteht und wenn doch, dass wenig über Geschlecht geredet wird. Oftmals wird eine (mögliche) Geschlechterdifferenzierung überlagert von der Frage nach der Definition von Fürsorge. Ein Bezug zu eigenen Erfahrungen muss nicht mit einer Geschlechterrelevanz einhergehen (wie in Gruppe Freikirchliche Jugend), kann es aber (wie in Gruppe Katholische Jugend). In zwei Fällen

spielt Geschlecht eine Rolle, wobei es in beiden Fällen ein unreflektierter Bezug zu sein scheint. So nutzt die Gruppe Feuerwehr 3 die Bezeichnung „Putzfrau“ in einer ganz selbstverständlichen Weise zwar, doch ordnet sich die Relevanz dessen hier der Relevanz der Fürsorgedefinition unter.

5. Vorstellungen junger Erwachsener von Kontexten der Fürsorge

Werden den Diskutierenden die 23 Bilder als Stimulus vorgelegt (siehe Kapitel 3), so fangen einige Gruppen an, diese zu sortieren. Die große Zahl der Bilder scheint die Teilnehmenden entweder dazu zu verleiten, sie mittels Sortierung in den Griff zu bekommen, oder aber sie nach und nach kurz zu besprechen und schnell ad acta zu legen. Die Sortierweisen sind von Gruppe zu Gruppe unterschiedlich, wobei es Parallelen gibt. Gruppe Jugendtreff 1, die die Bilder ausnahmsweise zu Beginn schon vorgelegt bekam, beginnt beispielsweise mit einer Unterscheidung in Familie und „gesellschaftlich sozial“. In die letztere Kategorie fallen Fürsorgeberufe, Ehrenamt, Religion und auch andere Hilfen für fremde Menschen. Die Gruppe Ausbildung kategorisiert die Bilder nach Familie, „soziale Berufe“, Ehrenamt und Fürsorgeempfangenden. Gruppe Soziale Arbeit beginnt mit dem Versuch, Fürsorge in professionell und privat zu unterscheiden und erweitert diese Kategorien im Laufe der Diskussion. Letztlich unterscheiden die Teilnehmenden dieser Gruppe in Beruf, Familie, Freundschaft und staatliche Fürsorge.

Dieses Sortieren der Bilder ist ein erster Hinweis auf die Unterscheidung in Fürsorgekontexte, die sich in den Gesprächen insgesamt zeigt. Im Folgenden werden die Vorstellungen der Teilnehmenden zu den Kontexten Staat, Beruf, Familie, Freundschaft, Ehrenamt und Spenden vorgestellt.

5.1 „Ja ich find ja das mit dem Sozialstaat eigentlich schon gut, aber“ – Für und Wider staatlicher Fürsorge

Die befragten jungen Erwachsenen sind grundsätzlich sehr zufrieden mit dem deutschen Wohlfahrtsstaat. Sie sehen in ihm eine stabile Basis, die vor allem im Vergleich mit den USA vorzuziehen ist.

Franka: Also ich muss sagen ich finde es immer toll dass ich in Deutschland leben darf @(.)@ weil wir einfach (.) also schon Sozialstaat haben und ähm dass ich mir jetzt wenig Gedanken machen muss dass ich vielleicht wenn ich jetzt dann irgendwie meine Arbeit verliere dass ich irgendwie auf der Straße lande, dass ich (.) wenn ich krank bin einfach zum Arzt gehen kann, also solche Sachen ähm stelle ich halt immer wieder fest dass ich richtig stolz oder (.) ja oder froh bin dass ich in Deutschland leben darf. und das ist schon so ein Faktor also ich habe auch ein Jahr in den USA gelebt, und da war halt schon so der Kontrast extrem wo diese Sachen halt nicht vorhanden waren, und wenn man das mal erlebt hat dann freut man sich richtig wieder hier zu sein und das genießen zu dürfen.

Jugendtreff 2, 270 – 275

Thorsten: Wie findet ihr das Gesundheitssystem in Deutschland, bezüglich Fürsorge, also Gesundheitssystem, und Altersvorsorge, und also wie Menschen in Krankenhäusern

Adnan: Wir bezahlen Steuern dafür, dass wir dann die Altersfürsorge bezahlen. Für später halt.

Thorsten: Nee, wie ihr das System grundsätzlich findet.

Tarek: System ist gut.

Adnan: Das System ist eigentlich gut man.

Thorsten: Es ist doch eigentlich nicht fair, dass das nicht in anderen Ländern sollte das doch auch so sein oder?

Die Diskutant*innen finden Beispiele von "Hartz Vier" über Renten- und Krankenversicherung zur staatlichen Sorge um Menschen mit Behinderung. Auch ohne den konkreten Vergleich mit den USA, wie er in Gruppe Studium vorgenommen wird, wird immer wieder hervorgehoben, dass „das System“ in Deutschland gut sei und sogar auf andere Länder übertragen werden sollte (Jugendtreff 2, 275 – 282). Dies geht bis hin zu Aussagen, dass die Not obdachloser Menschen nicht so groß sein kann, wenn sie gespendetes Essen wegschmeißen, weil sie lieber Geld hätten (Studium, 268). Der deutsche Sozialstaat bietet damit ein helfendes Netz, das für alle da ist und mit dem für alle Menschen ein Mindestmaß an Sorge gesichert ist, bei der niemand hungern oder „auf der Straße leben“ müsse (Jugendtreff 2, 327).

Aber es gibt Bereiche, über die häufiger Kritik geübt wird. Beispielsweise wird Skepsis dahingehend geäußert, später einmal überhaupt Rente zu erhalten (Feuerwehr 2, 210) und die Teilnehmenden meinen zudem, dass die Rente nicht reicht um ein Pflegeheim zahlen zu können (Ausbildung, 123). Der Grund dafür, dass staatliche Fürsorge nicht ausreichend ist, wird in fehlenden finanziellen Ressourcen gesehen. Es fehlt an Geld, um eine ausreichende Pflege älterer Menschen zu gewährleisten (Ausbildung, 142 ff.), um kranke und verletzte Geflüchtete ohne Krankenversicherung zu operieren (Jugendtreff 1, 242 ff.) oder um Drogenabhängigen eine helfende Therapie zu gewährleisten

(Jugendtreff 2, 1138 ff.). Diese Feststellungen stehen scheinbar im Widerspruch zu den Aussagen, dass das deutsche staatliche Fürsorgesystem gut sei. Der Grund für diese Diskrepanz könnte darin liegen, dass die Teilnehmenden abgesichert sind und erst der Blick auf andere Lebenssituationen Mängel erkennen lässt.

Jugendtreff 1, 946

Julia: Ich mein uns gehts gut ne?

Die Diskutierenden scheinen überwiegend ausreichend gut situiert aufzuwachsen, wobei einzuschränken ist, dass dies natürlich immer auch eine Frage der Wahrnehmung ist. Auffällig aber ist, dass das staatlich organisierte Fürsorgesystem in Deutschland auf einer abstrakten Ebene für gut befunden wird, erst Recht, wenn dazu ein Vergleich mit anderen Ländern herangezogen wird. Bei genauerer Betrachtung erkennen die Befragten dann jedoch Schwächen in diesem „System“.

Fehlende Ressourcen zeigen die Grenzen von Fürsorge auf, die in den Gruppen ebenfalls verschiedentlich artikuliert werden. Da die Gruppendiskussionen überwiegend im ersten Quartal 2016 stattfanden, war der auch medial stark ausgetragene (politische) Diskurs um eine „Obergrenze“²⁰ zur Aufnahme geflüchteter Menschen Teil der Diskussionen der jungen Erwachsenen.

Ausbildung, 557

Tim: Ja (.) so viele so viele wie geht, so viele wie möglich, (.) aber irgendwo muss man eine Grenze setzen, weil irgendwann geht es halt nicht mehr weiter; irgendwann schadet man sich selber. (.) Wie in der Arbeit. Irgendwann arbeitest du dich auf, dann hast einen Burnout. (.) Ein Land, keine Ahnung wie es da aussieht, äh (.) weiß nicht was dann passiert, aber hat das hat das Land ein Burnout. Dann geht es dem Land auch nicht mehr gut.

Die Situation um Geflüchtete wird aber nicht in einer Form thematisiert, die darauf schließen ließe, dass die Diskutierenden die Zuwanderung besonders fürchten würden. Hier sehe ich Leven et al. bestätigt, denen zufolge Zuwanderung die am wenigsten verbreitete Angst unter den in der Shell-Studie befragten 12-25-jährigen jungen Erwachsenen darstellt (vgl. Leven et al. 2015, S. 97). Staatliche Fürsorge, egal ob für geflüchtete oder arbeitslose Menschen, ist für die Studienteilnehmenden gebunden an Ressourcen, die nicht endlos vorhanden sind. Einerseits müsse abgewogen werden, wieviel man geben kann und andererseits müsse geregelt sein, wer berechtigt ist. Wer unberechtigtweise staatliche Mittel erhält, nutze den Sozialstaat aus.

²⁰ U.a. http://www.deutschlandfunk.de/obergrenze-seehofer-bis-zu-200-000-fluechtlinge-pro-jahr.1766.de.html?dram:article_id=341390; zuletzt erfolgreich abgerufen am 29.09.2019

Studium, 164

Franka: Ja gut aber schau mal es gibt ja jetzt auch schon @Arbeitslosengeld@, und da sind vielleicht auch ein paar Leute dabei die das einfach nur beziehen wollen weil sie halt irgendwie keine Lust haben zu arbeiten,

Feuerwehr 2, 295 – 300

Steffen: Wenn wenn ich sag, (.) (Fabian: Genau.) ich sag da stellt sich eine vor, ja vor Supertalent hin, und sagt und sagt so mein Supertalent ist, äh ich arbeite nichts und krieg trotzdem meine Kohle. Also so einer gehört eigentlich gleich (.) gleich Hartz Vier gestrichen.

Phillip: Na das Problem [ist,

Steffen: [Weil die, weil die nutzen das bloß aus.

Fabian: Ja.

Bettina: Mhm.

Phillip: Das mit dem Ausnutzen. Das ist wieder so eine Sache, (.) ähm (.) jet- jetzt wie du das gesagt hast mit dem Hartz Vier. Ähm wenn also das kriegt einer, aber aber er will ja nichts dafür; weißt er er will bloß das Geld haben, (.) (Steffen: Ja.) macht aber nichts. Äh dann hat man auch wieder das Problem, (.) dann kriegt der das, macht aber nichts dafür, und andere, die es brauchen, kriegen halt dann nicht so viel (Steffen: Ja.); weil halt einfach dann nicht mehr so viel da ist. (.) Dann streicht man wieder den anderen Mitmenschen, äh die also einen Teil von der materiellen Fürsorge, (.) und ähm (.) ja und somit äh kann man dann einfach durch solche Quersteller, (.) äh durch solche Quersteller kann man dann einfach nicht mehr (.) wirklich (.) (Steffen:) äh anderen Leuten (.) die Fürsorge richtig ermöglichen. Das ist dann wieder (.) ein Problem was wir haben.

Das Ausnutzen von Sozialleistungen wird scharf kritisiert, denn diese sollten nur diejenigen Menschen erhalten, die wirklich darauf angewiesen seien. Es sei völlig in Ordnung, „wenn irgendjemand nicht arbeiten kann wegen irgendwas oder keine Ahnung [ein] Alkoholproblem“ hat (Jugendtreff 2, 329), doch, wenn jemand arbeiten könne und theoretisch nicht auf Hilfe angewiesen sei, sie dennoch einfordere, dann nutze dieser Mensch, so die Meinung der Diskutierenden, den Staat aus. Ein solches Ausnutzen von staatlichen Leistungen könne oder würde dazu führen, dass „unser Staat draufgeht“ (Steffen, Feuerwehr 2, 288) oder ein Burnout erleiden wird. Um dieses ‚Sterben‘ des Staates zu vermeiden werde „Solidarität“ benötigt, die alle mit- und füreinander erbringen müssten. Diese Aussagen gelten nicht nur für die bisher beschriebenen Bereiche Arbeitslosigkeit und Geflüchtete, sondern genauso für Renten- und Krankenversicherungen. Rente sei zwar „eine Fürsorge, für sich selbst, in der Zukunft“ (Bettina, Feuerwehr 2, 168), doch gleichzeitig finanzieren die Menschen den Staat auch mit, während sie Rentenbeiträge zahlen.

Feuerwehr 2, 221

Phillip: [...] Äh da sorgt der Staat wieder (.) für seine ähm älteren Mitbürger. Sag ich jetzt mal so. (.) Durch die Rente. (.) Ähm aber vorher, haben die älteren Mitbürger, dadurch (.) im Prinzip sich selber und den Staat auch finanziert. Durch das das die Rente gezahlt haben.

Alle Menschen (Deutschlands) nehmen den Äußerungen zufolge Teil an diesem „System“, das sich um sie kümmert, zu dem sie aber auch beitragen müssen, sofern es ihnen möglich ist. Eine Grenze dabei wären die Ressourcen, denn wenn einige zu viel erhielten, weil sie das System ausnutzten, würde der Staat diese Mittel verlieren. Sie werden entweder benötigt, um die eigene Verwaltung zu finanzieren oder um anderen Bedürftigen zu helfen. Bei der Verteilung staatlicher Ressourcen würde einerseits die Anzahl der als bedürftig eingestuften Menschen relevant, andererseits der Umfang der Unterstützung, die sie erhalten (Feuerwehr 2, 285: „[...] brauchen die jetzt unbedingt ein Handy.“).

Mit der Verwaltung der Ressourcen steuert, so lässt sich vom Material abstrahieren, der Staat die Rechte und Pflichten der Bürger*innen, wobei nun eine weitere Grenze der Fürsorge artikuliert wird: In der Wahrnehmung können derartige Vorgaben als Beschneidung von Freiheit aufgefasst werden. Dies wird unter den Teilnehmenden selten diskutiert, findet jedoch beispielsweise in der Gruppe Feuerwehr 2 Erwähnung.

Feuerwehr 2, 1661

Bettina: Mhm, (.) ja das schon. Also ich finde es gut, dass man auf der einen Seite, der Staat sich einsetzt, dass es den Bürgern gut geht, aber (.) wie schon gesagt, mit den Security, oder mit den dass man halt so leicht wen anzeigen kann, oder alles, dass man es halt gleich so übertreibt, mit seinen eigenen Rechten, ((Tür quietscht, Steffen kommt zurück)) das hat auch wieder mit Egoismus zu tun so, dass man es da gescheit übertreiben kann. Finde ich. Und das finde ich blöd.

Die Verantwortung des Staates für die in ihm lebenden Menschen (Jugendtreff 2, 184) bedeutet, dass die Ordnung des Systems gewährleistet werden muss. Dies kann dann als Eingriff in die persönliche Freiheit interpretiert werden, wobei diese Grenze sicherlich individuell sehr unterschiedlich angelegt sein kann. Für Bettina ist die staatliche Fürsorge vor allem beim Thema Sicherheit gegeben (siehe auch Feuerwehr 2, 1639). Dass diese Art der Grenze nur von ihr formuliert wird, könnte ein Zeichen dafür sein, dass den meisten Teilnehmenden die Grenzen und Verpflichtungen, die ihnen der Staat gibt, nicht bewusst sind. Bettina spricht aber gleichzeitig – und damit widersprüchlich – ein Zuviel an Freiheit der Bürger*innen an, nämlich, wenn diese die Möglichkeit haben „so leicht wen anzeigen“ zu können. Hier wünscht sie sich weniger indi-

viduelle Freiheiten und mehr staatliche Beschränkungen, denn jemanden leicht anzeigen zu können, ist für sie ein Beweis für Egoismus, welcher wiederum der Gemeinschaft zuwiderläuft.

Den Staat nicht auszunutzen bedeutet für alle, denen es möglich ist, einen Beitrag zu leisten.

Feuerwehr 2, 171

Bettina: Mhm. Einer für alle, alle für einen. (.) (Michaela: Mhm.) Ja irgendwie so. Mit Solidarität, dass halt die Gemeinschaft, für wen steht, also (.) also alle zusammen helfen, dass es halt dem Einzelnen gut geht, und dass der Einzelne hilft, dass es allen gut geht. Also das ist ja eigentlich das Selbe wie ein Versicherungssystem und so. Allgemein. (.) Ja.

Alle, die dazu in der Lage sind, sollten in das Versicherungssystem einzahlen und verhalten sich damit solidarisch denjenigen gegenüber, die keinen Beitrag leisten können. Wer *temporär* nicht zahlen kann, kann dann dennoch Mittel aus der Versicherung erhalten, muss aber in anderen Zeiten einen Beitrag leisten. Hier kündigt sich so etwas wie ein Leistungsprinzip an, bei dem diejenigen etwas erhalten können, die zuvor auch einen Beitrag geleistet haben, denn nur sie haben es verdient, davon zu „profitieren“ (Feuerwehr 2, 170). Auf dieses Deutungsmuster wird in Kapitel 6 noch genauer eingegangen.

Staatliche Fürsorge nicht auszunutzen wäre also ein Weg, den Sozialstaat nicht kollabieren zu lassen. Beim Thema Rente sind sich die Befragten allerdings mehr oder weniger bewusst, dass der Staat nicht die gesamten Leistungen allein tragen kann, sondern dass auch die Einzelnen selbst einen Beitrag leisten müssen. Erkennbar wird dies an der bereits beschriebenen Skepsis, überhaupt einmal Rente zu erhalten. Andere Bemerkungen zeigen ein unterschiedliches Denken über den Zustand des deutschen Rentensystems.

Jugendtreff 2, 71

Finn: Aber auf der anderen Seite, ich mein die Sache ist ja die, dafür gibt es ja letzten Endes auch Renten und sowas, (Robert: Ja.) (Adnan: Ja klar.) damit man sich eben nicht mehr so sehr kümmern muss. (Adnan: Natürlich, aber im Endeffekt,) Ich mein letzten Endes musst du dich schon um die kümmern.

Studium, 137

Franka: Ja aber das meinte ich eben dass wir das nicht mehr so wertschätzen heutzutage, weil wir es einfach als selbstverständlich hinnehmen. und ich weiß halt nicht wie das in Zukunft aussehen wird eben auch weil die Gesellschaft sich verändern wird struktuell, strukturell und (.) ähm wenn wir dann alle @alt sind@ und dann plötzlich feststellen ja okay, wer kümmert sich um uns, die Rententöpfe sind vielleicht ausgeschöpft, uh ja wir hätten uns ja vielleicht privat rentenversichern sollen oder so? weil der Staat das jetzt nicht mehr tragen kann weil eben zu viele alte Leute da sind, also ich glaub da müssen wir uns jetzt als junge Gesellschaft auch

irgendwie Gedanken machen @wie wir das@ irgendwie in Zukunft handhaben wollen, also oder vielleicht da haben wir irgendeinen Babyboom und haben dann wieder mehr junge Leute, keine Ahnung, aber (.) ich weiß jetzt nicht die Tendenz geht jetzt @eher nicht dazu hin@ also (.) das sind irgendwie so Gedanken. ja.

In der Gruppe Jugendtreff 2 scheint es wenig Bewusstsein über die Lage des deutschen Rentensystems zu geben. Dagegen heben die Gruppenmitglieder sehr stark hervor, dass der Sozialstaat gut funktioniere und „sehr stabil“ sei (Jugendtreff 2, 278). Auf der anderen Seite gibt es viele junge Erwachsene, die klar hinterfragen, ob die Rente überhaupt finanziert ist und daraus die Notwendigkeit ableiten, parallel selbst mit anderen Mitteln vorzusorgen. Ohne mit dieser Studie selbst auf quantitative Daten zurückgreifen zu können, ließe sich durchaus ein Bezug zur MetallRente Studie 2013 (Hurrelmann und Karch 2013) herstellen, die unter den 17- bis 27-jährigen Befragten einen Anteil von 84 Prozent ermittelt, die der Meinung²¹ sind, man solle sich mit Blick auf die Altersvorsorge nicht auf den Staat verlassen (vgl. Gensicke 2013a, S. 62). Gensicke ermittelt außerdem einen Anstieg des Typs „Ausgleich“ von 27 Prozent in 2009 auf 38 Prozent in 2012, welcher junge Erwachsene beschreibt, die sich mehr sozialen Ausgleich wünschten (ebd. Gensicke 2013a, S. 70 ff.). Hier ließen sich durchaus Parallelen ziehen zu den im hiesigen Material häufig angetroffenen Aussagen, dass sich alle Bürger*innen an den Versicherungssystemen beteiligen sollten, damit diejenigen, die dazu nicht in der Lage seien, ebenfalls ausreichend abgesichert werden können.

Oftmals erst durch die Bilder induziert, die nach Erlahmen der Diskussion an die Teilnehmenden verteilt wurden, wurden die Themen innere Sicherheit und Außenpolitik angesprochen. Selten waren dies vor Einbringen der Bilder Inhalte der selbstständig geführten Gespräche. Doch es herrscht Einigkeit darüber, dass der Schutz der eigenen Bevölkerung auch Teil staatlicher Fürsorge ist. Am Beispiel USA kann dabei eine Beschränkung von Solidarität sichtbar gemacht werden. So wurde in der Gruppe Feuerwehr 2 darüber diskutiert, ob es Fürsorge sei, wenn Trump „die Grenzen dicht“ mache (Feuerwehr 2, 1149 ff.). Dies ist, wie auch schon in Kapitel 4.3.1 beschrieben, eine Frage der Auslegung. Die Gruppe konstatiert, dass Trump dann zwar fürsorglich mit der US-amerikanischen Bevölkerung umgehen würde, nicht aber mit den Menschen Mexikos, wobei Trumps Selektion von den jungen Diskutierenden kritisiert wird.

²¹ Zustimmung zur Aussage „voll“ 50 Prozent und „eher“ 34 Prozent

Neben der Fürsorge des Staates für die Menschen, wird auch die Möglichkeit gesehen, dass ein Staat gegenüber anderen Staaten fürsorglich sein könne.

Ausbildung, 770

Tim: Auch die Soldaten, vielleicht, dass das irritiert, aber ich denk mal auch (Steffi?: Mhm.) so, (1) ja dies-(.) (Steffi?:) ich verbinde das jetzt eher mit dem Nahostefas-satz von USA, v: von von der Nato etc., (.) ähm (.) dass die sich einfach auch einsetzen dafür dass die: Menschen da unten wieder richtig leben können. (.) Nicht von Krieg, Terror etc. geplagt. (1) Sie sorgen sich auch, sie sie kümmern sich im: Endeffekt auch um die Menschen, dass sie ein besseres Leben haben könnten. (1) Ärzte:, genauso:, versuchen Patienten wieder (.) auf @Vordermann zu bringen@. (1) Ä:hm

Hier wird die Armee zwar als Garant für Frieden in anderen Ländern betrachtet (auch in Gruppe Soziale Arbeit), doch zumeist wird dies eher für das eigene Land argumentiert. Die Bundeswehr sei zuständig für den Schutz der Menschen und den Frieden innerhalb Deutschlands (Jugendtreff 1, 204; Feuerwehr 2, 1092). Fürsorge wird oft nicht reibungslos mit der Bundeswehr in Verbindung gebracht, sondern mitunter wird kritisiert, dass sie Krieg führe, was mit Fürsorge nicht vereinbar sei. Es bedarf dann einiger gedanklicher Anstrengungen und „zehn Sekunden drüber nachdenken“ (Soziale Arbeit, 1015), um die fürsorglichen Aspekte von Militär aufzudecken. Anders verhält es sich bei Bild 05 (abgebildet ist eine große Menge schwarzer Menschen mit wenigen weißen Menschen; siehe Kapitel 3), welches zumeist als Entwicklungshilfe eingestuft wird. Diese Art der Fürsorge wird zwar oftmals Vereinen und NGOs zugeschrieben, aber auch dem Staat.

Die Befragten artikulieren ein hohes Maß an Solidarität in der Fürsorge, welche begrenzt ist durch die zur Verfügung stehenden Mittel und ein Prinzip der „solidarischen Verpflichtung“, nach dem alle etwas geben müssen, wenn sie können. Mit Blick auf staatliche Fürsorge verflechten sich Prosozialität, die sehr deutlich wird beim Willen zu Hilfe für Geflüchtete, und gleichzeitig eine Leistungsorientierung, die wiederum an *Leistungsfähigkeit* geknüpft ist (dazu mehr in Kapitel 6). Gerade die Offenheit gegenüber Geflüchteten komplettiert hier das Bild, welches die Studie *Generation What* ermittelte, der zufolge 82 Prozent der 18- und 19-jährigen sowie 77 Prozent der 20- bis 24-jährigen einer Zuwanderung positiv gegenüber standen (SINUS-Institut 2016, S. 19). Die solidarische Grundhaltung der jungen Erwachsenen spiegelt sich in der genannten Studie auch darin wieder, dass 81 Prozent der 18- bis 25-jährigen Deutschen

mit der Abgabe von Sozialleistungen einverstanden sind und lediglich 33 Prozent der Meinung sind, dass man sich im Leben nur auf sich selbst verlassen könne²².

Es zeigt sich außerdem eine recht ausgeprägte Skepsis bezüglich des zukünftigen Erhalts von staatlicher Sorge, allen voran Rente, wobei gleichzeitig ein grundsätzliches Vertrauen in die jetzige staatliche Fürsorge vorhanden ist. Skepsis erscheint dann, wenn es um die Ressourcenlage in der Zukunft geht, die als recht ungewiss wahrgenommen wird. Dies bestätigt die Ergebnisse der MetallRente Studie 2013, in der 45 Prozent der Befragten die zukünftige Entwicklung Deutschlands als „sehr gut“ oder „gut“ und 54 Prozent sie als „weniger gut“ oder „schlecht“ einschätzten. Die eigene, persönliche Zukunft beurteilen die jungen Erwachsenen weitaus positiver als die Deutschlands (vgl. Gensicke 2013b, S. 40).

Eine Relevanz von Geschlecht konnte bis hierher nicht ausgemacht werden, sie tritt aber auf, wenn es um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie geht, was auch mit staatlicher Fürsorge zusammenhängt (z.B. Kindertageseinrichtungen, Elterngeld). Auf diese Aspekte wird in Kapitel 5.3 eingegangen. Im Bereich staatlicher Fürsorge sprechen die jungen Erwachsenen vor allem über den „Sozialstaat“, sie verstehen darunter in erster Linie die Versorgung alter, kranker, arbeitsloser und auch geflüchteter Menschen. Dabei artikulieren die Diskutierenden eine große Solidarität, für den Fall das Menschen nicht in der Lage sind, sich selbst zu helfen. Wenn die Menschen aber fähig sind, in „das System“ einzuzahlen, fordern es die jungen Erwachsenen auch. Ein seltener behandeltes Thema ist die innere Sicherheit, die eher oberflächlich abgehandelt wird und es bei der Feststellung bleibt, dass die Armee (und auch die Polizei) die im Land lebenden Menschen beschützt, was ebenfalls unter Fürsorge gefasst wird. Vereinzelt wird auch die Finanzierung von öffentlichen Einrichtungen zur Bildung und Erziehung in diesem Kontext erwähnt, jedoch scheint dies den Teilnehmenden nicht vordergründig einzufallen. Sehr präsent sind eben Sachverhalte, die auch medial häufig diskutiert werden. So wird die Situation um die Geflüchteten in vielen Diskussionen angesprochen, ebenso Angelegenheiten, die die Studienteilnehmenden selbst tangieren. Diese werden jedoch nicht unbedingt unter staatlicher Fürsorge diskutiert. Beispielsweise spricht die Wohnheimgruppe 2, die vor allem aus Schüler*innen besteht,

²² <http://www.generation-what.de/portrait/data/me-myself-and-i>; Zugriff am 29.03.2019.

über Schule. Dort geht es dann aber nicht unbedingt um das (staatliche) Schulsystem, sondern eher um das Verhältnis zwischen Schüler*innen und Lehrer*innen.

Viele der Teilnehmenden machen eine Ausbildung, studieren oder gehen bereits einem geregelten Beruf nach, wenige gehen noch zur Schule. Auch wenn sich die jungen Erwachsenen Gedanken über ihre situativ je unterschiedliche eigene Zukunft machen, so wird über die *eigene* Rente weniger gesprochen. Dies geschieht zum Teil eher beiläufig, und bezieht sich dann auf die Frage, ob man überhaupt einmal Rente erhalten wird. Das Rentensystem wird überwiegend, zusammen mit dem staatlich organisierten Versicherungssystem, unter solidarische Leistungen gefasst, was im Großen und Ganzen positiv bewertet wird. Als Vergleichsfolie dient dabei nicht selten auch der Blick in die USA, dessen Sorgesystem negativ bewertet wird. Die jungen Bayer*innen diskutieren einzelne Aspekte im Zusammenhang mit dem Sozialstaat durchaus kritisch, beispielsweise die Situation der Geflüchteten oder Pflege im Alter. Kritik am staatlich regulierten System der Kindererziehung (Kitas etc.) kommt in aller Regel dann auf, wenn es um die Vereinbarkeit von Fürsorge und Erwerbsarbeit geht. Dann werden zum Teil auch traditionelle Geschlechterbilder thematisiert, auf die ich in Kapitel 5.3, im Zusammenhang mit der Fürsorge in Familie eingehen werde.

An der Schnittstelle zum Staat wird auch kirchliche Fürsorge thematisiert. Die Schnittstelle ist die Kirchensteuer, die staatlich einbehalten und weiter verteilt wird. Dies ist für die Teilnehmenden Anlass zur Kritik an der unzureichenden Trennung von Kirche und Staat. Ansonsten ist die Kirche als Institution höchst selten Thema in den Diskussionen, auch nicht in der Gruppe Katholische Jugend, die aus Mitgliedern der örtlichen kirchlichen Jugendorganisation besteht. Es kristallisierte sich auch in dieser Gruppe eine sehr kritische Haltung kirchlichen Institutionen gegenüber heraus. Auf meine Nachfrage, warum sich die Teilnehmenden in der Jugendorganisation engagieren, entgegneten sie, dass sie das weitergeben wollten, was sie selbst in dieser Organisation erfahren hätten. Man habe sich um sie gesorgt und so sorgten sie sich um andere, jüngere (Katholische Jugend, 1391 ff.). Die Gruppe Freikirchliche Jugend, die aus Mitgliedern einer Freikirche besteht, die selbst sehr gottgläubig in der Diskussion erscheinen, spricht nicht über die kirchlich-institutionelle Fürsorge, sondern vor allem von Gott und Jesus und Fürsorge als gesellschaftlichem und religiösem Wert. Auf der persönli-

chen Ebene verbleibt es, wenn in den Gruppen über kirchliche Seelsorge und dergleichen gesprochen wird. Dies ist dann durchaus positiv konnotiert, wenn auch insgesamt sehr selten thematisiert.

Im folgenden Kapitel 5.2 beschreibe ich nun die Gedanken der jungen Erwachsenen zu beruflicher Fürsorge, bevor es dann in Kapitel 5.3 um die nichtberufliche Sorge um Fremde und Nahestehende geht.

5.2 „Soziale Berufe“ – Fürsorge als Beruf

Ein weiterer Themenbereich, über den viel diskutiert wird, ist der Fürsorgeberuf. Der Begriff ‚Fürsorgeberuf‘ wird so nur in einer Gruppe verwendet. In den übrigen Gruppen werden weitere Berufsfelder aufgezählt, die unter das Diskussionsthema Fürsorge fallen. Die Erzählungen der Teilnehmenden über Fürsorgeberufe lassen sich abgrenzen von anderen Formen fürsorglicher Tätigkeiten, wie im Folgenden dargestellt werden wird. Ich beziehe mich hier ausschließlich auf die Erzählungen der Studienteilnehmenden und verzichte an dieser Stelle auf die Verwendung des Begriffes *Care-Arbeit* oder *care work*, die bestimmte Definitionen und Bedeutungen von Arbeit und Care mit sich bringen (vgl. u.a. Dörre et al. 2014; Folbre 2006; Ostner 2011; Waerness 2000; Winker 2015; Yeandle et al. 2017).

Fürsorgeberufe sind für die Diskutierenden Berufe in der Alten- und Krankenpflege, der Kindererziehung, der Bildung aber auch die berufliche Arbeit als Arzt*Ärztin und in der Feuerwehr. In einigen Gruppen kommen die Diskutierenden erst mit dem Blick auf die Stimulusbilder auf den Gedanken, dass Ärzt*innen oder Feuerwehrleute einem Fürsorgeberuf nachgehen. Dies wird in anderen Gruppen bereits vor der Bilderausgabe getan. Die Idee, dass diese Berufe auch Fürsorgeberufe sind, ist also nicht in allen Gruppen durch die Bilder induziert. Es lässt sich feststellen, dass diejenigen Berufe, die den Befragten nahe sind, eher als Fürsorgeberufe gekennzeichnet und diskutiert werden. So wird die Feuerwehr von denjenigen Befragten als Fürsorgeberuf hervorgehoben, die selbst Teil einer Feuerwehr sind und Studierende der Sozialen Arbeit sind im Gespräch vor allem fokussiert auf den Beruf der Sozialarbeit.

Ich habe in Kapitel 4.3.3 dargelegt, dass eine Tätigkeit nur dann von den Diskutierenden als Fürsorge bezeichnet wird, wenn es mit einem gewissen Maß an Freiwilligkeit einhergeht. Unter Fürsorge fällt eine Tat den jungen Erwachsenen zufolge nicht, wenn

sie aus Zwang, Verpflichtung oder einfach nur für Geld getan wird. Nun sind Berufe im Allgemeinen aber durch genau diese Zwänge, Verpflichtungen oder auch Entgelt gekennzeichnet, weshalb es sich dann eben nicht um Fürsorge handeln dürfte. Dennoch werden einige Berufe zweifelsfrei als Fürsorgeberufe beschrieben, manche Diskutierende heben die Ausübung dieser Berufe sogar in besonderem Maße hervor.

Ausbildung, 40

Marie: Wenn man wenn man richtig fürsorglich ist dann ist arbeitet man vielleicht wirklich äh für: (.) im Kin- im Kindergarten oder für: (.) Ju- Jugend oder (.) so.

Einem Fürsorgeberuf nachzugehen, kann also gerade auch ein Zeichen für die Verinnerlichung von Fürsorglichkeit sein und genau deshalb ist der Mensch dann „richtig fürsorglich“. Was berufliche Fürsorge von nichtberuflicher Fürsorge unterscheidet, sind den jungen Bayer*innen zufolge spezielle Kenntnisse, Fähigkeiten, Wissen und Methoden.

Soziale Arbeit, 474

Eva: Wenn ich Zahnschmerzen hab; (.) (Sabine: Mhm?) so und hab mir schon Kamillebeutel, sonstwas alles aufs Zahn gedrückt; und ich weiß einfach nicht mehr weiter; ich weiß mir einfach (Sabine: Mhm,) nicht mehr zu helfen; (.) (Tanja: Mhm) und geh zu ihm, (.) (Tanja: Mhm) und er hilft mir; (.) (Tanja Mhm) (Sabine: Jor.) in seiner Profession; muss er nicht soziale Arbeit oder Pädagogik oder sonstwas sein. (1) (Tanja: Mhm.) (Sabine: Jor.) Ist dann auch Fürsorge.

Ausbildung, 135

Marie: Ich mein dafür haben sie es ja auch gelernt, die Fachkräfte (Tim: Ja.) sag ich jetzt mal. (Christin: Ja.) (1) Die vielleicht besser mit irgendwas umgehen können.

Feuerwehr 2, 1089

Steffen: Wollte ich grad sagen. Seelsorger eigentlich, Seelsorger haben eigentlich auch einen krassen Respekt von mir. Weil, musst sagen, was sich die manchmal anhören müssen. Was die manchmal mitkriegen. Von den Leuten die wirklich bei den Einsätzen mit () haben, wo einem der Kopf gefallen ist, oder so. Und die können das nicht richtig verarbeiten, müssen das mit denen verarbeiten, oder müssen denen so helfen, das zu verarbeiten. Hey das ist fa auch nicht gerade einfach. (.) (Fabian: Mhm.) Also was die manchmal hören,

Die Zitate aus den Gruppen Soziale Arbeit und Ausbildung zeigen, dass berufliche Fürsorgetätigkeiten mit einem jeweils bestimmten Wissen in Verbindung gebracht werden, das man erlernen kann. In diesen Berufen erhalten die Ausübenden bestimmte „Werkzeuge“ und „Methoden“ (Soziale Arbeit) an die Hand, mit denen sie den Bedürftigen helfen können. Dies unterscheidet Fürsorgeberufe von privater Fürsorge. Aber nicht nur Wissen ist diesem Denken zufolge in Fürsorgeberufen nötig, sondern auch Fähigkeiten, die nicht so einfach erlernbar sind. In einigen Berufen (z.B. Seelsorge) sind es auch psychische und emotionale Fähigkeiten, die abverlangt werden, in ande-

ren wiederum sind Fähigkeiten notwendig, die durch körperliches Üben erlangt werden. Dieser Komplex wird in den meisten Gruppen jedoch nicht weiter ausdifferenziert. Lediglich die Gruppe Soziale Arbeit (Studierende des Faches Soziale Arbeit) beschäftigt sich die gesamte Diskussion über mit der Frage, wie private von professioneller Fürsorge zu unterscheiden sei. Es wird festgestellt, dass eine Abgrenzung durch die Nutzung von Methoden und Werkzeugen unzureichend sei, da man professionelle Werkzeuge auch privat anwenden könne. Hier kommt es dann darauf an, welcher Art die Hilfsbedürftigkeit ist. Wenn es darum geht, bei Liebeskummer Trost zu spenden, würden die Diskutierenden den „Teufel tun“, die erlernten Handlungsschritte auch im Freundeskreis²³ anzuwenden (Soziale Arbeit, 325). Bei einer Querschnittslähmung hingegen könne sich das Erlernte auch im Privaten als hilfreich erweisen.

Das Anwenden von Erlerntem ist außerdem noch keine Abgrenzung zu Berufen, die nicht als Fürsorge gelten. Hier greift dann das Kriterium, dass anderen geholfen werden muss, wie in den aufgezählten Berufen Pflege, Arzt/Ärztin usw. (siehe Kapitel 4.3.3). Doch ist auch dies noch keine trennscharfe Unterscheidung zu Berufen, die von den Befragten nicht unter Fürsorgeberufe gefasst werden, wie Vertrieb, Marketing o.ä. Denn auch dort kann Fürsorge auftreten und sogar sehr wichtig werden, wenn es beispielsweise um eine gute Arbeitsatmosphäre, also das Miteinander in der Belegschaft geht. Hierfür wird die Zuständigkeit allerdings von der Gruppe Ausbildung in den Vorgesetzten gesehen (Ausbildung, 376 ff.).

Der Gruppe Soziale Arbeit gelingt es bis zuletzt nicht, klare Abgrenzungen von Fürsorgeberufen zu privater Fürsorge zu finden, denn immer wieder finden sie Ausnahmen in anderen Fürsorgeberufen oder Überschneidungen zu der von ihnen sogenannten „privaten Fürsorge“. Das Vorhandensein von Kompetenzen im Allgemeinen wird als Unterscheidungskriterium abgelehnt, weil auch für die Sorge unter Freund*innen Kompetenzen wie das Zuhörenkönnen als nötig erachtet werden (Soziale Arbeit, 553 ff.). „Macht“ wird als Kriterium verworfen, weil Klient*innen in Beratungskontexten „Macht“ hätten, sich selbst der Beratung zu entziehen, während sie in anderen Kontexten („Jugendamt“) zu bestimmten Vorgängen gezwungen seien. In privater Fürsorge werden ebenfalls Machtungleichheiten diskutiert, da in Trostsituationen Verletzlichkeit entstehe, die ausgenutzt werden könne (Soziale Arbeit, 329 ff.). Eine weitere Idee der

²³ Nichtberuflicher Fürsorge für Freunde, Familie oder fremde Menschen wird in Kapitel 5.3 beschrieben.

Unterscheidung ist, dass „professionelle Fürsorge“ „gesetzlich festgelegt“ sei (Soziale Arbeit, 572), doch dem wird entgegengehalten, dass man ein ungewolltes Kind auch „nicht in die Mülltonne hauen“ dürfe (Soziale Arbeit, 781). Sämtliche Ideen der Gruppe zur Unterscheidung zwischen „professioneller“ und „privater“ Fürsorge werden im Laufe der Diskussion verworfen. Ein Unterschied, der im Grunde gar nicht diskutiert, sondern nur beiläufig erwähnt wird, ist die Bezahlung. Diese sieht die Gruppe in der „privaten Fürsorge“ nicht. Zumindest nicht in finanzieller Form, denn unter Befreundeten entstehe „soziale Abhängigkeit“ (Soziale Arbeit, 562), die auf dem „soziale[n] Konto“ (Soziale Arbeit, 128) zu Buche schlage. Auf diesen Aspekt von Fürsorge als Leistung und Gegenleistung werde ich in Kapitel 6 weiter eingehen.

Die befragten jungen Erwachsenen dieser Studie scheinen zwar genau zu wissen, was Fürsorgeberufe sind, sie können es aber nicht genau beschreiben. Die meisten Teilnehmenden denken nicht weiter darüber nach, was als Fürsorgeberuf gilt und wenn sie es tun, wie die Gruppe Soziale Arbeit, dann kommen sie nicht zu einer Einigung über eine Definition. Benannt werden in erster Linie Kindertagesbetreuung, Pflege- und Arztberufe, Seelsorgeberufe (Pfarrer, Priester, Bahnhofsmision), Feuerwehr und Sozialarbeit. Wesentliches Merkmal in den Erzählungen zu Fürsorgeberufen ist allerdings, dass dort etwas getan wird, wofür man Geld erhält. Hier zeigt sich auch im Material eine deutliche Abgrenzung zum Ehrenamt, die besonders gut sichtbar wird an der Differenzierung zwischen Freiwilliger Feuerwehr und Berufsfeuerwehr. Deutlich wird sie nicht über eine weitere Ausdifferenzierung oder Bewertung, sondern über die bloße Benennung beider Formen der Feuerwehr.

Fürsorge allgemein bedeutet für die Diskutierenden, etwas für andere zu *tun*, also eine Tätigkeit. Fürsorge ist demnach an sich schon ein Aufwand und dies gilt, das erkennen auch die Befragten, insbesondere für Fürsorgeberufe, die vor allem gekennzeichnet sind durch hohe Belastung und schlechte Arbeitsbedingungen.

Feuerwehr 2, 1084

Fabian: Deswegen da Hut ab vor Ärzten, oder auch vor, (.) Feuerwehrleuten. Die dann immer am Unfallort direkt dort sind, und dann das Schlimme eben nur sehen, wenn wirklich mal echt was Tragisches passiert ist. Und da ist eine Familie (.) irgendwie (.) ein Unfall gewesen oder was, und dann (.) die versorgen, und da immer richtig reagieren, das ist (.) sehr harte Arbeit.

Die Teilnehmenden bringen diesen Berufen viel Respekt und Bewunderung entgegen und honorieren damit die großen Belastungen. Vielfach schließen sich an derartige Bemerkungen Gedanken zur Höhe der Bezahlung an.

Jugendtreff 1, 238

Julia: Ich mein die geben die geben sich (.) die allergrößte Mühe:, und machen Überstunden wie sonstwas, ich mein okay, kriegen auch dementsprechend Geld aber, [...]

Dieses Zitat bezieht sich auf Ärzt*innen, die entsprechend ihrer Belastung auch Geld bekommen. Für die Arbeit in Pflegeheimen, Krankenhäusern, Kitas und Schulen wird dies aber nicht so gesehen (vgl. u.a. Wohnheimgruppe 2, 305; Feuerwehr 2, 322; Studium, 99). Ganz im Gegenteil, allzu oft wird eine schlechte Bezahlung bemängelt.

Studium, 104

Franka: Und der Gesellschaft geht es ja auch nur gut wenn die Leute gesund sind. also deswegen find ich das irgendwie so ein bisschen dumm dass man halt sagt okay man bezahlt sie halt möglichst gering aber im Endeffekt baut ja die Gesellschaft darauf auf. dass sie produktiv ist (.) oder dass @sie sich weiterentwickeln kann@ (.)

Feuerwehr 2, 322 – 328

Fabian: Auf Sachen wie Fürsorge oder zwischenmenschliche (.) Aktivitäten; und so Zeug. Wenn ich mir jetzt allein die die Leute anschau, die in Schulen, Kindergärten, (.) mit den Menschen zu tun haben. (.) (Michaela: Mhm,) Das sind für die Arbeit, die sie eigentlich leisten, und die Auswirkungen, die sie später mal haben (.) auf die Kinder (.) (Phillip: Mhm.) am schlechtbezahltesten.

Michaela: Das stimmt.

Steffen: Das stimmt ja.

Bettina: Mhm,

Fabian: Da (.) in in Kindergärten, die die (.) die wo da täglich mit allen Kindern zu tun haben, und sich um deren (.)

Phillip: Induvi- individuelles Wohl kümmern müssen.

Fabian: Genau. Die sind verantwortlich für deren Entwicklung, und (.) für deren Fürsorge und alles; (.) und die werden eigentlich so schlecht bezahlt, (.) (Michaela: Mhm,) da da wenn man da viel mehr reinstecken würde; oder jetzt auch (.) [in vielleicht neue Berufe

Der Gedanke der schlechten Bezahlung fußt bei den Diskutierenden auf der großen Mühe, die die Arbeitenden in diese Berufe stecken und welche nicht entsprechend der Anstrengungen entlohnt würden. Das nicht vorhandene Gleichgewicht von Belastung und Bezahlung speist sich aus der großen gesellschaftlichen Bedeutung und der damit einhergehenden Verantwortung der Arbeitenden für die Umsorgten (dazu siehe auch Kapitel 4.3.2). Bei Ärzt*innen scheint die Wahrnehmung der jungen Erwachsenen allerdings so zu sein, dass die Arbeitsbelastung zwar sehr hoch sei und sie diese auch sehr betonen, die Menschen dieses Berufes aber eine *dementsprechend* hohe Belohnung erhalten würden (Jugendtreff 1, 238; Feuerwehr 2, 1079). Dies, so zeigt das Material, gilt für alle anderen explizit genannten Fürsorgeberufe nicht. Interessant ist, dass

von der Gruppe Pflegeschule, die aus Schülerinnen einer Pflegeschule besteht, der Aspekt der schlechten Bezahlung nicht besonders hervorgehoben wird, sondern die Ausgestaltung der Tätigkeiten selbst thematisiert werden.

Pflegeschule, 70

Isabell: Ja ich hab auch ein Helfersyndrom aber ich muss sagen, mit der Zeit hab ich mir das auch angewöhnt dass ich egoistisch bin, weil viele Leute (Bea: Mhm,) das auch ausnutzen und dann (Bea: Mhm,) bist du quasi am Ende der Depp vom Dienst, weil-

Die Beschreibungen der zu verrichtenden Arbeit bleiben in dieser Gruppe sehr implizit, was darauf hinweist, dass die Tätigkeiten keiner weiteren Erläuterung bedürfen, weil allen klar ist, worüber sie reden. Dies ist zwar schwer zu interpretieren, doch ist auffällig, dass die Tätigkeitsgestaltung und die implizit bleibende höhere Belastung, bei der „du dann auch mehr gibst, und viel investierst“ (Isabell, Pflegeschule, 73), in dieser Gruppe nicht gegen eine entsprechende Bezahlung gegengerechnet wird.

In dieser Gruppe taucht eine Deutung wieder auf, die schon in der Gruppe Ausbildung genannt wurde, nämlich, dass diejenigen Menschen „richtig fürsorglich“ seien, die diese Berufe ausüben. Die Teilnehmenden der Gruppe Pflegeschule erlernen den Beruf nicht primär des Geldes, sondern der Tätigkeit wegen. Während die überwiegende Meinung in den anderen Gruppen ist, dass hohe Arbeitsbelastung mit hoher Entlohnung einhergehen müsse, gewöhnt sich Gruppe Pflegeschule Egoismus²⁴ als Kompensation an. Dies bedeutet nicht, dass die Sorge für andere reduziert wird, denn dies wäre erst das Resultat, wenn man sich keinen Egoismus angewöhnen würde. Vielmehr wird konstatiert, dass man für diese Berufe „schon eine gewisse Fürsorge²⁵ mitbringen“ (Pflegeschule, 75) müsse, um die Fürsorge trotz der Belastung noch gewährleisten zu können. Der Egoismus, so wird später in der Diskussion ausgeführt, bezieht sich vor allem auf materielle Güter außerhalb des Beruflichen, wie eine neue Couch oder eine Handtasche für 300 Euro (vgl. Pflegeschule, 295 f.). Unter Egoismus wird in dieser Gruppe in diesem Zusammenhang verstanden, dass man sich außerhalb der Erwerbsarbeit/ Ausbildung dann auch mal etwas Teures leistet, mal eine große Anschaffung nur für sich selbst tätigt und dabei nicht auf andere achtet.

²⁴ Zitat siehe Kapitel 4.3.3

²⁵ Hierunter ist in dieser Passage ein Bewusstsein oder ein Wille zur Fürsorge für andere zu verstehen.

Ein weiterer wichtiger Aspekt in den Erzählungen zu Fürsorge ist die emotionale Bindung zu den Umsorgten, auf die ich auch im folgenden Kapitel 5.3 noch genauer eingehen werde. Die im vorliegenden Kapitel schon mehrfach genannte Gruppe Soziale Arbeit versucht argumentativ „professionelle“ und „private“ Fürsorge zu trennen. Ein Kriterium dabei ist, dass die Studierenden den Umgang mit Methoden und Werkzeugen lernen, die sie zwar im Beruf anwenden, in Fürsorge um Nahestehende aber nicht. So ist es konsequent, dass sie Emotionen eher im privaten Bereich verorten und diese aus dem professionellen Alltag rauszuhalten versuchen (Soziale Arbeit, 665). Die Gruppe diskutiert auch, was Arlie Russel Hochschild als *surface acting* und *deep acting* beschreibt (vgl. Hochschild 2012).

Soziale Arbeit, 1686 – 1688

Eva: Immer nach dem was sich für mich richtig anfühlt. (1) Wenn ich das Bedürfnis hab, der Dame jetzt den Koffer diese Treppen hier in Mittelstadt C hochzutragen, dann mach ich das. (2) Wenn ich aber an dem Tag keine Lust hab, dann mach ich das nicht. (3) Also im privaten Kontext. (3) Wenn: (.) meine Oma: mir am Telefon (.) vorsäuselt wie schlimm ihre Nachbarin ist, weil sie schon wieder nicht ihren Flur geputzt hat, und ich an dem Tag Lust hab, mir das anzuhören, dann hör mir das an, (.) und bin dann empathisch und so, aber (.) wenn ich keine Lust habe, dann sag ich Oma, ich kann die Story nicht schon wieder hören. (2) (Frank: @(.)@) Also dieses authentische; ich glaub jetzt, im Moment bin ich authentisch, (2) und dann irgendwann später, in dem beru-, privat werde ich weiter authentisch bleiben, aber im beruflichen Kontext, glaub ich, (.) ja: das ist immer gefordert, authentisch und so, aber wenn du einen schlechten Tag hast, und dir denkst, ja (.) nicht nur du hast (Sabine: @(.)@) Probleme ne, sondern ich auch,

Sabine: @Da solltest du mal nicht kongruent sein, @

Eva: Genau.

In professionellen Kontexten, so die Gruppe, müssten eigene Emotionen auch mal überspielt werden, während in privaten Kontexten die Emotionen mit den Darstellungen übereinstimmen dürften. ‚Innere‘ Emotion und ‚äußere‘ Darstellung wären dann übereinstimmend (kongruent). Wenngleich Authentizität, also Kongruenz, im Beruf „immer gefordert“ sei, so findet die Gruppe, dass schlechte Tagesform den Klient*innen gegenüber nicht sichtbar sein sollte.

Zu beachten ist hier, dass die Gruppe keine Hinweise darauf gibt, in einem Fürsorgeberuf auch schon aktiv gewesen zu sein. Die Teilnehmenden studieren und engagieren sich ehrenamtlich in einem Verein, der vor allem organisatorisch an der Hochschule tätig wird. Die berufliche *hands on*-Fürsorge haben sie bisher nicht oder kaum vorgenommen.

Wir finden etwas anders geartete Erzählungen von Teilnehmenden anderer Gruppen.

Freikirchliche Jugend, 366

David: Ja, (.) dass (.) und dass ist denke ich das wo dann wo du halt merkst, oder wo die Leute auch eben merken, ähm: wären wenn wir wieder beim beim Altenheim bleiben wollen, oder bei Leuten in (.) Betreuung bleiben wollen, die merken das, äh (2) ob du jetzt halt da bist oder und das Essen bringst und ob du ob weil (weil es) halt dein Job ist (Jakob: Mhm) oder ob du dir jetzt diese Frage stellst weil du es halt dein Job ist und weil du halt hast okay, redet zwei Minuten mit den Leuten damit sie sich (.) gut fühlen, ich weiß ja nicht wie das abläuft aber (.) ja, oder einfach aus Mitleid kurz mit mal, oder ob jemand wirklich (.) dass es nicht nur drum geht wie gehts dir? gut. okay weiter nächster, sondern wenn jemand sagt; ja; gehts dir wirklich gut? (.) erzähl mal, un- und ja (Jakob: Mh) ihr wisst was ich meine (Alle: Ja) dass er sagt

In der Gruppe Freikirchliche Jugend sind einige Diskutierende selbst in einem Fürsorgerberuf tätig (Jugendpastor, Ausbildung Gesundheits- und Krankenpflege) und sie betonen, dass Fürsorgeberufe der Zuneigung und des Mitgefühls bedürfen. Die Fürsorge sollte nicht nur getätigt werden, weil es ein Job ist, sondern, weil sie getan werden *will*. David betont dies in einer späteren Aussage, indem er meint, dass er Jugendpastor sei, weil ihm die Arbeit, also die Jugendlichen „am Herzen“ liege (Freikirchliche Jugend, 370). Authentizität wird von der Gruppe ebenfalls gefordert, aber nicht, weil es möglicherweise ein Lehrplan oder anderes Berufspersonal so vorschreibt. Authentizität ist notwendig, weil die Umsorgten sehr schnell mitbekämen, wenn man ihnen etwas vorspielen würde (Freikirchliche Jugend, 365). Umso wichtiger also ist es in dieser Deutung, dass man wirklich helfen will und den Job nicht nur macht, weil man dafür Lohn erhält oder weil man es tun muss. Während die Gruppe Soziale Arbeit (Studierende) die Notwendigkeit sieht, dass schlechte Stimmung auch mal überspielt werden muss (*surface acting* im Sinne Hochschilds), wäre das für die Gruppe Freikirchliche Jugend (teilweise Fürsorgearbeitende) gerade keine Fürsorge, weil man die Sorgehandlung insgeheim ja nicht vollziehen will. Hier wird deutlich, warum es in der Gruppe Ausbildung als „richtig fürsorglich“ (s.o.) gilt, wenn man einem Fürsorgerberuf nachgeht: Dies fußt auf der Annahme, dass die Menschen, die diese Berufe ausüben, dies machen, weil ihnen die Menschen „am Herzen“ liegen und nicht, weil sie die Arbeit jetzt gerade einfach mal verrichten müssen.

Diejenigen, die dies in der Gruppe Freikirchliche Jugend auch so sehen, sind zum einen der Jugendpastor und zum anderen ein Auszubildender im Beruf der Gesundheits- und Krankenpflege (Jakob). Bedenken wir, dass Fürsorge auch mit verschiedenen Formen von Belastungen einhergehen kann, wie die Studienteilnehmenden überwiegend feststellen, erscheinen die Aussagen doch recht optimistisch. Dies ist kein Muster, was sich nur auf Auszubildende wie Jakob bezieht. In der Gruppe Pflegeschule, die ebenfalls aus Auszubildenden dieser Berufe besteht, ist der Tenor ein

grundsätzlich anderer, kritischerer den Arbeitsbelastungen gegenüber (s.o.). Die Gruppe Freikirchliche Jugend ist insgesamt geprägt davon, Fürsorge als „Opfer“ zu sehen, als eine Tätigkeit anderen „zu dienen“ vor dem Hintergrund ihres strengen Glaubens an Gott und Jesus²⁶. Anderen zu dienen ist damit auch keine Belastung, wie der Wortlaut eben auch nahelegen könnte, sondern es ist so etwas wie eine freiwillige Verpflichtung, die in einer Haltung resultiert, für andere da sein zu *wollen*. Für diese Gruppe macht es dann auch wenig Sinn, zwischen der Fürsorge für Nahestehende und Fremde zu unterscheiden.

Das folgende Kapitel widmet sich nun dieser Differenzierung auf der Beziehungsebene und beschreibt Fürsorge für Familienangehörige, Freund*innen und Fremde abseits der beruflichen Fürsorge. Dort wird mit der familiären Fürsorge auch beschrieben, was in den Thematisierungen zu staatlicher und beruflicher Fürsorge nicht vorgebracht wurde²⁷: Die Frage nach der Vergeschlechtlichung der Fürsorge.

5.3 „Auch wenn das ein total fremder ist“ – Fürsorge für Nahestehende und Unbekannte

Die Diskutierenden fächern Fürsorge auf in familiäre, freundschaftliche, ehrenamtliche Fürsorge und Spenden (Geld- und beispielsweise auch Kleiderspenden). Familiäre und freundschaftliche Fürsorge werden dabei regelmäßig in einem Atemzug genannt, was die Nähe der an der Beziehung Beteiligten hervorhebt. Auf der anderen Seite verbinden ehrenamtliche Fürsorge und Spenden eine gewisse Distanz zwischen den beteiligten Seiten. Aus diesem Grund folgt nun eine separate Betrachtung von Fürsorge für Nahestehende und Fürsorge für weniger oder unbekannte Menschen.

²⁶ Im folgenden Kapitel 6 wird deutlich, dass dies in dieser Gruppe nicht die einzige Weise ist, Fürsorge zu deuten.

²⁷ Einzige Ausnahme für berufliche Fürsorge ist die Nachfrage einer jungen Frau in Gruppe Studium, auf die ich in Kapitel 4.4 Bereits eingegangen bin.

5.3.1 Fürsorge in Familie und Gemeinschaft – Familie als Ort von Vergeschlechtlichungen

Nach staatlicher Fürsorge und den Care-Berufen als speziellen Kontexten von Fürsorge, widmet sich dieses Kapitel einem weiteren Bereich von Sorgebeziehungen, der von den Diskutierenden stark hervorgehoben wird.

Studium, 288

Franka: Ich glaube einem Menschen geht es dabei besser, wenn er irgendwie so im näheren Umfeld, halt irgendwie (.) von der Familie oder von Freunden irgendwie so Fürsorge bekommt, als dass er dann irgendwie das Geld (.) vom @Staat@ irgendwie auf das Konto kriegt. [...]

Katholische Jugend, 750

Peter: Die Menschen die einem am nächsten stehen, gut jeder hat seine persönliche Rangliste, (Michael: Ja. freilich.) Familie. Freundin. ganz nahe Freunde, Job.

Familie und befreundete Personen werden in allen Gruppen immer wieder als besondere Kreise von Fürsorge benannt. Auffällig ist hierbei, dass sehr häufig beide Begriffe gemeinsam verwendet werden, wobei die Familie (gemeint ist in der Regel die Herkunftsfamilie) meistens zuerst genannt wird. Dass Ranglisten explizit angesprochen werden, wie im zweiten Zitat, ist zwar hier die Ausnahme, dennoch wird immer wieder sichtbar, dass diejenigen Personen, die den Teilnehmenden wohl am nächsten stehen, einen zentralen Stellenwert beim Empfang und der Gabe von Fürsorge darstellen (dazu auch Barnes 2015). Dabei werden Unterschiede zwischen der Fürsorge in Familie und Befreundeten sichtbar.

Familiäre Fürsorge ist für die Befragten einerseits etwas schwer Beschreibbares und doch scheinbar allseits Bekanntes und sie wird andererseits auch an zwei Themenblöcken verhandelt: Vereinbarkeit von Familie und Beruf und „dem Generationenvertrag“.

Die Beschreibungen familiärer Fürsorge werden selten auf einen konkreten Punkt gebracht, sie werden auch kaum mit bestimmten Handlungen umschrieben. Gemein ist ihnen aber, dass es um Zusammenhalt und Verlässlichkeit geht.

Freikirchliche Jugend, 445

Jakob: Familie °Alle gehören da zusammen°

Studium, 286

Franka: Und ich finde Familie hat da eigentlich auch so einen (.) Fürsorgeaspekt; also weil man sich ja auch auf irgendwie die Mutter, oder den Bruder oder so. verlassen kann, das ist ja irgendwie auch noch so in einem anderen Rahmen Fürsorge. weil man halt für andere da ist aber halt auf so einer persönlichen Ebene.

Jugendtreff 2, 411

Robert: Für mich heißt Fürsorge, meine Eltern, meine ganze Familie steht hinter mir und hilft mir wenn ich Hilfe brauch. Egal bei was. (Tarek: Das ist gut.) Wenn sie mir sagen okay, wir machen, wir gehen (Thorsten: So sollt es sein) vom tiefsten Punkt, wir schauen wenns dir scheiß dreckig (Tarek: Genau.) kommt, komm zu uns und helf uns.

Sich darauf zu verlassen, dass einem geholfen wird, benötigt im Familienkontext keine nähere Beschreibung, weil es sich um allumfassende und emotionale Dinge handelt, die situativ entstehen können. Es sind nicht nur materielle Dinge, sondern auch immaterielle Hilfen, die von der Familie bereitgestellt werden können, so die Diskutierenden. Zusammenhalt und die Gewissheit, von allen Mitgliedern unterstützt zu werden, das mache Familie aus. Besonders deutlich wird es in der Gruppe Jugendtreff 2 artikuliert, wo gesagt wird, dass die Familie selbst „am tiefsten Punkt“ noch hinter einem stehe bzw. stehen sollte.

Steffen (Feuerwehr 2, 1459): Die beste Fürsorge hast eigentlich in der Familie. (.) (Bettina: Mhm.) (Phillip: Ja. Familie ist das wichtigste.) Wenn, wenn du jetzt schonmal sagst, deine Eltern (halt) sind irgendwann mal pflegebedürftig oder so, weil so, weil es natürlich nicht passieren soll jetzt, aber wenn es einmal soweit ist, weißt schon, dass du auch die (.)

Aus der Verlässlichkeit der familiären Unterstützung leitet sich auch ab, die Familie, insbesondere die Eltern, in einer späteren Lebensphase bei Bedarf ebenfalls zu unterstützen. Darauf können sich dann die Eltern verlassen.

Jugendtreff 2, 68

Adnan: Zum Beispiel halt bei den Eltern, wenn halt deine Eltern jetzt älter werden, und du halt dafür halt jetzt wie die auf dich aufgepasst haben, jetzt du auf sie aufpasst. Das ist auch für mich Fürsorge.

Feuerwehr 3, 138

Leon: Ja aber wenn jetzt das die Mutter ist von der da dann angenommen, dann ist halt weil die Mutter hat sich ja auch jahrelang dann um die Tochter gekümmert, und Fürsorge geleistet, und die Tochter gibt halt dann das jetzt zurück eigentlich; zu der Mutter wenn sie das ist und dann;

Freikirchliche Jugend, 268

Jakob: Was ich interessant finde, ist dass sich so das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern dann oft umdreht dann im Alter; am Anfang sorgen die Eltern für die Kinder und dann müssen irgendwann die Kinder Fürsorge für die Eltern übernehmen.

Die Verlässlichkeit auf Unterstützung hat im Generationenverhältnis den Effekt, dass die jüngere Generation wie selbstverständlich die Sorge für die ältere familiäre Generation übernimmt. Dies wird teilweise als Pflicht oder Zwang formuliert, wenn davon die Rede ist, dass die Kinder die Fürsorge für die Eltern übernehmen *müssen*. Dies wurde in Kapitel 4.3.3 bereits thematisiert, wo ich schrieb, dass Fürsorge für die Befragten aus einer Gleichzeitigkeit aus Freiwilligkeit und Pflicht bestehen kann, aber

eine Tätigkeit aus reiner Pflichterfüllung von vielen Teilnehmenden nicht als Fürsorge gesehen wird. In Wohnheimgruppe 1 gibt es eine intensive Diskussion über die Fürsorgepflichten in Eltern-Kind-Beziehungen. Einige Diskutierende dieser Gruppe sehen es als Selbstverständlichkeit an, ihren Eltern im Alter Fürsorge zu geben, da sie selbst im Kindesalter ihren Eltern sehr viel Arbeit gemacht haben. Die Fürsorgepflicht ist für sie dann eine freiwillige Selbstverpflichtung, denn sie möchten ihren Eltern auch gerne etwas zurückgeben. Auf der anderen Seite heben Teilnehmende jedoch hervor, dass die Eltern eine Fürsorgepflicht ihren Kindern gegenüber haben, da die Eltern sich selbst bewusst für Kinder entschieden hätten. Aus der Pflicht der Eltern, so argumentieren sie, sollte aber keine Pflicht für die Kinder entstehen, sich später um die Eltern kümmern zu *müssen*. Hier wird die Wichtigkeit von Freiwilligkeit sichtbar, denn ein Teil der Diskutierenden dieser Gruppe möchte nicht gezwungen werden, sich um die Eltern zu kümmern²⁸.

Wohnheimgruppe 1, 153 – 159

Gina: [Wo es dann eh egal ist, und da kümmert sich jeder um jeden, das ist dann so ne gegenteilige Fürsorge, und zum späteren Zeitpunkt machst du dir dann halt schon Gedanken darüber, pfleg ich sie oder pfleg ich sie nicht.

Tina: Aber das ist nicht-

Susanne: [Nee aber das ist tatsächlich, so. das ist halt einfach, die Eltern- für die Eltern ist es halt einfach ne Pflicht (Gina: Mhm.) wenn du das Kind auf die Welt bringst, dann kannst du es meine Güte kannst du es in die Babyklappe legen, keine Ahnung was, oder du kümmerst dich drum. wenn du dich dafür entscheidest dann musst du es auch durchziehen.

Gina: Wenn ich alt bin dann ist es nicht mehr so.

Tina: Nein. aber es ist ja sowieso dass (.) ist nicht nur dass ich mich drum kümmern muß weils meine Eltern sind. das ist ja auch total psychische Anstrengung wenn du dich um einen pflegebedürftigen Alten oder alte Frau, kümmern mußt. ich hab das bei meiner Mama gesehen. die hat uns drei Kinder pflegen müssen, wir waren noch alle, ich war im Grundschulalter, meine Schwester ist grad Realschule gegangen, dann hat sie noch eine pflegebedürftige ähm Mutter gehabt, und hat ihren Job noch unterbringen müssen. und das ist eine-

Gina: [Ja man muss halt kucken ob mans emotional und psychisch schafft.

Kerstin: Aber wenn du Geld zahlst damit sie ins Altersheim können, ist doch auch irgendwie ne gewisse Fürsorge.

²⁸ In der Argumentation scheint dann weiter auf, dass diejenigen, die nicht selbstverpflichtet sofort bereit sind, für die eigenen Eltern zu sorgen, diejenigen zu sein scheinen, die mit der Sorge der Eltern um sich nicht komplett zufrieden sind. Darauf gehe ich in Kapitel 6 genauer ein.

Der Abgrenzung von Fürsorge und Verpflichtung wird damit begründet, dass die Fürsorgepflicht zu einer Überlastung führen kann, wenn sich um zu viele Menschen gekümmert werden muss. Fürsorge kann nicht geleistet werden, so die Argumentation, wenn die Sorge um sich selbst dabei zu kurz kommt (siehe ebenfalls Kapitel 4.3.3). Es kommt zu einem Abwägen, wieviel Fürsorge benötigt wird und was gegeben werden kann. Es ist an dieser Stelle festzuhalten, dass Fürsorge für die Teilnehmenden immer negativer konnotiert ist, je mehr sie zu einer Pflicht wird. Dies ist einerseits eine Hervorhebung der eigenen Autonomie als Gebende, andererseits wird daran aber auch erkennbar, dass Fürsorge nicht nur Spaß ist, sondern auch anstrengend sein kann. In der Familie ist dies, bezogen auf die Äußerungen im Material, gerahmt von der Verlässlichkeit untereinander. Hier kann man sich nicht immer aussuchen, ob man Fürsorge geben will oder nicht, man kümmert sich einfach umeinander.

Die Frage nach der Belastung durch die Fürsorge führt zu dem zweiten viel diskutierten Themenbereich, nämlich wenn es in den Gruppen um familiäre Fürsorge geht: der Vereinbarkeit von Fürsorge und Erwerbsarbeit.

Wohnheimgruppe 2, 151

Bastian: Ja man hat ja oft auch; also was du vorher auch angesprochen hattest, ähm viele- man hat ja oftmals auch nicht die Möglichkeit wenn man jetzt auch sagt okay. Altenheim. kommt nicht in Frage und so, und ich werd meine Eltern pflegen, äh (.) die meisten haben ja gar nicht die Möglichkeit, wenn du jetzt selbst dann Familie hast, einen einen Job f- äh und sonst noch so; ich mein wann willst du das dann da machen, wenn du einen normalen Job hast der acht Stunden geht und so, dann kannst du in der früh mal vorbeischauen und am Abend und so, und ansonsten brauchst du trotzdem jemanden wenn es wirklich ein schwerer Fall ist, brauchst du trotzdem jemanden der auf ihn aufpasst so. und dann wenn du das finanziell dann Ah nicht stemmen kannst, weil ich mein (.) musst du dann jemanden beschäftigen der da (.) die ganze Zeit aufpasst auch und so, kostet ja auch viel Geld, und da finde ich muss eben dann auch der Staat eben äh sorgen. und das dann dementsprechend auch einfach finanzieren durch die (.) Bevölkerung. die da jetzt eben keine Pflegefälle zum Beispiel (.) haben einfach durch die die normal arbeiten. also ich mein es wäre schon möglich theoretisch.

Bastian spricht hier von der Pflege älterer Angehöriger. Er ist der Meinung, dass die Pflege der Angehörigen ohne Unterstützung kaum möglich wäre, wenn man einem „normalen Job“ nachgehe. Hier wird einerseits eine Zentrierung auf Erwerbsarbeit (Vollzeitarbeit von 40 Stunden pro Woche) sichtbar und andererseits auch der Wille, eine eigene Familie zu gründen und dennoch für die Eltern oder älteren Familienangehörigen da zu sein. Um alles bewältigen zu können, sind für Bastian vor allem zeitliche und finanzielle Ressourcen notwendig. Wenn allerdings die zu Pflegenden eine hohe Aufmerksamkeit benötigten, könnte die Zeit zur Erwerbsarbeit fehlen und wenn Zeit für Erwerbsarbeit aufgewendet werden müsste, könnte wiederum Zeit zur Pflege

fehlen. Das Dilemma entstehe dann, so Bastian, wenn die Pflege durch externe Unterstützung finanziert werden müsste, weshalb wieder mehr Zeit für Erwerbsarbeit aufgebracht werden müsste. Ähnlich sieht es auch Tim, der neben dieser Problematik auch die Eltern-Kind-Bindung anspricht.

Ausbildung, 243

Tim: Ja sagen wir mal, ja die moderne Familie, beide Eltern berufstätig, auf Karriere aus, (.) hört sich vielleicht jetzt bisschen verstaubt an, aber ich glaub, das e- (.) es funktioniert nicht ganz. (.) Äh f: die Frau, die kann berufstätig sein, wenn da (.) äh oder bzw. ein Elternteil muss daheim bleiben, es kann ja sei- kann auch sein, dass der Mann daheim bleibt, finde ich auch völlig in Ordnung, wenn die Frau dann Vollzeit arbeitet aber (.) beide Vollzeit arbeiten (Steffi?: Mhm.) find das funktioniert nicht vor allem nicht wenn die Kinder klein sind. (.) Äh (.) ja (.) Kindertagesstätte ja ich weiß nicht, ihr hab- ihr habt es ja schon alle gesagt, Verbindung oder Bindung zu den Eltern geht eigentlich komplett verloren, weil sie es bloß am Abend Nachmittag sehen, (.) u:nd ja, beide auf Karriere, das das geht einfach nicht. Man sieht es ja auch (.) an glaub ich so riesengroße Fir- Firmen in Ame- in Amerika, Google Apple, was man da hört, wenn sie ihre top Managerinnen anbieten ihre (.) Eizellen einfrieren zu lassen, dass sie dann nach der äh wirklich nach der Karriere dann (.) äh die Kinder bekommen.

Eine besondere Aufmerksamkeit erhält von den Diskutierenden die Eltern-Kind-Beziehung. Es wird sehr häufig die Bindung zwischen Kindern und ihren Eltern hervorgehoben, die abgeschwächt würde, wenn die Eltern wenig(er) Zeit für die Erziehung bzw. auch für das bloße Beisammensein mit den Kindern hätten. Tim meint, dass zwei in Vollzeit tätige Eltern nicht genügend Zeit für die eigenen Kinder hätten, ohne dabei auf weitere potenziell Pflegebedürftige einzugehen. Er hält es selbst für „verstaubt“, dass seiner Meinung nach die Mütter zu Hause bleiben sollten, zumindest solange die Kinder noch „klein“ seien. Er schiebt in seine Aussage noch ein, dass es für ihn „völlig in Ordnung“ sei, wenn in der „modernen Familie“ der Vater zu Hause bliebe und die Mutter Vollzeit erwerbstätig sei. Hier wird die *rhetorische Modernisierung* (Wetterer 2003) erneut sehr deutlich. Dies ist in Gruppe Feuerwehr 3 etwas anders gelagert.

Feuerwehr 3, 319

Karsten: Ja das ist ja, kann ja jetzt auch sein dass der (.) Vater jetzt mal (.) gibt ja Berufe wo man mal (.) paar Tage nicht da ist. vielleicht sogar eine ganze Woche, und nur äh Mutter kümmert sich drum. und (.) so finde ich das schon wichtig dass man dann auch mal (.) mit der ganzen Familie was unternimmt. äh und das zeigt halt dann auch dass man (.) da sich auch mal darum sorgt oder darauf schaut, was in der Familie ist oder was man (.) macht könnte ist ja nicht selbstverständlich dass man jedes Wochenende oder (.) jedes zweite Wochenende mal (.) (Leon: Mhm) wegfährt miteinander.

Auch in der Gruppe Feuerwehr 3 wird eine Vergeschlechtlichung der Familiensorgearbeit erkennbar, dennoch wird deutlich gemacht, dass es nicht selbstverständlich sei, dass der Vater auch mal Zeit für die eigenen Kinder habe. Die Gruppe betrachtet hier Bild 06, auf dem zwei Erwachsene und zwei Kinder abgebildet sind. Die Personen

werden als eine Familie interpretiert, die nun gemeinsam Zeit verbringt, wobei der Vater dazu kaum Zeit habe, was also hier zu der Hervorhebung des väterlichen Kümmerns führt. Diese Hervorhebung des väterlichen Sorgens zeigt möglicherweise auch den Wunsch nach gesellschaftlicher Veränderung auf, denn die diskutierenden jungen Erwachsenen (in diesem Fall aus einer ländlichen Gegend Bayerns) beobachten einerseits, dass Väter zu wenig Zeit für ihre Kinder hätten, fordern diese Zeit dennoch ein. Gleichzeitig werden aber den Müttern und Vätern auch bestimmte Rollen zugeschrieben, denn es scheint in dieser Erzählung ganz selbstverständlich, dass die Mutter sich um die Kinder kümmert, während der Vater einer Erwerbsarbeit nachgeht. Im Unterschied zur großstädtischen Gruppe Ausbildung wird in der Gruppe Feuerwehr 3 keine „moderne Familie“ erwähnt oder eine Markierung der eigenen Meinung als „verstaubt“ vorgenommen. Es wird somit keine Abgrenzung zu dem dargelegten Familienbild vorgenommen.

Die Gruppe Feuerwehr 3 ist im Sample diejenige Gruppe, von der keinerlei Kontakte in städtische Gegenden bekannt sind. Während in anderen Diskussionsgruppen der ländlichen Gegenden angegeben wurde, dass einige Teilnehmende entweder mal in einer Stadt lebten oder zum Zeitpunkt der Diskussion leben, ist dies in Gruppe Feuerwehr 3 nicht der Fall. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass hier ein narrativer Unterschied erkennbar wird, der aus einer spezifisch ländlichen Lebensweise und/oder einem spezifisch ländlichen Diskurs resultiert. Da die Gruppe Feuerwehr 3 jedoch die einzige Gruppe ist, bei der sowohl in der Diskussion als auch auf den Sozialdatenblättern keine Hinweise auf ein Leben in einer Stadt auftauchen (siehe auch Kapitel 4.1), ist dies lediglich ein Indiz. In städtisch(er)en Gruppen hingegen wird auf gesellschaftliche Veränderungen zu Geschlechterbildern in der familiären Fürsorge häufiger Bezug genommen.

Jugendtreff 1, 1049

Leo: Ich denk jetzt auch mal das früher einfach auch die (.) Rollenverteilung anders angesehen wurde als jetzt heutzutage, und deswegen sich die ganze Fürsorge und alles auch nochmal verändert hat, weil früher wars eher so (.) ah gut die Frauen sind jetzt für Familie und Haushalt da, und der Mann geht arbeiten jetzt ist es ja auch (.) häufiger mal so, (.) hat ich auch selber in meiner Schule, dass dann: da war ein Lehrerpaaar, die ein Kind gekriegt haben, die haben sich da auch abgewechselt mit Elternzeit, dass mal der Vater, mal die Mutter Elternzeit macht, dass der sich dann eben auch um Haushalt und das Kind gekümmert hat, und dass: halt jetzt (.) heutzutage auch (2) [ä:hm

Wohnheimgruppe 2, 284

Florian: Ja. früher war auch der Fokus bei (.) wenn es um äh Pflege der Angehörigen ging, dass dann einfach (.) dass selbstverständlich dass die Frau, zuhause geblieben ist und dann die

Angehörigen gepflegt hat. weil heute (.) ähm versucht man ja eben auch (.) allen Geschlechtern ähm die gleichen Chancen zu ermöglichen, und auch eine (.) äh Wahl zu lassen und was (.) wird leider heute nicht so (.) ganz umgesetzt. aber ähm ja das das hat sich auf jeden Fall verändert, weil man geht nicht mehr davon aus dass (.) ja, die die Frau die macht das schon. die (.) pflegt die schon, ähm sondern heute macht man sich Gedanken darüber, ist das mit der (.) Karriere vereinbar, ist das mit den Kindern vereinbar, ist das (.) ähm hab ich irgendwelche Alternativen, gibt es Pflegeeinrichtungen, gibt es Leute (? : @(.)@) die mir dabei helfen können, früher war das naja selbstverständlich in (.) Mehrgenerationen Bauernhof dann @irgendwie das dann@ ((im Hintergrund sehr leises Lachen verschiedener Personen)) sich die jüngeren um die älteren kümmern aber (.) dazu kommt es halt vielleicht nicht weil (.) naja, die Karriere das Studium oder (.) die eigene Familie zieht einen irgendwo anders hin,

Die Wahrnehmung von Veränderungen von „früher“ zu „heutzutage“ wird immer als Vergleich verbalisiert, der zeigt, dass Frauen früher klar für Haushalt und Familie zuständig gewesen seien, während dies heutzutage aufgeweicht sei und auch Männer sich an dieser Arbeit beteiligten. Wie genau die Arbeitsteilung aussieht, wird jedoch nicht angesprochen. Vielmehr ist festzuhalten, dass in diesen Vereinbarkeitsdiskussionen häufiger der Begriff „Karriere“ gebraucht wird und dieser nicht selten in einem Atemzug mit „Frauen“. Es sind vor allem Frauen und Mütter, die jetzt „Karriere“ machen, weshalb in Familien zu wenig Zeit für die Sorge um die Kinder bleibt. „Karriere“ wird hier allerdings nicht negativ behaftet, sondern als neutraler bis sogar positiv besetzter Begriff genutzt. Auch die beobachteten Veränderungen bei der „Rollenverteilung“ werden nicht negativ kommentiert, sondern teilweise kritisiert, dass eine Gleichberechtigung „leider“ noch nicht durchgesetzt ist.

Die jungen Erwachsenen dieser Studie stehen einer Chancengleichheit von Frauen und Männern also grundsätzlich positiv gegenüber, sehen aber Schwierigkeiten bei der Umsetzung. Denn es fehlen einfach die zeitlichen sowie finanziellen Ressourcen für ein *dual career couple* (vgl. u.a. Wimbauer 2014), das Erwerbsleben mit dem Fürsorgeleben zufriedenstellend zu vereinbaren. Daher, so ist den Erzählungen zu entnehmen, muss eines der beiden Elternteile auf eine Vollzeiterwerbstätigkeit verzichten. Dieser Verzicht, wird in erster Linie von den Müttern erwartet. Aber wie stellt sich diese Diskrepanz zwischen der Forderung nach Gleichberechtigung und dem Gedanken, dass gerade die Mütter auf eine Vollzeiterwerbsarbeit verzichten müssten, dar?

Ausbildung, 133

Tim: Mhm. Ja. Ich merks an meiner Tante die, hätte die war früher bei meinem Onkel hat gearbeitet, ähm die war früher mal Hausfrau, (.) die hat sich dann erst um meinen Opa (.) gekümmert, den gepflegt ein bisschen, äh beziehungsweise die Mutter von (.) ihr von ihrem Mann, die war immer daheim, die war immer daheim, die sind von daheim im E- äh im Endeffekt nicht rausgekommen, bloß immer zum einkaufen, und dann wieder heim und gepflegt. (.) Und jetzt ist ihr Mann gestorben und jetzt hat sie halt meine Oma, die ist jetzt auch weg und im Endeffekt

ist sie jetzt fast allein. Ihr Sohn, der wohnt halt im Haus nebenan, mit seiner Freundin, aber im Endeffekt ist sie fast allein. (1) Ja.

Auch in anderen Erzählungen (z.B. Feuerwehr 2, 1072 in Kapitel 4.3.2) wird deutlich, dass die Diskutierenden in ihren eigenen Familien beobachteten, dass es in der Vergangenheit vor allem Frauen waren, die sich um Haushalt und Familie kümmerten. Es werden dann also diese alt bewährten Muster der Arbeitsteilungen aktualisiert, wenn es nicht anders geht. Die, aus Sicht der Studienteilnehmenden, wünschenswerte und positiv erachtete Gleichstellung von Männern und Frauen, kann auf Grund mangelnder Ressourcen (noch) nicht durchgesetzt werden, weshalb es erst einmal die Frauen sind, die weiterhin in größerem Maße die Familienarbeit erledigen. Dies ist eine mögliche Erklärung für die Diskrepanz zwischen der Anerkennung „moderner“ Geschlechterbilder bei gleichzeitigem Handeln nach traditionellen Mustern (siehe individualistisches Milieu bei Koppetsch und Burkart 1999 und Koppetsch und Speck 2014). Die Wunschvorstellungen brechen sich dann an der Realität und es muss auf ‚Altbewährtes‘ zurückgegriffen werden (vgl. Kaufmann 2005).

Die Vergeschlechtlichung von Fürsorge tritt in den Beiträgen so dominant nur bei Themen familiärer Fürsorge in Erscheinung (siehe auch Kapitel 4.4). Bei freundschaftlicher Fürsorge, bei der emotionale Bindung ebenfalls stark betont wird, ist dies nicht der Fall, was daran liegen kann, dass es in diesem Kontext kaum um Vereinbarkeit von Fürsorge und Erwerbsarbeit sowie eine daraus resultierende Suche nach persönlichen Ressourcen geht. Auch gehen die jungen Erwachsenen beim Thema freundschaftlicher Fürsorge kaum auf einen Vergleich zwischen einem Soll-Zustand von geschlechtlicher Gleichberechtigung und Beobachtungen aus dem eigenen Leben ein.

Eine zentrale Gemeinsamkeit von freundschaftlicher und familiärer Fürsorge kann in der Idealisierung gesehen werden, dass die jungen Erwachsenen, einfach ‚sie selbst‘ sein können. Dies wird besonders deutlich in der Gruppe Ausbildung, die aus Auszubildenden besteht und die Fürsorge am Arbeitsplatz mit familiärer bzw. freundschaftlicher Fürsorge vergleichen.

Ausbildung, 399

Tim: Ähm (.) bei so einer (.) strategischen Abteilung, da ich find da ist Klima extrem kalt, mag ich gar nicht, (Christin?: Mhm.) ich mag eh- mag eher das Fam- das Freundschaftliche, Familiäre, das Umfeld, da wo es (.) ja (.) wo es einfach lockerer ist, (.) äh keine Ahnung wie jetzt hier im Abteilung C, Abteilung D ist einfach ein- einfach alles locker, (? : Mhm.) da fühl ich mich auch richtig wohl ich s- in s- ich in so einer strategischen Abteilung, (.) äh da würde ich zu Grunde gehen. (1) Weil du kannst einfach nicht du sein. Das ist halt (.) schwierig. Auch auch von den

Kollegen her; die Kollegen interessieren sich für dich, (.) weil so äh so jetzt im Abteilung C bei mir, interessieren sich einfach für dich ja was machst du so:, ja wie geht's dir manchmal, [...]

Fürsorge hat für die Befragten auch etwas mit Atmosphäre zu tun und damit, als Person anerkannt zu werden. Dieses Gefühl erhalten die Teilnehmenden dadurch, dass man sich für sie interessiert. Das sehen sie vor allem gegeben in Freundschaften und in Familien, weshalb beide Orte sehr häufig gemeinsam genannt werden. Am Beispiel von Gruppe Ausbildung wird darüber hinaus sichtbar, dass familiäre und freundschaftliche Fürsorge zu einem Begriff mit eigener Aussagekraft werden. So ist vollkommen ausreichend, von familiärem oder freundschaftlichem Gesprächsklima zu sprechen und die Teilnehmenden wissen, was gemeint ist.

Familiäre und freundschaftliche Fürsorge leben von der Tatsache, dass man in schweren Momenten Hilfe erhält. In der Gruppe Feuerwehr 2 ist genau dies Thema, wenn die Teilnehmenden sich darüber einig sind, dass man sich in Freundschaften gegenseitig tröste. Dort wird es auf eine simple Begründung gebracht.

Feuerwehr 2, 234

Steffen: Gut sowas macht Freundschaft aus.

Dieser kurze Satz zeigt die Klarheit darüber, was Freundschaft ausmache: Es wird nicht viel nachgedacht oder diskutiert, ob man der anderen Person hilft oder nicht, sondern es wird geholfen. Die gleiche Verlässlichkeit der gegenseitigen Hilfeleistung wurde zu Beginn dieses Unterkapitels auch für Familien beschrieben. Sowohl in Familien als auch in Freundschaften, so ist dem Material zu entnehmen, steht hinter den gegenseitigen Unterstützungen ein Mix aus Freiwilligkeit und Verpflichtung zur Hilfe. Womöglich ist es gerade der Anteil der (Selbst-)Verpflichtung, der, auch in diesen Kontexten unschwellig und oftmals nicht explizit artikuliert, dazu führt, dass die Unterstützungsleistungen miteinander verglichen werden. Dies wird in Kapitel 6 weiter beleuchtet.

Was Familienmitglieder und Freund*innen gemeinsam haben, ist die emotionale Bindung zu einander.

Wohnheimgruppe 2, 94

Bastian: [...] klar natürlich lässt man irgendwelche engeren äh Bekannten; oder seinen Freundeskreis näher an sich ran auch was Fürsorge ans- äh angeht als jetzt zum Beispiel irgendwelche anderen, [...]

Die Bindung hat maßgeblichen Anteil an der Ausgestaltung der Fürsorge in diesen Bereichen, wie in diesem Kapitel dargestellt wurde. Der folgende Abschnitt beschäftigt

sich mit der Fürsorge für Menschen, zu denen die (emotionale) Bindung weniger stark ausgeprägt zu sein scheint.

5.3.2 Ehrenamt und Spenden

Häufig wird von den Befragten unterschieden zwischen Menschen, Lebewesen, Dingen, die einer*m nahe sind und jenen, die einer*m nicht so nahe oder auch unbekannt sind. In sehr verschiedenen fiktiven Situationen wird dargestellt, dass es Unterschiede in der Fürsorge gibt, je nachdem wie die Bindung zwischen den, zumeist, Menschen, ausgeprägt ist. Die Ausgestaltung von familiärer und freundschaftlicher Fürsorge wurde im vorangegangenen Kapitel erläutert. Beide Formen sind oftmals von hoher (emotionaler) Bindung gekennzeichnet, die eine gewisse Verlässlichkeit und Vertrauen untereinander mit sich bringen. Diese Verlässlichkeit und dieses Vertrauen gibt es bei der Fürsorge um unbekannte oder weniger bekannte Menschen nicht oder nur in geringerem Maße. Und dennoch wird das alltägliche Kümmeren um wenig bekannte Andere auch unter Fürsorge gefasst, auch wenn es in einigen Gruppen erst zu Diskussionen darüber kommt, ob es beispielsweise unter Fürsorge fällt, einer anderen Person die Tür aufzuhalten. Letztlich aber, so ist dem Material zu entnehmen, sind auch diese Situationen, ist ehrenamtliches Engagement und sind auch Spenden Teil von Fürsorge.

Wohnheimgruppe 2, 124

Petra: Also ich find es selbstverständlich fremden Leuten zu helfen, wenn ich jetzt seh ne alte Oma schleppt schwere Sachen, natürlich helf ich der da, ich würd mich total asozial fühlen wenn ich der nicht helfen würde also, ich ich find das komisch wenn Leute da nicht helfen können also. genau so wenn ne alte Oma in der U-Bahn steht, ich würde ich natürlich einen Platz anbieten, also ich, ich find dass- also wir ha- als junge Leute, haben (.) die Gesundheit (.) die gesundheitlich (.) gut fit und so weiter sind, sollten (.) den Kranken und Alten, und jungen, Kindern helfen (.) wo sie nur können. also (.) ich find das auch wichtig dass man sich Ehren (.) amtlich arrangiert, also ich find das sehr wichtig. weil nur so kann ne Gesellschaft funktionieren. ja.

Soziale Arbeit, 91

Frank: Also ich würde mir spontan einfach darunter (.) vorstellen (1) würde das ein bisschen umtauschen Fürsorge, sondern sorgen für. Dass heißt, es gibt jemanden, oder es gibt Institutionen, Vereine, sonst irgendjemand (.) der sich darum (.) der sich für jemanden (.) sorgt sozusagen; der im Verein sitzt, um (.) ähm (.) die Situation, (.) einer Person oder einer Personengruppe zu verbessern.

Feuerwehr 3, 123

Leon: Ja. und die Feuerwehr an sich ist ja auch ein Verein und ich meine (.) dass man halt dann da wie jetzt in Ort Q einen Maibaum oder so aufstellt vor der Feier; weil des ist ja auch (.) ja

wenn da Gemeinschaft dann beieinander ist, und dann ist es ja auch (.) dass man sich einfach um die Leute kümmert, und schaut dass was zusammen geht und

Auch in diesen Beschreibungen finden wir vieles wieder, was in Kapitel 4 bereits erläutert wurde. In diesen Zitaten wird erneut deutlich, dass Fürsorge/Kümmern bedeutet, den Blick auf andere zu richten um ihnen eine Unterstützung zu sein. Die fürsorglichen Tätigkeiten können dabei aus mehr oder weniger großen Anstrengungen bestehen (hier: Platz anbieten, Maibaum aufstellen). Gerade im Bereich der ehrenamtlichen Tätigkeiten ist die Freiwilligkeit zentral.

Feuerwehr 2, 906 – 907

Steffen: Und sagst, wenn es damals der (.) Ludwig Holger, der Schuster Dennis nicht (.) weiter gemacht hätte, ja der der das jetzt sieben Jahre ist, der würde zu Franke Klaus gehen, wenn das nicht gemacht hätten, hätten gesagt, hey ich hab keinen Bock mehr, dann hätte gäbe es heut auch sogar keine Kirweih mehr. Weil w- wer macht sich die Arbeit, und reißt wieder Kirweih auf.

Fabian: Genau. Du brauchst Leute, die sich da (Steffen: Ja.) reinhängen. Die Freizeit opfern, für, die Allgemeinheit. Für,

Soziale Arbeit, 1737

Frank: Naja du musst ja mit der Entscheidung (.) mit den Konsequenzen leben. Sabine muss damit (Sabine: Ja.) leben dass sie äh immer Schriftführerin jetzt erstmal ist, beim anderen Verein als sie sich dafür entschieden war das klar; (Eva: Ja das ist halt dieses) auch wenn sie keine Lust oft am Abend hat sie- hat diese Verpflichtung, die Konsequenz da zu sein. Aber (Sabine: Jor.) sie hat sich am Anfang dafür entschieden.

Das Zitat aus der Gruppe Feuerwehr 2 belegt eindrücklich, dass freiwilliges Engagement als großes Opfer wahrgenommen werden kann. Die Engagierten empfinden den befürchteten Verlust der Kirweih²⁹ offenbar als größeres Opfer ihres Nicht-Engagements, als das Opfer der Freizeit, was dazu führt, dass dieses Dorffest am Ende wieder stattfinden kann und somit für die Allgemeinheit, für die Gemeinschaft etwas geschaffen wurde.

Die zitierte Passage aus der Gruppe Soziale Arbeit zeigt die Verwobenheit von Freiwilligkeit und Verpflichtung (siehe Kapitel 4.3.3). Aus der anfänglichen freiwilligen Zusage zur Mitarbeit wird anschließend eine Verpflichtung, welche zum Teil aus den Erwartungen anderer entsteht, teilweise auch Selbstverpflichtung ist.

Nun ist es aber ein Unterschied, ob jemand für jemand anderen den Sitzplatz freimacht oder ob man mit ein paar anderen Menschen zusammen ein Fest für ein ganzes Dorf

²⁹ Oder auch „Kirchweih“, „Kerwa“ o.ä. Dies ist ein Art Volks- oder Dorffest, an dem formal der Errichtung einer Kirche gedacht wird.

organisiert. Das erbrachte „Opfer“ ist in beiden Fällen sehr unterschiedlich. Dies wird auch in Wohnheimgruppe 2 deutlich.

Wohnheimgruppe 2, 128 – 133

Bastian: Ja klar, so ne Hilfe ist natürlich selbstverständlich aber wenn man jetzt dann (.) wirklich weiter geht, und sagt also hin zu ehrenamtli- amtlichen Engagement jetzt zum Beispiel. da sieht es dann natürlich schon schon schlecht aus, weil man hat natürlich (.) Ah wenig Zeit und so, und dann sagt ja, wieso soll ich dem jetzt dem Anonymen, quasi den kenn ich ja gar nicht, helfen und so, und weil wenn man es nicht sieht, also man- das- diese ganzen Beispiele wo jetzt grade genannt wurden so (.) Tüten tragen, der alten Oma über die Straßen helfen, und so ich mein (.) das sieht man ja konkret dann und so, aber wenn man es jetzt dann nicht mehr sieht und dann trotzdem äh hilft quasi, dort da gehört dann schon mehr dazu. meiner Meinung nach also (.) und das wird dann auch wenig halt da ist das ist dann nicht mehr so ganz so selbstverständlich.

Katja: Aber würdest du es nicht auch selbst erwarten quasi wenn du älter bist und Hilfe brauchst, dass man dir dann ungefragt eigentlich auch Hilfe zukommen lässt, weil du es einfach alleine nicht mehr bewältigen kannst, ich meine das basiert ja eigentlich drauf dass du helfen musst, ähm damit die später auch geholfen wird.

Bastian: Jaja natürlich, ich mein bloß ähm (.) wenn man jetzt also unabhängig davon ob man jetzt (.) ä:hm (.) also ich möchte bloß so ne Unterscheidung machen, so zwischen man sieht es quasi dass jemand Hilfe benötigt wirklich, oder man sieht es halt nicht direkt sondern jetzt zum Beispiel man mu- man muss ja jetzt dann auch schon irgend ne Überzeugung haben oder so wenn man jetzt sagt #okay ich engagiere mich jetzt# ehrenamtlich im Altenheim weil (.) ich mein da ist es jetzt nicht n- n- nicht nur mehr der Oma über die Straße helfen, (Katja: Mhm) weil ich es quasi sehe, sondern da muss ich ja wirklich mich damit befassen; und wirklich bereit sein da auch äh Fürsorge zu leisten und Hilfe zu geben und so weiter.

Katja: Und das macht man dann quasi nur wenn (.) man nicht wirklich die Überzeugung hat wenn man in irgendeiner Weise zum Beispiel davon profitiert.

Bastian: Nein das mein ich nicht. ich meine ähm das wird dann weniger gemacht auch weil man sich eben nicht damit genügend damit beschäftigt. weil man eben das nicht sieht, dass es genug Leute braucht die dann hil- äh g- gibt die dann Hilfe brauchen, und äh man muss sich ja Gedanken machen und (.) sich damit befassen um jetzt da wirklich irgendwas ehrenamtliches mal zu machen oder so. ich mein das macht man jetzt nicht so (.) von (.) von plötzlich.

Florian: Ja ich glaub auch das (.) also (.) wenn jemand akut hilfebedürftig ist oder (.) man halt sieht dass es jemandem unbequem ist oder wenn einer mit einem gebrochenen Bein dasteht. dann versucht man natürlich die Situation zu lindern; aber es ist was anderes sich für (.) ein Ehrenamt zu verpflichten und das ist schon ne größere Stufe dann (.) weiß nicht beim Ehrenamt kannst du die (.) Zeit zum Beispiel nicht einschätzen oder (.) weiß nicht ob du die Verpflichtung erlauben kannst, oder (.) also es ist wichtig dass es Ehrenämter gibt aber dass (.) Leute sich konkret für ein Ehrenamt verpflichten, ist schon ein anderes Kaliber, und ich glaub dass da das was du (Bastian: Mhm,) sagen wolltest.

Bastian fragt hier sehr deutlich, wieso er „dem jetzt dem Anonymen“ helfen solle. Unbekannten Menschen die Tür aufzuhalten oder andere Kleinigkeiten anzubieten ist für ihn machbar. Das sind Tätigkeiten, die kann man mal für andere machen, die kosten nicht viel Überwindung, sind keine sehr große Anstrengung. Anders hingegen schätzt

die Gruppe freiwilliges ehrenamtliches Engagement ein, weil es mit viel mehr Verpflichtung einhergehe, weil es sich dabei um dauerhaftere Hilfestellungen handelt, aber auch, weil die Hilfsbedürftigkeit unsichtbarer, abstrakter sei, als jemandem im Alltag schnell mal zu helfen. Für die Diskutierenden sorgt die freiwillige Verpflichtung zu dauerhafter Fürsorge für Respekt gegenüber diesen Tätigkeiten, weshalb diese Fürsorge auch viel Wertschätzung von ihnen erfährt. Um diese Arbeiten zu gewährleisten, die von den Befragten als zentral für eine Gesellschaft erachtet werden, muss Zeit aufgebracht werden, die neben der Zeit für Erwerbsarbeit/(Aus-)Bildung und Zeit für Familie erbracht werden muss. Ehrenamtliches Engagement wird in der Zeit aufgebracht, die eigentlich für die Freizeit bestimmt ist, weshalb es sich dann eben um das Opfern von Freizeit handelt.

Dieses Engagement ist „nicht mehr so ganz so selbstverständlich“. Hier wird deutlich, was im Gegensatz zur familiären und freundschaftlichen Fürsorge im ehrenamtlichen oder auch freiwilligen alltäglichen Engagement fehlt: Verlässlichkeit. Der einzelne Mensch kann sich nicht drauf verlassen, dass ihm von Fremden geholfen wird. Das wesentliche Moment liegt hier in der Unbekanntheit der anderen, denn in Familien und Freundschaften sind die anderen Menschen bestens bekannt. In einer U-Bahn kennt man nicht einmal den Namen derjenigen, die auf dem Sitz für Schwangere sitzt, und die jüngere Person kennt die ältere Person nicht, die gerade zur Tür hereinkommt. Die Verlässlichkeit in Familien und Freundschaften liegt auch im Vertrauen darauf, dass dem eigenen Bedürfnis zu irgendeinem Zeitpunkt von anderen Abhilfe geschaffen wird, weshalb jetzt auf fremde Bedürfnisse eingegangen wird: Ich helfe jetzt beim Umzug, weil ich weiß, dass mein*e Freund*in mir bei meinem Umzug irgendwann ebenfalls hilft. Wenn ich die andere Person aber nicht kenne, wird mein alltägliches Engagement sich in Grenzen halten.

Vereinsarbeit und alltägliches Engagement unterscheidet daneben noch in der Größe des Hilfe anbietenden Personenkreises. Eine materialbasierte Vermutung wäre, dass es Individuen leichter fällt oder mehr Spaß macht, Hilfe anzubieten, wenn dies aus einem Gruppenkontext heraus geschieht. Die jungen Erwachsenen dieser Studie äußern sich hierzu wenig. Vielmehr wird es als individuelle Entscheidung oder individuelles Empfinden gesehen, wieviel Einzelpersonen bereit sind, etwas für andere zu tun. Die besonders hilfsbereiten Menschen engagieren sich dann eben in Vereinen oder

Institutionen, was auch mit der Aussage aus der Gruppe Ausbildung (Kapitel 5.2) übereinstimmt, dass diejenigen Menschen „richtig fürsorglich“ seien, die fürsorgliche Berufe ausübten.

Auch beim Spenden geht es den Befragten zufolge sehr viel um Vertrauen. Sowohl bei ‚face-to-face‘-Spenden auf der Straße als auch bei den Spenden, die überwiegend auf direkte Kontakte verzichten (können), da sie über Medien (z.B. Internet, TV, Zeitung) vermittelt werden.

Studium, 205

Franka: Ja oder auch (.) dass das Geld ankommt also ich sag wenn wir jetzt so hunderttausend haben und ähm das Projekt was weiß ich in Afrika bekommt dieses Geld, ähm dann will ich aber auch sehen dass diese Schule davon gebaut wird; vielleicht auch irgendwie (.) einen Kosten (.) Voranschlag sehen, wieviel jetzt für was gebraucht wird, das Haus kostet vielleicht @neunzigtausend@ zu bauen oder so, keine Ahnung dass man halt weiß wohin das Geld auch wirklich geflossen ist; und nicht so #ja das ist halt in diese Stadt geflossen, ah ja gut da wurde ein Haus gebaut# aber man weiß ja nicht wie teuer dieses Haus war, was da mit dem Geld passiert ist, ich meine (.) das finde ich schon wichtig,

Jugendtreff 2, 317 – 321

Adnan: Wer bestätigt mir denn das, die alle Spenden überhaupt wirklich (Finn: Niemand) für die Sachen. Ja genau.

Finn: Ja aber ich mein, sagen wirs mal so, ein gewisser Teil der Spenden kommt hundertprozentig dort an

Adnan: Ja das is klar, das is ja, sonst wärs viel zu auffällig

Finn: Ja genau, also ein gewisser Teil kommt sofort [dort an

Adnan: [Aber ich glaub schon dass sie sich n bisschen Geld; also (.) ich will jetzt nicht, ich will jetzt hier nix aufstellen oder so, aber ich vermute schon dass die Unicef sich da schon selbst was einsteckt.

In der Gruppe Jugendtreff 2 wird besonders spürbar, wieviel Misstrauen einige Diskutierende gegenüber Organisationen haben, die Spenden einwerben. Dem letzten Beitrag folgt unmittelbar die Feststellung, dass die UNICEF die Mitarbeitenden ja auch bezahlen müsse, was dann wieder in Ordnung wäre. Adnan mutmaßt, dass nur deshalb ein Teil der Spenden wirklich für den Spendengrund verwendet werde, weil es zu auffällig wäre, wenn die Organisation das Geld komplett für sich behielte. Finn ist sich sicher, dass ein Teil der Spenden für den Spendengrund und ein Teil für die Bezahlung der Mitarbeitenden verwendet werde. Dennoch weisen die Formulierungen auf eine Ungewissheit hin, ob derartige Organisationen nicht auch Geld zweckentfremdet einsetzen und sich jemand „selbst was einsteckt“. Aus diesem Grund wird in der Diskussion von der Gruppe Studium eine Offenlegung des Verwendungszwecks verlangt.

Mehr Transparenz, so die Gruppe, könne Vertrauen schaffen, damit mehr Menschen mehr spenden.

Fürsorge wird von den Diskussionsteilnehmenden gerade im Bereich von ehrenamtlichem Engagement als eine Aufwendung oder auch ein Aufopfern wahrgenommen, das freiwillig aufgebracht werden müsse und daher mit persönlichen Hürden verbunden sei. Bei der Vereinsarbeit ist es Freizeit, die geopfert werden muss, bei Spenden ist es Geld. Beim Spenden wird Verlässlichkeit verlangt, dass das Geld auch ankommt und sorgsam (dem Verwendungszweck entsprechend) damit umgegangen wird. Das Kümern um andere im Rahmen von Vereinsarbeit u.ä. wird als wichtiger gesellschaftlicher Beitrag gesehen, doch ist der Grad der Verpflichtung, der dabei entsteht, für die Diskutierenden eine hohe Hürde für den Beginn eines solchen Engagements. Die Menschen, die sich trotz der Verpflichtung zu einem Opfer ihrer Freizeit bereit erklären, genießen durch die jungen Erwachsenen eine hohe Wertschätzung.

Die Motivation zum Engagement kann dabei ähnliche Züge annehmen wie zum Generationenvertrag in Familien beschrieben wurde (Kapitel 5.3.1).

Katholische Jugend, 1404 – 1411

Y: Und äh ihr seid aber hier dann aus einem anderen Grund;

Josef: Um Jugendarbeit zu leisten.

Michael: Ja.

Josef: Um Kinder glücklich zu machen.

Michael: Und was mit seinen Freunden zu machen auch, also

Britta: [Ja ist ja ein Teil der Familie.

Michael: [Wir haben hier viele Freunde, machen was Kindern,

Josef: Vor allem die meisten wollen das zurückgeben was sie hier erleben durften als Kind (Britta, Michael: Ja.) ()

„Vor allem“ wollen die jungen Erwachsenen dieser Gruppe, die Jugendarbeit für eine katholische Jugend leistet, den Kindern etwas zurückgeben, was sie selbst einmal erfahren hatten. Dies wird auch gesagt über die Fürsorge in der Familie, in der sich Familienmitglieder umeinander kümmern, weil man selbst in jungen Jahren Fürsorge erhalten hat. Die Motive für das Engagement in der Gruppe Katholische Jugend sind vielfältig. Ich habe diese konkrete Frage nur in dieser Gruppe gestellt, doch verweist

sie auf ein Deutungsmuster, dem ich mich in Kapitel 6 ausführlich widmen werde: Fürsorge wird in aller Regel nicht ohne die Erwartung gegeben, eine Gegenleistung zu erhalten, oder mit der eigenen Gabe auf eine Vorleistung zu reagieren.

5.4 Zwischenfazit: (De-)Thematisierungen von Geschlecht in den Fürsorgekontexten

In diesem Kapitel wurden verschiedene Kontexte der Fürsorge vorgestellt. Die Kategorisierungen dieser Kontexte sind den Beschreibungen der jungen Erwachsenen entnommen, die zum einen die Bilder nach diesen Kategorien sortierten und zum anderen ganze Erzählblöcke nach ihnen verhandelten. Es wurde deutlich, dass die Diskutierenden insgesamt recht zufrieden mit dem deutschen Wohlfahrtsstaat sind, jedoch skeptisch, was ihre eigene zukünftige Altersrente angeht. Sie halten es für notwendig, dass sich die Menschen um andere Menschen, die auf Hilfe angewiesen sind, kümmern müssen. Dazu gehören Pflegebedürftige, Arbeitslose, Kinder und Jugendliche, Kranke und auch Geflüchtete. Staatliche Fürsorge solle allerdings nur denen gelten, die Hilfe auch tatsächlich benötigten. Menschen, die nicht auf Hilfe angewiesen seien und sie dennoch erhalten, nutzten den Staat aus, so die Meinung der Teilnehmenden. Der Staat wird hier als Mittelposition zwischen den einzelnen Menschen gesehen, als Umverteilungsstation und gleichzeitig auch als Synonym für Gemeinschaft. Wer den Staat ausnutzt, nutzt auch die Gemeinschaft aus, denn diese zahlt für die Fürsorge der Einzelnen.

Damit wird Fürsorge zu einer Ressource, von der nur eine begrenzte Menge vorhanden zu sein scheint, weshalb geschaut werden muss, wieviel davon zur Verfügung steht und wer wieviel von den Ressourcen erhält. Ein sehr ähnliches Denkmuster findet sich auch in den Erzählungen zur Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsarbeit, sowie weiteren Aktivitäten wie das Ehrenamt. Dieser Themenbereich ist im Material am stärksten begleitet von Bezügen zu Geschlechtlichkeit. In Kapitel 4.4 bin ich darauf eingegangen, dass Geschlecht an vereinzelt Stellen mal relevant gemacht und oft dann wieder in den Hintergrund gerückt wird. Auch wurde ersichtlich, dass ein Geschlechterbezug von anderen Gesprächsaspekten, wie zum Beispiel visuelle Effekte

auf Bildern, überlagert bzw. abgelöst werden kann. Bei den Gesprächen über die Bewältigung von Erwerbsarbeit/Karriere und Fürsorge für Familienangehörige und andere Menschen aber, wird ein Bezug zu Geschlechtlichkeit auffällig.

Dabei kommt es in der Mehrzahl der Gruppen zu einer gleichzeitigen Benennung des Wunsches nach Gleichstellung von Männern und Frauen, doch wird konstatiert, dass diese heutzutage „leider“ noch nicht möglich sei, da einfach die zeitlichen und finanziellen Ressourcen fehlten, damit Mütter und Väter gleichermaßen einer Vollzeiterwerbstätigkeit nachgehen und sich parallel um Kinder kümmern könnten. Es scheint, als dienten traditionale Geschlechterrollen als Rückzugsort, als Ausweg aus der ‚Sackgasse‘ Vereinbarkeit. Dies hat auch Jean-Claude Kaufmann in seiner Studie „Schmutzige Wäsche“ beobachtet.

„Die Analyse zeigt auf diese Weise, daß das Zentrum des Widerstandes gegen die Geschlechtergleichheit in der Familie liegt, zu Hause, bei den elementarsten Haushaltspraktiken.“ (Kaufmann 2005, S. 293)

Auch die jungen Erwachsenen dieser Studie greifen auf die „elementarsten“ Praktiken zurück, nämlich jene, die sie vermutlich während ihres Aufwachsens erlebt haben. Die in den markanten Passagen mit der eigenen Familie verknüpften Beschreibungen belegen dies. In Kaufmanns Studie räumen die Frauen die schmutzigen Socken weg, die die Männer liegen lassen, weil sie eine Vorstellung davon haben, wo schmutzige Socken hingehören. Junge Erwachsene dieser Studie greifen ebenfalls auf Altbekanntes zurück, wobei es gleichzeitig auch ein Hinterfragen der Stellung von Frauen in der Gesellschaft gibt (siehe u.a. Zitat Franka, Studium, 89; Kapitel 4.4). Diese Gleichzeitigkeit von traditioneller Bezugnahme und dem Rekurs auf aktuelle(re) gleichstellungspolitische Forderungen gehen an der Gruppe Feuerwehr 3 vorbei.

Ein Versuch, das Material in Milieus zu unterteilen wie in der Studie von Cornelia Kopetsch und Günter Burkart (1999), ist kaum möglich, da heikle Fragen nach dem finanziellen Hintergrund der Familien der Beteiligten nicht gestellt wurden. Lediglich der schulische und berufliche Hintergrund der Teilnehmenden selbst sowie deren derzeitige Wohnorte und die Orte des Aufwachsens wurden abgefragt. Der Blick auf die Aufwachs- und Wohnorte liefert hier einen interessanten Eindruck, denn es zeigte sich im Material, dass es nur eine Gruppe gibt, die sich traditioneller Geschlechterbilder bedient und dabei nicht gleichzeitig Bezug zu Geschlechtergleichheit herstellt. Diese Gruppe (siehe Kapitel 4.1, Gruppe Feuerwehr 3) besteht aus Teilnehmenden, die allesamt in einer sehr ländlichen Gegend Bayerns aufwuchs und weiterhin lebt. Andere

in ländlichen Gegenden durchgeführte Gruppendiskussionen hatten Teilnehmende in ihren Reihen, die zwar auf dem Lande aufgewachsen sind, aber danach einen Lebensmittelpunkt in einer größeren Stadt hatten oder haben. Drei der vier Teilnehmenden sind 17, einer ist 19 Jahre alt. Einer kommt aus einer Kleinstadt (Definition siehe Kapitel 3, FN 6), drei andere aus einem Dorf. Zwei von ihnen gehen noch zur Schule, der 19-Jährige ist Landmaschinenmechaniker und der Vierte absolviert eine Lehre im öffentlichen Dienst, wohnt aber noch im Dorf, in dem er aufgewachsen ist. Verglichen mit dem gesamten Sample ist das Durchschnittsalter der Gruppe niedriger. Die Teilnehmenden haben keine Hochschulreife und scheinen einen ländlicheren Lebensstil zu pflegen. Die These also wäre, dass diese Gruppe, die möglicherweise dem *traditionalen Milieu* zuzuordnen wäre (Koppetsch und Burkart 1999; Koppetsch und Speck 2014), in einer Lebenswelt zu Hause ist, die kaum in Gleichstellungsdiskurse integriert ist. Eine weitere Entfaltung dieses Phänomens ist mit dem vorhandenen Material kaum möglich.

Die anderen Gruppen sind eher im *familistischen* und mehr noch im *individualistischen Milieu* zu vermuten, wobei im Sample keine Gruppe ausschließlich dem familistischen Milieu zuzuordnen ist. Die meisten Gruppen sind sehr heterogen und bestehen eher aus Teilnehmenden beider oder auch aller drei Milieus, sofern man dies von den Aussagen und den wenigen Fragebogendaten behaupten kann (siehe Kapitel 4.1).

Auf die allgemeineren Fürsorgedeutungen in Kapitel 4 folgte nun eine Darstellung verschiedener, von den Studienteilnehmenden relevant gemachter Fürsorgekontexte. Die Abgrenzung dieser ist kaum nach einheitlichen Kriterien möglich. Ließen sich Fürsorgerberufe von privater Fürsorge noch mittels der Bezahlung voneinander abgrenzen, so passt dieses Kriterium nicht zur staatlichen Fürsorge. Private und berufliche Fürsorge nehmen die Beziehung zwischen den Sorgenden und den Umsorgten in den Blick, was in der staatlichen Fürsorge nicht der Fall zu sein scheint. Da der Staat jedoch häufig synonym zu Gesellschaft oder auch Gemeinschaft betrachtet wird und somit personalisiert wird, ließe sich eine Staat-Individuum-Beziehung denken. In dieser Beziehung sorgt sich der Staat um die Bedürftigen und wird somit zum Care-Giver.

Um diese Beziehung(en) zwischen den Gebenden und den Empfangenen von Fürsorge wird es nun im folgenden Kapitel gehen. Es wird die in dieser Arbeit als zentral erachtete Denkweise der Studienteilnehmenden in Bezug auf ihre Vorstellungen zu

Fürsorge/Care erneut in spezieller Weise beleuchten und gleichzeitig reziprozitätstheoretisch einordnen. Analytisch habe ich zum Zeitpunkt der Beschäftigung mit Theorien zur Gabe und Reziprozität den Pfad theoretischer Offenheit verlassen und einen Fokus gesetzt. Mit diesem Fokus habe ich versucht, Care anders, neu zu denken.

6. Vorstellungen junger Erwachsener von Fürsorgebeziehungen

Bisher wurde dargelegt, welche Vorstellungen von Fürsorge die Studienteilnehmenden ganz allgemein haben (Kapitel 4). So ist Fürsorge in ihren Augen geprägt von dem Gedanken oder dem Vorhaben andere unterstützen zu wollen. Wesentliche Aspekte dabei sind die (teilweise) Freiwilligkeit der Handlung, gegenseitiges Vertrauen und Verlässlichkeit. Die Fürsorgetätigkeit wird dabei überwiegend als eine Belastung dargestellt, als etwas, was erbracht werden muss, was gesellschaftlich sehr wichtig, aber nicht unbedingt mit Spaß verbunden ist. Die Fürsorgetätigkeit zu vollziehen wird damit zu etwas, zu dem man sich auch mal überwinden muss. Durch die durchweg positive Konnotation von Fürsorge, die für die Diskutierenden im Grunde immer etwas Wertvolles darstellt, wird sie zu einer normativen individuellen Anforderung. Es ist gut, sich um andere zu kümmern und es ist schlecht, *nur* auf sich zu schauen.

In Kapitel 5, wo die verschiedenen Kontexte der Fürsorgevorstellungen vorgestellt wurden, wurde ein Denkprinzip deutlich, welches sich durch sämtliche Fürsorgebereiche hindurch zieht. Dieses Denkprinzip gibt dieser Arbeit ihren Titel: Das Geben und Nehmen. Dies, so muss angenommen werden, ist eine wesentliche Norm, die sich in den Fürsorgevorstellungen offenbart. Sie schlägt den Bogen zwischen der Freiwilligkeit und der gleichzeitigen Anforderung, zwischen einer gesellschaftlichen Verpflichtung und der Ablehnung jeglicher Verpflichtung und jeglichen Zwanges. Diese Norm sorgt für Verlässlichkeit, die insbesondere in Familien und Freundschaftsbeziehungen deutlich wird. Sie besagt, dass ich irgendwann einmal etwas zurückerhalten werde, wenn ich anderen etwas Fürsorglichkeit gebe. Wir befinden uns damit in einer Perspektive, die Fürsorge in erster Linie von den Beziehungen der Beteiligten her anschaut und damit auch die Sozialität von Gesellschaft in den Blick nimmt.

Diese Gedanken sind grundsätzlich nicht neu, wie ich in Kapitel 2.4 schrieb. Geben und Erwidern, der Tausch von Treue und Dankbarkeit wurden bereits Anfang des 20. Jahrhunderts soziologisch bearbeitet und als zentrale Mechanismen zur Herstellung

von Sozialität betont (vgl. u.a. Mauss 2013 [1925]; Simmel 2016 [1908]). Hier gibt es starke Verbindungen zu (sozialwissenschaftlichen) theoretischen Ausarbeitungen zu Reziprozität. Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit klassischen und neueren Reziprozitätstheorien und verknüpft diese mit den Vorstellungen von Fürsorge der befragten jungen Erwachsenen. Zuvor jedoch wird dieses Kapitel das Geben-und-Nehmen-Prinzip der Studienteilnehmenden herleiten.

6.1 „Das ist halt so ein Geben und Nehmen“ – Erwartungen in der Fürsorge

Die bloße Häufigkeit, mit der die Diskutierenden die Redewendung „Geben und Nehmen“ verwendeten, lenkte die Aufmerksamkeit der Analyse. Bevor ich mich der Auswahl verschiedener Reziprozitätstheorien widme, stelle ich unterschiedliche Deutungsweisen der jungen bayerischen Erwachsenen vor. Dabei wird deutlich, dass das „Geben und Nehmen“ nicht die einzige Denkweise ist, die in den Fürsorgevorstellungen zum Tragen kommt. Sie ist aber diejenige, die die Diskussionen am stärksten prägt.

6.1.1 „Geben und Nehmen“ oder „einfach sozial sein“? – Argumentationen und Widersprüche in den Aussagen junger Erwachsener

Mehrfach wird in verschiedenen Gruppen wörtlich von „Geben und Nehmen“ bzw. „Nehmen und Geben“ gesprochen und Fürsorge unterschiedlich ausführlich an dieser Formulierung ausgerichtet. Besonders deutlich wird dies in der Gruppe Jugendtreff 2, die darin ein „Fürsorgeprinzip“, oder auch das „Geben-und-Nehmen-Prinzip“, sieht. Die auffällige Häufigkeit lenkte den Blick auf diese Redewendung und damit zusammenhängenden Vorstellungen über die Gestaltung von Fürsorge. Es zeigte sich, dass weitere Gruppen sehr ähnliche Gedanken zur Fürsorge haben, auch wenn sie diese Redewendung nicht verwenden. Sie diskutieren mitunter in einer ähnlichen Weise, weshalb „Geben und Nehmen“ als eine dominante Denkweise interpretiert werden kann. Diese tragen die Teilnehmenden in die Diskussionen hinein. Sie entwickeln sie nicht erst in den Gesprächen, sondern sie wenden sie auf ihre Ausführungen über Fürsorge an. Kern dieser Argumentationen sind Erwartungen, in irgendeiner Form einen Nutzen aus der eigenen fürsorglichen Handlung zu erhalten, wobei Nutzen hier nicht als reines Kalkül verstanden werden darf. Die Erwartungen können auch implizit und unbewusst

sein, denn sie werden von einigen Teilnehmenden womöglich erst in den Gruppendiskussionen reflektiert und zur Sprache gebracht.

In den vorangegangenen Kapiteln, v.a. in Kapitel 5, tauchen bereits Hinweise auf die Kopplung von Gabe und Empfang von Fürsorge auf. So beispielsweise in den Gruppen Jugendtreff 2, Feuerwehr 2 und Studium, wenn davon gesprochen wird, dass Menschen den Staat oder die Gesellschaft ausnutzten, wenn sie staatliche Leistungen erhielten, ohne etwas zurückzugeben (Kapitel 5.1). Auch Bemerkungen darüber, dass Ärztinnen und Ärzte ja entsprechend ihrer Belastungen bezahlt und andere Fürsorgeberufe zu schlecht bezahlt würden (Kapitel 5.2), fußt auf der Denkweise, dass für Fürsorge etwas zurückkommen müsse. Sehr deutlich wird dieser Zusammenhang auch und vor allem bei der Verlässlichkeit in familiärer und freundschaftlicher Fürsorge (Kapitel 5.3), wo von „Generationenvertrag“ (explizit in Soziale Arbeit, 712 und Feuerwehr 2, 894) und „sozialem Konto“ (explizit Soziale Arbeit, 128) gesprochen wird.

Geben und Nehmen als Deutungsmuster ist überwiegend daran gekoppelt, dass ein Hin-und-Her zwischen einer Seite (Person, Personengruppe, Institution, Tiere, vereinzelt wird auch die Natur benannt; siehe Kapitel 4.3.2) und einer anderen Seite besteht.

Fürsorge ohne die Artikulation der Erwartungen an einen Nutzen wird sehr viel seltener beschrieben, beispielweise wenn es heißt, man müsse „Opfer erbringen“ (Freikirchliche Jugend, 344). Dies scheint konträr zur Nutzenargumentation zu sein, doch, soviel sei vorweggenommen, konnte sich dieser Gedanke in den Diskussionen nicht durchsetzen. Zwar distanzieren sich einige Gruppen von einer Nutzenerwartung in der Fürsorge (Gruppen Freikirchliche Jugend und Feuerwehr 3), dennoch wird in Teilen auf das *Geben und Nehmen* zurückgegriffen. Daher können auch diese Gruppen dieser Denkweise zugeordnet werden. Somit können Erwartungen als konstituierendes Merkmal für das Geben-und-Nehmen-Prinzip bezeichnet werden.

Im Folgenden werden die beiden Argumentationsmuster *Geben und Nehmen* sowie *Opfer erbringen* vorgestellt und die Widersprüche in den Argumentationen herausgearbeitet. Anschließend wird auf eine mögliche Denkweise eingegangen, die, so scheint es, jenseits von *Geben und Nehmen* gedacht werden kann. Das Geben-und-Nehmen-Prinzip wird danach vertiefend vorgestellt, indem auf die Erwartungen und verschiedene Formen der Fürsorgetätigkeiten sowie ihre Kompensationsmöglichkeiten eingegangen wird. Das benannte „Fürsorgeprinzip“ stieß Überlegungen zu Theorien zur

Gabe und Reziprozität an, nicht zuletzt durch den passenden Buchtitel des Sammelbandes von Frank Adloff und Steffen Mau (2005a): „Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität“. Ab Kapitel 6.2 wird sich diese Arbeit daher empirisch geleitet mit einer Auswahl dieser Theorien auseinandersetzen.

Profitieren oder Aufopfern?

Dargelegt wurde in Kapitel 4.3, dass die Teilnehmenden einerseits Fürsorge nicht an Gegenleistungen knüpfen, sondern Hilfe freiwillig gegeben werden müsse, weil der gesellschaftliche Zusammenhalt von hoher Relevanz sei. Andererseits taucht das *Geben und Nehmen* sehr häufig auf, so beispielsweise wenn der Vater stolz auf sein Kind sei, da er so viel Zeit in die Erziehung *investierte*. Gleichzeitig grenzen sich die Diskutierenden davon ab, Fürsorge dann zu sehen, wenn es eine Gegenleistung gibt. Die Ambivalenz wird vor allem deutlich, wenn die jungen Erwachsenen über ärztliche Berufe sprechen. Diese Berufe sind für die Gruppen in jedem Fall Fürsorgeberufe, allerdings erhalten die Ausübenden Lohn für ihre Arbeit, was die Tätigkeit also eigentlich disqualifiziert, eine Fürsorgetätigkeit zu sein.

Wie unterschiedlich *Geben und Nehmen* wahrgenommen werden können, zeigt eine Sequenz in der Gruppe Jugendtreff 2.

Jugendtreff 2, 945 – 951

Robert: Ja ich war bei der Wass- bei der deutschen Lebensrettung gesessen (Tarek: @(..)@) das war super, ich hab dann irgendwann gesagt Jungs, es reicht mir, es kommt keiner von der Jugend nach, dass ich denen vielleicht auch mal helfen kann, nein ich geh raus aus dem Verein. Ich hab gesagt Jungs nein, ich bin draußen, ich kann euch zwischendrin besuchen aber ich bin nicht mehr dabei, weil ich gesagt hab super, es ist freiwillig, und ich hab gesagt so nein, ihr könnt mal. Die haben mich super- ich hab gesagt, ich kann mein Wissen was ich hab nicht weitergeben an Jüngere, ich hab alle möglichen Weiterbildungen dort gemacht in dem Verein, ich war ja schon ziemlich weit, das nächste wär ich hätt die Taucherausbildung machen können ((leises Lachen von jemandem)) aber ich hab gesagt nein ich will kein Rettungstaucher werden. Ich will nur Rettungsschwimm-

Finn: Ja aber ich mein letzten Endes hättest du ja dann wieder was dafür bekommen.

Robert: Nein eben nicht, dur-

Finn: Doch ich mein wenn du dann zum Beispiel ne Taucherausbildung hast, dann kannst du ja außerberuflich auch dann so in dem Bereich auch was noch machen.

Robert: Ja das kann ich dann auch noch machen wenn ich dann sag ich will wohin was dann auch wirklich was gibt, aber ich hätt dann Rettungstaucher gemacht. Rettungstaucher wär ja auch wieder, super, ich wär wieder bei denen.

Finn: Sie finanzieren dir ja trotzdem die Möglichkeit dich weiterzubilden. Ich mein letzten Endes Rettungstaucher hast du den jetzt so gemacht? Keiner hat dir den gezahlt und jetzt hast du ihn doch nicht gemacht oder?

Robert: Nein ich hab meine zwei Rettungsschwimmer Auszeichen hab ich so gemacht, ich hab natürlich immer monatlich gezahlt, meinen Beitrag bei denen, und hab meine Ausbildung drauf dann dementsprechend (.) gemacht in Seminaren. Aber ich hab halt dann irgendwann gesagt super dann hatten wir mal Jüngere wo ich auch mein Wissen weitergeben konnte, ich hab halt irgendwann super, ich bin der einzige der jung da ist und ich weiß alles, super. Ich bin noch nicht alt genug fürs nächste Abzeichen, ich kann aber alles schon fürs nächste Abzeichen. (.) Das war halt für mich so dieser Leerlauf (.) Wir durften mich noch nicht auf ne Fortbildung schicken, und daraufhin hab ich gesagt Jungs nein, ich bin draußen, es macht mir keinen Spa-

Die Gruppe bespricht zuvor, ob die Teilnehmenden freiwillig etwas machen würden, ohne dafür etwas zu erhalten. Robert führt dann aus, dass er bei „der deutschen Lebensrettung“ war, viel Zeit und auch monatliche Beiträge investiert habe, um sein dort erworbene Wissen an andere Jugendliche weitergeben zu können. Dieses Weitergeben wurde ihm verwehrt, weshalb er der Organisation den Rücken kehrte. Seine Investitionen interpretiert er hier als einseitig – sowohl die Monatsbeiträge, als auch das Aneignen von Wissen. Beides hatte zum Ziel, Jugendlichen zu helfen und sein Wissen zu vermitteln, was ebenfalls einseitig ist. In der Deutung des Gebens und Nehmens ließe sich zwar argumentieren, dass er Zeit investierte, um sodann Selbstzufriedenheit durch die Weitergabe seines Wissens zu erhalten, jedoch scheint dieses Denken in dieser Situation nicht vorhanden zu sein. Er kehrt der Organisation also den Rücken, weil er anderen nicht helfen kann. Finn wendet hingegen ein, dass Robert ja auch von den Kursen, die er in dem Verein erhielt, profitiert habe. Damit argumentiert Finn deutlich nach dem Geben-und-Nehmen-Prinzip. Dass Robert dieses Wissen und Können in anderen Bereichen anwenden könnte, nimmt er nicht auf. Vielmehr scheint ihn eine weitere Ausbildung, die er womöglich hätte machen können, weiterhin an die Organisation zu binden, in der er nicht unbedingt bleiben möchte („super, ich wär wieder bei denen“, Robert, Jugendtreff 2, 949). Insofern wäre sein bisheriges Engagement dort schon eine Überwindung, die an ihre Grenzen gerät. Angedeutet, aber abgebrochen wird eine weitere Begründung für sein Engagement: Spaß (Robert, Jugendtreff 2, 951).

Auch wenn die Aussagen von Robert recht deutlich im Argumentationsmuster des Gebens und Nehmens verortet werden können und Finn dies ebenfalls so sieht, so denkt Robert dennoch in einem anderen Rahmen, der nicht auf Eigennutz ausgelegt zu sein scheint. Zwar stellt er einige Bedingungen für sein Engagement (Spaß, Wissen wei-

tergeben können, gebraucht werden), doch ist er, seiner Argumentation zufolge, bezüglich seines freiwilligen Engagements in diesem Verein, nicht darauf ausgerichtet, von der eigenen Fürsorge zu profitieren.

Ein anderes Beispiel für diesen Widerstreit zwischen legitimer Nutzenerwartung bei ihrer gleichzeitigen Ablehnung findet sich in der Gruppe Freikirchliche Jugend.

Freikirchliche Jugend, 89

David: °Ja° (3) ich ähm (5) ich würde auf alle Fälle sagen dass (3) ich meine ihr wisst es ja sowieso dass dass (.) Gott beziehungsweise Jesus ja auch unser Versorger ist, unser (2) äh:: Umsorger aber ist, auch unser (2) Fürsorger ist, [...] ich ich komm da automatisch zu dem, dass für mich Für- Fürsorge auch was damit zu tun hat was Jesus am Kreuz für uns getan hat (2) [...] und das hat hat das was Jesus am am Kreuz getan hat dass er für (.) meine; für eure; für unsere Sünden gestorben ist finde ich fällt da auch voll mit rein weil (.) wer würde das schon (2) machen dass er wenn er wenn dich selber keine Schuld trifft, dass du dich opferst für jemand Anderen (1) ähm und und was aufgibst was was nicht ja wenn du was perfektes aufgibst nur für jemanden Anderen und nur Nachteile mehr oder weniger daraus ziehst (2) das ist schon °find ich° ne ganz besondere Art und Weise (2) für jemanden zu sorgen (.) also für uns [...]

David ist der Meinung, dass Jesus sich für die Menschen geopfert habe und diese, aus Dank für dieses Opfer, nun ebenfalls Opfer in Form von Fürsorge für andere bringen sollten. Dies ist eine Form des *Geben und Nehmens*, das zwar nicht zwischen den beiden Seiten des Gebens und des Empfangs der Fürsorge stattfindet, aber für David stellt es sich dennoch so dar, dass er gebe, weil er empfangen habe. Noch etwas deutlicher wird Davids Bezug zu diesem Denken, wenn er sich nach eigener Beteiligung an der Hausarbeit ein Lob von seiner Frau wünscht (siehe Kapitel 6.1.2).

Im Gegenzug dazu ist es wiederum David in der Gruppe, der die Orientierung am eigenen Wohl stark kritisiert.

Freikirchliche Jugend, 354 – 356

David: Mhm ja ja; ich hab nur überlegt w- wie man dass dann nennt; ich meine außerhalb dass es egoist- außer dass es Egoismus ist (Jakob: °@(.)@°) äh: (.) ist es dann ein Vorwand? Oder (.) dass man seinem Gewissen sagt ja ich mach ja was gutes, aber da muss auch irgendwie was dabei rausspringen, (.) und das ist denke ich das was (.) wo wir unser in unserer Gesellschaft einen Unterschied machen können, weil es oftmals darum geht in erster Linie, was hab ich davon. (Jakob: Mhm) was hab ich davon. Ich bitte jemanden um Hilfe und de- und das ist nicht (.) ja, sondern der is- der- die- dann kommt die Gegenfrage was hab ich davon. (Jakob: Mhm)

Paul: Das ist eigentlich immer so

David: Ja du hast davon dass du mir hilfst; ja und was hab ich davon. (? : Ja) (Amelie: Mhm) Kannst du mir helfen keine Ahnung äh: die Gemeinde zu putzen? Oder (Jakob: °Ja°) kannst du mir helfen die Stühle zu stellen? Oder kannst du mit helfen den Müll raus zu bringen? Ja was hab ich davon.

Diejenigen Passagen, in denen mal die Artikulation einer Erwartung an eine Erwidern und mal das Verwerfen von Eigennutz artikuliert werden, wechseln sich in dieser Gruppe ab. Im Sample dieser Studie fand, neben dieser Gruppendiskussion in einer Freikirche, eine weitere Diskussion in einer Kirche statt. Dabei handelte es sich um die Jugendarbeiter*innen einer katholischen Kirche (Gruppe Katholische Jugend). Diese jedoch wird früh von einem Teilnehmenden mit der Aussage konfrontiert, dass alle Menschen egoistisch seien und Fürsorge, wenn nicht in Erwartung materieller oder tätiger Rückgaben, dann doch um sich selbst besser zu fühlen, geleistet würde. Die anderen Diskussionsteilnehmenden grenzen sich von dieser harten Formulierung ab, ohne jedoch grundsätzlich zu sagen, dass Fürsorge gänzlich ohne Eigennutz vollzogen würde. Die Gruppe rekurriert in ihren Beschreibungen allerdings auch nicht auf Religiosität, wie es die Gruppe Freikirchliche Jugend tut. Daher können hier keine Rückschlüsse auf eine mögliche Verbindung von Opferungsargumentation und kirchlicher Involviertheit gezogen werden.

Ich habe hier die Argumentationsfigur des Aufopfern noch innerhalb des *Geben und Nehmens* verortet, womit dieses Denkmuster umso relevanter für die Deutungen der jungen Erwachsenen zur Gestaltung von Fürsorge würde. Allerdings gibt es auch Anzeichen dafür, dass Fürsorge möglicherweise gänzlich anders gedacht wurde. Dieser Hinweis kommt aus Gruppe Ausbildung, die über die meiste Zeit der Diskussion hinweg kaum Bezüge zu einer Erwartungshaltung oder der Abgrenzung zu Erwartungen erkennen lässt. Einzelne Bezüge zu der Erwartungsargumentation sind dennoch zu finden, wenn beispielsweise darüber gesprochen wird, dass man sich um geflüchtete Menschen kümmern müsse, weil Deutschland nach dem zweiten Weltkrieg auch Hilfe erhielt (Ausbildung, 549). An anderer Stelle wird gesagt, dass es ein wichtiger Aspekt sei, dass es einem selber gut gehe, wenn man anderen geholfen habe (Ausbildung, 940).

Dennoch sind in dieser Gruppe andere Beschreibungen von Fürsorge zu finden, die in im restliche Material nicht so deutlich hervortraten. Sie soll im Folgenden kurz vorgestellt werden.

„Einfach sozial sein“

Das Treffen der Gruppe Ausbildung (siehe Kapitel 4.1) fand statt in den Räumen ihres Ausbildungsbetriebes in einer Großstadt, welcher unterteilt ist in verschiedene Abteilungen, die alle Auszubildenden durchlaufen müssen. Kontaktperson zum Betrieb war eine nicht anwesende verantwortliche Person, die die Teilnehmenden per E-Mail angefragt hatte und dabei offenbar das Wort „Fürsorge“ benutzt hatte, weshalb sich die Diskutierenden einige Vorgesandten machen konnten.

Die Gruppe beginnt schlagwortartig mit einer Auflistung, was die Einzelnen unter Fürsorge verstanden (siehe Kapitel 4.2). Marie berichtet, dass sie eigentlich vor allem daran gedacht hätte, um wen sie sich kümmern (Marie, Ausbildung, 34). Sie zählt Menschen auf, die ihr wichtig sind, und zwar ihre Eltern und ihre Schwester und wie sie sich um letztere Sorgen mache. Anschließend bringt sie ein, dass sie sich auch Gedanken darüber gemacht habe, dass man fürsorglich „in der Arbeit“ sei, wenn man zuverlässig Mails beantworte und sich organisiere. Bezugnehmend auf die Teilnehmenden schiebt sie nach, dass die Sorge ums Alter auch dazu gehöre, was für sie aber „versorgen“ sei. Diese Sichtweise scheint für Christin nicht ganz klar zu sein.

Ausbildung, 35 – 36

Christin: Meinst du da mehr in die Richtung (.) ähm einfach sozial sein und so wie es der Tim gesagt hat mit dem Nächstenliebe, Fürsorge (Marie: Mhm.) und allgegenwärtig (Marie: Ja.) und jederzeit?

Marie: Also für mich wenn man nicht fürsorglich ist dann denkt man eigentlich ist man eher so ein bisschen egoistisch, und (.) ähm verpasst Termine und schaut jetzt nicht

Marie präzisiert nun, dass man eher egoistisch sei, wenn man nicht fürsorglich sei, womit sie möglicherweise ein Gegensatzpaar aufmacht. Im weiteren Gespräch geht es für die Gruppe nun um Beschreibungen von Fürsorglich-Sein, um Höflichkeit und Respekt - vor allem um charakterliche Eigenschaften. So sind für Tim fürsorgliche Personen jene, die sich für andere interessieren und sich nach dem Wohlbefinden erkundigen und auch Hilfe anbieten (Tim, Ausbildung, 57). Das Zwischenfazit der Diskutierenden sieht dann wie folgt aus:

Ausbildung, 58 – 63

Christin: Also eigentlich Fürsorge in der Hinsicht dass es das Gegenteil von egoistisch ist.

Tim: Ja.

Steffi: Mhm.

Tim: Egoistisch oder immer auf sich selbst bedacht, (.) nur auf sich selbst ähm (.) ja (1) Fürsorge, ich würds dann fast bisschen mehr als selbstlos bezeichnen.

Marie: Ja. (1) Bescheiden.

Tim: Ja, bescheiden ja.

Die Gruppe stimmt Marie nun zu, dass Fürsorge das Gegenteil von Egoismus sei. Im Anschluss an diese Passage finden die Teilnehmenden dann Beispiele für fürsorgliche Menschen vor allem im Ehrenamt, also Feuerwehr und Sportvereine. Die thematischen Inhalte unterscheiden sich in dieser Gruppe also kaum von denen der anderen Gruppendiskussionen, wenn davon abgesehen wird, dass die berufliche Ausbildung hier den Rahmen der Gruppe setzt, weshalb auch sehr viel über Fürsorge am Arbeitsplatz diskutiert wird. Es scheint aber so, als habe die Gruppe gedanklich einen etwas anderen Zugriff auf das Thema Fürsorge, was auch sichtbar wird, als Marie später erneut fragt, was Fürsorge nun sei und ob die Gruppe *Eigenschaften* sammeln könne (Marie, Ausbildung, 296). Die Deutung von Fürsorge scheint sich in dieser Gruppe überwiegend nicht auf Tätigkeiten zu beziehen. Das Geben-und-Nehmen-Prinzip aber bezieht sich, wie die Wortwahl erkennen lässt, auf Verben, also Tätigkeiten. Natürlich wäre theoretisch auch das Denken in Eigenschaften als Geben und Nehmen möglich (Ich bin nett zu dir, wenn du nett zu mir bist.), doch das wird in der Gruppe nicht getan. Vielmehr wird Fürsorge als im Grunde einseitige Angelegenheit betrachtet, die nur auf die gebende Seite schaut. Wer mehr bereit ist zu geben, wäre dann fürsorglicher als andere und umgekehrt: Wer wenig bereit ist zu geben, wäre eher egoistisch. Beide Eigenschaften wären bei der gleichen Person möglich.

Diese Ausführungen zeigen verschiedene Denkweisen über Fürsorge auf, bei denen zwischen Einseitigkeit und Wechselseitigkeit unterschieden werden kann. Wechselseitigkeit ist hierbei ein Hinweis auf das *Geben und Nehmen*. Die Gruppe Ausbildung folgt überwiegend einer Denkweise, welche Fürsorge vorrangig als Eigenschaft konzipiert anstatt als Tätigkeit und dabei die empfangende Seite nicht in die Argumentation mit einbeziehen muss.

Die in dieser Gruppe Ausbildung untergeordnete Argumentationsweise *Geben und Nehmen* zeigt, dass sie sich hier offenbar nicht durchsetzen kann. Die Mechanismen, die dazu führen, dass sie in dieser Gruppe so zutage tritt, können auf Grund der geringen Fallzahl nicht ermittelt werden. Ebenso wurde gezeigt, dass selbst das Geben-und-Nehmen-Prinzip in sich unterschiedliche Ausprägungen haben kann, bei dem die

Erwartungen an das Nehmen oder an eine Gegengabe expliziert werden, oder durch Abgrenzungen davon. Interessanterweise werden die Abgrenzungen von den Nutzen-erwartungen nicht in den gesamten Diskussionen oder nicht in allen Teilbereichen von Fürsorge durchgehalten. Eine Systematik ist auch hier schwerlich aufzuzeigen, wobei ein Hinweis aus der Gruppe Freikirchliche Jugend erbracht wird. David, eigentlich ein vehementer Gegner der Nutzenperspektive, erwartet von seiner Frau ein Lob für getane Haushaltstätigkeiten. Hier wäre eine Verbindung zu finden zu dem in den Kapiteln 5.3.1 und 5.4 beschriebenen erleichterten Zugang zu traditionellem Geschlechterbildern, der gerade in der Hausarbeitsteilung auftritt.

6.1.2 „Dann kann ich irgendwann mal von dem vielleicht dann profitieren“ – Nutzen und Nutzenkalküle in der Fürsorge

Es wurde gezeigt, dass das Geben-und-Nehmen-Prinzip eine erwartete Erwidierung auf eine fürsorgliche Gabe beinhaltet. Dies, so ist dem Material zu entnehmen, kann kontextübergreifend³⁰ gelten, etwa wenn erwartet wird, dass man Trost erhält, nachdem man selbst Trost gespendet hat. Auch der beschriebene familiäre Generationenvertrag ist eine Form des Gebens und Nehmens, ebenso Entgeltzahlung in Fürsorgeberufen. Weitergedacht, kann die Nutzenerwartung auch bedeuten, dass Fürsorge gezielt gegeben werden kann, wenn man etwas erhalten möchte, profitieren will. Zumindest bei der Fürsorge in Freundschaft distanzierte sich die Gruppe Feuerwehr 2 gleichzeitig davon, jemanden aus Eigennutz zu trösten (Michaela, Feuerwehr 2, 170). Phillip bestätigt diese Gedanken.

Feuerwehr 2, 1067

Phillip: Und, das das muss man halt be-, oder überhaupt beachten, ähm was halt auch ein wichtiger Grund, Grund ist, ähm dass man halt einfach was zurück kriegt. (Bettina: Mhm.) Oder dass halt, dann man einen Nutzen draus zieht. Man darf halt jetzt nicht, äh durch die Welt rennen, und ähm oder oder nur auf den Nutzen gehen, aber es ist schön, wenn man für Arbeit, auch wieder was zurückkriegt.

Hier insistiert Phillip, dass man Fürsorge nicht *nur* betreiben solle, um einen Nutzen daraus zu ziehen, dennoch erachtet er es als zentral, dass man für die eigene Fürsorgegabe auch etwas zurückerhalte. Er schwächt diesen „wichtigen Grund“ dann auch noch etwas ab, indem er formuliert, dass es lediglich „schön“ wäre, „wenn man für

³⁰ Gemäß der in Kapitel 5 dargestellten Kontexte.

Arbeit, auch wieder was zurück kriegt“. Doch diese Abschwächung seiner Aussage verrät möglicherweise, dass ihm sowie der Gruppe dieser Nutzengedanke gar nicht so sehr behagt.

Auch die Gruppe Studium nennt den Nutzen mehrfach.

Studium, 156

Franka: [...] und ähm (Nils: Ja.) dass es uns gut geht, aber ich mein es würde uns vielleicht genauso gut gehen wenn wir den anderen ein bisschen (.) Hilfe zukommen lassen; so Hilfe zur Selbsthilfe oder so; weil dann würde es ja denen auch besser gehen, und vielleicht (.) würde Deutschland da auch in einer gewissen Weise davon profitieren. weil ich mein uns geht es halt einfach schon richtig gut.

Der Kontext von Frankas Aussage ist, dass in Deutschland sehr auf einen niedrigen Preis geschaut wird, zum Beispiel beim Kauf von Jeans. Sie meint einerseits, dass es „uns“ sowieso gut gehe und „wir“ deshalb anderen Menschen Fürsorge zukommen lassen könnten. Dies müsste allerdings auch nicht ohne Profit ablaufen.

Studium, 247

Nils: Ja. ja ich denk auch dass man dadurch dass man diese Fürsorge gibt, dadurch (.) dass man sich (.) auch den anderen das erklärt (Christian: Ja.) dadurch (.) bekommt man auch selber (.) äh einiges weil man sich das nochmal überlegt und nochmal durchdenkt und alles, (Christian: Ja,) also insofern profitiert man da (.) auch selbst dadurch.

Studium, 250

Franka: Ja und es kann halt jeder sich eigentlich selbst verwirklichen so ein bisschen, weil man kann halt (.) sei es Musik sei es Sport, ähm oder irgendwelche (.) ja sozialen Projekte, man kann halt irgendwie alles machen, und das ist halt irgendwie schon toll dass man die Möglichkeit bekommt, und das ganze halt dann auch noch kostenlos @(.)@ (Christian: Mhm) ähm dass man halt an die Uni gehen kann, und ähm sich dann irgendwie selbst weiterentwickeln darf.

Franka schwärmt des Öfteren von den Möglichkeiten, sich mittels ehrenamtlicher Tätigkeiten auch ausprobieren zu können und hebt hervor, dass jeder Mensch sich sein eigenes Feld suchen könne, in dem er sich engagieren kann. Nutzen und Profit werden in diesem Denken gruppenübergreifend als Ergebnis von Fürsorge gesehen und dieser Nutzen kann sogar erwartet werden. Mit Begriffen wie *Nutzen* oder vorher auch *profitieren*, wird hier ein Sprachgebrauch sichtbar, welcher an wirtschaftliches Denken erinnert (siehe z.B. Albert 2006). Möglicherweise ließe sich Fürsorge so auch als Resource, als Tauschobjekt oder sogar als Währung denken.

Dadurch, dass man aus der eigenen Gabe einen Nutzen ziehen könne, können sich zum Beispiel auch Anreize zum Spenden ableiten lassen.

Studium, 199

Emil: Bei was halt ähm auch eben ähm eben dazu anreizen könnte, mit so Crowdfunding und so weiter ist (.) äh insofern auch äh das Gemeinschaftsgefühl eben; dass man halt dann ähm

sagt man hat zwar nur einen kleinen Teil oder so beigesteuert, aber dabei ist was großes rausbe- ähm kommen. und das denke ich ist ähm äh also würde ich persönlich jetzt eher als Anreiz oder so ähm sehen da mitzumachen, dass man dann halt sagt #guck mal da habe ich mitgeholfen# als ähm nem zum Beispiel dann eben nach dem ähm Motto ähm mei- mein Nachbar hat nur zehn gegeben aber ich hab zwanzig gegeben oder so. also. das könnte ich mir vorstellen ist ähm eher ähm so; es wäre jetzt sagen wir mal schöner wenn das eher der Anreiz wäre, das ()

Emil zählt verschiedene Möglichkeiten auf, Anreize zu schaffen. So könnte man für ein Gemeinschaftsgefühl sorgen, für Sichtbarkeit oder auch ein positives Gefühl wie Stolz.

Was genau als Erwiderung einer Fürsorgehandlung erwartet werden kann, kann vielerlei Formen annehmen. Es wurde dargelegt, dass es sich um Trost, Bezahlung oder auch Stolz handeln könne. Im Argumentationsmuster des *Geben und Nehmens* werden immer zwei Seiten benötigt: Die gebende und die empfangende Seite der Fürsorge. Dies macht die Aktion zu einer wechselseitigen Fürsorge, weil eben, in den allermeisten Konzeptionen, mindestens zwei Personen oder Personengruppen involviert sind, die aufeinander eingehen. Als Erwiderung der Fürsorgegabe wird nicht gezwungener Maßen eine Handlung der empfangenen Seite artikuliert. Das folgende Kapitel wird das *Nehmen* daher genauer betrachten.

Formen des Nehmens

Ich beschäftige mich nun näher damit, was dem *Geben* gegenübergestellt wird. *Nehmen* sollte hier nun sehr flexibel verstanden werden und nicht nur als etwas, was in Form eine Gegengabe kommt, sondern auch als allgemeineres Ergebnis der Gabe. Es kann direkt, indirekt, bewusst, unbewusst, materiell, emotional sein oder möglicherweise noch andere Formen annehmen.

Eher offensichtlich mag die Form eines erneuten Gebens der anderen Person sein, die auf das Geben der einen Person erfolgt. Das Geben der anderen Seite kann sehr verschieden ausgeprägt sein, zum Beispiel kocht Roberts Mutter während Robert im Garten arbeitet (Adnan, Jugendtreff 2, 574) und Finns Kumpel soll ihm irgendwann einmal etwas geben, wenn Finn ihm das Auto repariert. Es lassen sich zahlreiche Beispiele dafür finden, dass dem Geben ein weiteres Geben folgt. So auch in Gruppe Jugendtreff 1.

Jugendtreff 1, 444 – 445

Cora: Also mein Plan ist ja meiner Mam (.) zu Weihnachten (.) zu schenken dass ich meiner- dass ich ihr Auto komplett sauber mach.

Maja: Ja ist ja dann auch irgendwo [(.) Fürsorge.

Familiäre (vor allem, wenn die Kinder in Familien noch jung sind) und freundschaftliche Fürsorge sind oftmals nicht zwingend finanziell/materiell. Es handelt sich dabei zu meist um fürsorgliche Handlungen, bei denen die Handlungen selbst und direkt die Fürsorge darstellen. In beiden Kontexten sind sich die Akteur*innen bekannt, oftmals sogar emotional sehr nah. Der Grund dafür, dass ein Geben auf der anderen Seite überhaupt erfolgt, könnte in den unausgesprochenen und unaussprechlichen Erwartungen liegen, was in der Gruppe Soziale Arbeit unter anderem als „soziales Konto“ (Soziale Arbeit, 128) in Freundschaften beschrieben wurde. Für familiäre Kontexte wurde ein Ausgleich nicht in dieser Art beschrieben, allerdings ist dort analog ein ‚familiäres Konto‘ denkbar. Die Sichtbarkeit dieses *familiären Kontos* scheint aber noch stärker verschleiert als das *soziale Konto* in Freundschaften. Der Schleier ist in beiden Fällen eine Art Verpflichtung zum Geben (zur Verschleierung siehe Kapitel 6.4.1). Das Geben der anderen Seite, wie es hier beschrieben wurde, besteht aus Handlungen, die selbst fürsorglich sind und eine physische Wirkung haben. Es sind Taten, die andere Menschen vor allem körperlich-manifest entlasten, helfen, unterstützen sollen.

Einen Unterschied dazu bildet die Erwidern, wenn es sich um Wertschätzung o.ä. handelt.

Studium, 421

Christian: [...] und nachher kommt wieder was zurück vielleicht weil die Gemeinde sagt (.) #oh das war so toll, und so# (Franka: das gibt es Applaus) ja:: genau. zum Beispiel. (.)

Diese Art des Gebens der anderen Seite ist keine Erleichterung für das Geben der einen Seite. Zwar ist es eine Handlung, aber es ist keine fürsorgliche Handlung, wie das Putzen des Autos für die Mutter oder Gartenarbeit. Applaus, Dankbarkeit etc. können Handlungen sein, die rein emotional auf das erste Geben wirken, ohne fürsorgliche Handlungen an sich zu sein. Die hier beschriebene Art von Applaus unterscheidet sich auch von einer Wertschätzung, die mit anderen Intentionen einhergeht, wenn zum Beispiel das Kind Beifall durch die Eltern erhält, welche das Kind zusätzlich bestärken wollen. Wertschätzungen, die keine fürsorgliche Handlung an sich transportieren, können dennoch von der einen Seite wohlwollend registriert und genugtuend entgegen *genommen* werden. Ein weiteres Beispiel liefert die Gruppe Freikirchliche Jugend.

Freikirchliche Jugend, 379

David: Also da schließe ich mich schon an, also ich weiß nicht das ist bei uns Männern glaube ich auch noch mal ein Stück (.) in uns drin weil wir brauchen unsere Bestätigung [...] ja ich

brauch das auch von der Anna wenn ich irgendwas gemacht habe und sie sagt, boah das hast du gut gemacht, oder keine Ahnung, das hast du gut gekocht, oder äh: das hast du gut [...] äh: ja was auch immer das; damit hast du mir eine Freude gemacht oder so (.) ah: jetzt (Amelie: Ja) das das tut einfach gut, so; ähm und dann ist man halt manchmal auch in der Gefahr dass man (.) ich auch, also ich versuche das zu bekommen; ähm (.) und zwar so dass es nicht direkt auffällt aber dass ich das (2) (Amelie: Ja) so anstupse dass ich vielleicht erhoffe okay vielleicht kommt ja dann diese Reaktion die ich mir erhoffe, (Sebastian?: Mhm) damit ich dann mich gut fühle, so ohne dass ich direkt sage (Jakob: Ja) hey du könntest du mit jetzt bitte ein Lob geben ich brauche das jetzt (? : @(.)@) (Amelie: Ja) weil das ist ja dann erbärmlich [...]

David spricht hier von Hausarbeitsteilung mit Anna und hebt hervor, dass es ihm gut-tue, wenn er ein Lob oder Kompliment von ihr erhalte. Er geht so weit, es einzufordern, es sich sogar abzuholen. Dies funktioniert natürlich nur, weil Anna ihm in dieser Situation auch tatsächlich gibt, was er braucht. Wie in freundschaftlichen Beziehungen auch, scheint die Erwartung an ein Geben der anderen Seite unaussprechlich zu sein, denn David versucht es mit „anstupsen“, weil eine direkte Aufforderung zum Lob „erbärmlich“ wäre. Die Unaussprechlichkeit hat ihre Wurzeln darin, dass er es selbst als „Gefahr“ sieht, ein solches Verhalten zu zeigen. Sich Lob abzuholen, ist einerseits etwas Verwerfliches und andererseits tut er es dennoch. Diesen Zwiespalt löst David, indem er den Wunsch nach Lob in der ‚Natur des Mannes‘ verortet. Der Mann benötige diese Bestätigung. David verweist damit aus der Sphäre der eigenen Entscheidungsgewalt in eine Sphäre, die ihn von der Eigenverantwortung für seine Handlungen befreit.

Anders verhält es sich bei beruflicher Fürsorge, wo das Geben der anderen Seite oftmals die Bezahlung ist.

Jugendtreff 1, 238

Julia: Ich mein die geben die geben sich (.) die allergrößte Mühe:, und machen Überstunden wie sonstwas, ich mein okay, kriegen auch dementsprechend Geld aber, (.) die haben sich ja wohl also

Julia spricht in diesem Zitat über Ärztinnen und Ärzte. Arzt-, Erziehungs- und Pflegeberufe, sind für die jungen Erwachsenen dieser Studie Berufe, in denen die Ausführenden Fürsorge geben. Julia nimmt an, dass im Arztberuf viele Überstunden geleistet werden müssten, dafür aber auch „dementsprechend“ Geld verdient werde. Maja erwidert darauf, dass es auch schon eine besondere Leistung sei, „son Menschen aufzuschneiden“ (Maja, Jugendtreff 1, 239), was andeuten könnte, dass das Verhältnis von Bezahlung und Tätigkeit als ausgewogen angenommen wird.

Soziale Arbeit, 96

Sabine: [...] weil ich das irgendwie (.) mittlerweile komplett trenn; also (.) auch was ich (.) in den einzelnen machen würde, oder (.) wie weit ich gehen würde, oder was ich auch zum Beisp- ich

so al- es gibt auch Sachen da sag ich ja für Geld, ähm (2) mach ich das, aber jetzt privat seh ich das nicht ein. (.) Und andersrum auch.

Sabine ist Teil derjenigen Gruppe, die strikt zwischen professioneller Fürsorge und privatem Kümmern trennt (siehe Kapitel 4.1). Sie studiert Soziale Arbeit und geht davon aus, dass sie für das Geben von Fürsorge auch etwas erhalten wird, und zwar ganz konkret: Geld. Dafür leistet sie in bestimmten Situationen bestimmte Dinge, was sie beim privaten Kümmern nicht tun würde. Privat gibt sie Fürsorge nicht unbedingt für Geld. In beiden Fällen aber gibt und erhält sie etwas. Auf ihr Geben erfolgt also ein Geben der anderen Seite. Im Unterschied zu den dargestellten Formen des Nehmens handelt es sich bei Bezahlungen weniger um rein auf die emotionale Ebene gerichtete Handlungen und auch nicht um direkt fürsorgliche Taten. Bezahlungen wirken heutzutage sogar stark entemotionalisiert, da es sich dabei oftmals nur um Zahlen auf einem Kontoauszug handelt. Sicherlich ließe sich Geldgeben an sich als Fürsorgehandlung interpretieren, wenn es sich um eine Spende o.ä. handelt. Als Bezahlung für eine Handlung liegt dem jedoch kaum ein fürsorglicher Gedanke zu Grunde. Die Erwidern ist in diesem Fall keine fürsorglich intendierte Handlung, sondern eben Entlohnung.

Feuerwehr 2, 267

Phillip: Aber da da da sieht man wieder, es gibt verschiedene Fürsorgearten. (.) (Bettina: Mhm.) Einmal materielle, und persönliche Fürsorge. Mate- (Michaela: Stimmt.) materiell, ich gebe (Fabian: Mhm.) ihm Wohnung, Geld, und (.) Anziehzeug und so, (.) und dann persönliche Fürsorge, du gib- du gibst im Schutz, (.) äh (.) gibst ihm Vertrauen, und äh (.) und und äh (.) redest halt einfach mit ihm.

Dieses Zitat von Phillip ist zwar als Geben formuliert, kann aber dennoch eine Zusammenfassung für die bisher genannten Formen des Nehmens sein, ohne seine Beschreibungen von Fürsorgearten zu übernehmen. All diesen Formen ist gemeinsam, dass sie aktiv von einer anderen Seite kommen, die nicht die Seite des Gebens ist. Sei es als Entlohnung, demnach also als weiteres ‚materielles‘ Geben oder als emotionale Erwidern (Vertrauen geben, reden).

Es gibt allerdings eine weitere Form des Nehmens, die ohne eine Gegenseite auskommt.

Studium, 201

Christian: Muss man halt sagen man kann da halt stolz drauf sein dass (Franka: @(.)@) (Emil: Ja) er jetzt mal aus was unserem Geld gemacht hat.

In der Gruppe Studium geht es häufig um Crowdfunding, wobei die Gruppe unter anderem darüber spricht, wie Anreize zum Spenden geschaffen werden könnten. Dies

kann unter anderem darüber erfolgen, dass die begünstigte Seite Sichtbarkeit über die Spende erzeugt. Im zitierten Beispiel kommt die Gruppe auch ohne ein Geben der anderen Seite aus, denn es wird davon ausgegangen, dass die Spende stolz machen könne. So eine ‚innere Zufriedenheit‘ wird auch in anderen Gruppen und Kontexten formuliert, wie zum Beispiel in der Gruppe Freikirchliche Jugend, wenn David berührt und glücklich ist zu sehen, wie andere sich freuen (Freikirchliche Jugend, 280). Diese innere Zufriedenheit wäre ein positives Gefühl auf Grund des eigenen Gebens.

Innere Zufriedenheit findet auf Grund des Gebens statt, sie kann jedoch auch zusätzlich Resultat von Wertschätzung, Entlohnung oder anderem Geben von einer anderen Seite sein. Wie aber bei David sichtbar wird, kann diese innere Zufriedenheit eine ganz eigene Qualität haben.

Freikirchliche Jugend, 341

David: [...] und dann ist dieser, vielleicht dieser kurze Moment wo du dir sagst in zehn Minuten hab ich frei, und dann hätte ich jetzt endlich Feierabend und dann sagt irgendwas in dir drin du (.) dreh nochmal um und nimm dir die Zeit bei dem und (.) dann ist es immer so dass ja: hm: und dann ist es doch immer wieder gut wenn man sich dann überwindet, und wenn man dann merkt (Jakob: Mhm) und dann fährt man heim und denkt sich okay das; das war jetzt echt gut; und dann ansonsten sitzt du daheim und denkst dir hätte ich doch.

Innere Zufriedenheit benötigt kein Geben einer anderen Seite, um wirksam zu sein, sie kann aber Resultat eines anderen Gebens sein. In jedem Falle ist sie emotional.

Jegliches Nehmen bzw. Geben der anderen Seite, muss in diese Argumentationsweise wechselseitig gedacht werden, also aus wechselseitigen Handlungen resultierend. Ist das Nehmen, wie zuletzt beschrieben, ein einseitiges Nehmen eigener Qualität, also gänzlich ohne eine Aktion der anderen Seite, so wird fraglich, ob es sich überhaupt noch um das Geben-und-Nehmen-Prinzip handelt. Da die Fürsorge *anderen* Menschen gegeben wird und somit zweiseitig ist, handelt es sich nicht um Selbstsorge, sondern um Fürsorge³¹. Eine innere Zufriedenheit als Nehmen/Erhalt kann (unter Umständen) auch erwartet und als persönlicher, emotionaler Nutzen für die gebende Person gedeutet werden. Dies geht mit bisherigen Ausführungen konform, die Erwartungen an ein Nehmen als wesentlichen Bestandteil für diese Denkweise charakterisieren.

³¹ Allerdings können Selbst- und Fürsorge auch verschwimmen, wenn beispielsweise eine fürsorgliche Handlung für andere getan wird, um gleichzeitig ein schlechtes Gewissen zu vermeiden.

Die Studienteilnehmenden beschrieben in einigen Situationen die Möglichkeit, dass jemand oder etwas zu viel Fürsorge gibt. Die Gruppe Ausbildung spricht häufig davon, dass die Fürsorge immer aus einem „gesunden Mittelmaß“ aus Fürsorge und Selbstsorge bestehen müsse. So stellte ich mir Fürsorge frühzeitig bildlich als eine Waage vor und fragte mich, wie die einzelnen Formen des Gebens und Nehmens in den Waagschalen verteilt werden könnten. Über diese Überlegungen kam die Frage auf, ob sich die Formen womöglich gegenseitig kompensieren könnten. Dies wird Thema des nächsten Abschnittes sein.

Kompensationen des Nehmens

Entlohnung ist im Geben-und-Nehmen-Prinzip das Geben der anderen Seite, was die eine, sozusagen die erste Seite erhält, also entgegen *nimmt*. Die verschiedenen Formulierungen in den Gruppen, dass bestimmte Berufe schlecht bezahlt würden (siehe Kapitel 4.3.2 und 5.2), lässt die Frage aufkommen, was dazu führen könnte, dass diese Berufe dennoch ausgeübt werden.

Feuerwehr 2, 1079

Fabian: Bild Nummer 22. (.) (Andrea: Ja.) Wenn, wenn Ärzte jetzt hart arbeiten, dass es den Leuten gesund geht, klar werden bezahlt dafür, aber (.) was die manchmal da für Arbeit leisten, und wenn ich mir vorstelle, mit was die da alles konfrontiert werden, mit welchen schlimmen Bildern, und auch negativen Erfahrungen, weil es kann nicht immer alles gut ausgehen dadrin, (Andrea: Ja,) ((Tür quietscht)) wie die dann die Kraft haben, dass sie da immer weiter machen, und

Jugendtreff 1, 259

Maja: Ja ab- ich mein man muss vielleicht auch anmerken es gibt ja auch sowas wie Ärzte ohne Grenzen, und (Thomas: Mhm.) was es da noch so alles gibt, und die machen das ja eben ohne Geld das sie (Mehrere: Mhm.) in (.) andre Länder reisen und Leute behandeln, also das muss man auch mal anmerken, find ich.

Maja und Fabian stellen fest, dass Ärzte und Ärztinnen mitunter große Belastungen auf sich nehmen. Fabian merkt an, dass sie dafür auch bezahlt würden, hebt aber gleichzeitig die Bedeutung dieses Berufes hervor. In seinen Worten liegt Bewunderung dafür, dass Ärztinnen und Ärzte „die Kraft haben“ mit „schlimmen Bildern“ umzugehen. Auch Majas Beschreibung kommt ohne eine explizite Benennung einer besonderen Leistung oder Gegenleistung aus. Doch allein schon, dass „man auch mal anmerken“ muss, dass „sowas wie Ärzte ohne Grenzen“ unbezahlt Menschen in anderen Ländern

behandeln, zeigt große Wertschätzung von ihr. In beiden Beispielen kommt vordergründig lediglich zum Ausdruck, dass Bezahlung nicht das Einzige ist, was als Form des Nehmens erscheint.

Jugendtreff 1, 174 – 176

Julia: Hm::nja meine Mama die betreu- oder hat zumindest ne Zeit lang auch immer ältere Menschen betreut halt für (.) ganz wenn ich Geld einfach so nebenbei, um sich halt nen bisschen was zu dazu zu verdienen und weil es halt auch einfach

Maja: Was Gutes tun wollte.

Julia: Genau: (1) und (2) ich weiß nicht ich denk das ist eigentlich was, (.) also ich komm jetzt mit alten Menschen nicht so kla:r, aber wenn man wenn man damit jetzt nicht so die Probleme hat, (2) dann

In dieser Passage der Gruppe Jugendtreff 1 wird es etwas deutlicher, was mit der Bezahlung einhergehen kann. Ein Grund, warum Julias Mama ältere Menschen betreut habe, war, weil ihr das Geld aus einem anderen Job nicht ausreichte. Daher suchte sie einen Nebenjob, um sich etwas dazu zu verdienen. Diese Bezahlung sei jedoch sehr gering, sodass Julia eine zweite Begründung angibt, die die Motivation zur Aufnahme der Arbeit betrifft. Julias Mutter betreute ältere Menschen nicht nur, weil sie das Geld brauchte, sondern auch, weil sie „was Gutes“ tun wollte. Dies ließe sich entweder als Wertschätzung durch die betreuten Personen oder als innere Zufriedenheit der Mutter interpretieren, möglicherweise beides. Damit wären gleichzeitig verschiedene Formen des Nehmens bei der Ausführung der Tätigkeit vorhanden. Julia sieht darüber hinaus eine wesentliche Voraussetzung dafür, solche Arbeit überhaupt zu übernehmen: Man müsse mit den älteren Menschen „klar kommen“. Was dieses „klar kommen“ bedeutet, wird in dieser Situation nicht weiter erklärt. Es zeigt aber, dass es auf der gebenden Seite Ausschlusskriterien gäbe, um eine bestimmte Fürsorgetätigkeit überhaupt erst übernehmen zu können oder zu wollen.

Freikirchliche Jugend, 370

David: Ja du hast ja eine gute Intention, (ich denk) dass ist ja auch immer wichtig einfach eben diese gute Intention zu haben (.) weil dass was i- was was ich hier tue, das das m- m- mach ich auch nicht wegen dem Geld (.) ja also da da gibt es bessere Möglichkeiten; sein Geld zu verdienen (.) äh: sondern einfach ja zum einen weil (1) weil Gott uns hierher geschickt hat. das ist einmal das wichtigste und zum anderen einfach (.) weil weils weil ich es von Herzen mache und weil ihr mir wichtig seid °und weil° (.) ja die anderen Jugendlichen die; auch die kleinen und die jüngeren mir wichtig sind;

David's Aussage beginnt mit einer Antwort an Paul, der zuvor meinte, dass er vielleicht „böse Hintergedanken“ hätte, denn die Fürsorge für seine Freunde habe manchmal ein Ziel: Er „möchte irgendwas säen, was vielleicht irgendwann mal aufgeht“ (Paul,

Freikirchliche Jugend, 367). David wertet dies als „gute Intention“ und bestätigt, dass auch er eine bestimmte Motivation bei seiner Arbeit als Jugendpastor hat, denn auch er mache den Job nicht des Geldes wegen - er hatte vorher eine kaufmännische Lehre abgeschlossen. Einerseits formuliert er, dass Gott ihn schicke und andererseits mache er die Arbeit von Herzen. Letzteres ist interpretierbar als innere Zufriedenheit oder/und Wertschätzung. Er formuliert hier zwar nicht, dass er es der Dankbarkeit wegen macht, doch sagte er nur kurz später (Freikirchliche Jugend, 379; siehe oben), dass er in anderen Kontexten Fürsorge durchaus in Erwartung eines Lobes betreibe. Im Anschluss an die Metapher etwas zu säen, ließe sich diese Arbeit für andere, die David von Herzen mache, auch so interpretieren, dass er ein bestimmtes Ergebnis erwarte oder sich erhoffe. Natürlich ist auch eine gänzlich erwartungsfreie Motivation denkbar, doch fügen sich die vorangehenden Interpretationen eher in das Gruppenbild.

Ich habe in diesem Kapitel aufgezeigt, dass die Beschreibungen der jungen Erwachsenen darauf hindeuten, dass die Fürsorgegabe stark von einer Erwartung geprägt ist, für die eigene Gabe auch etwas zu erhalten oder davon zu profitieren. Diese erwartete Gegengabe, die ich auch als das Nehmen bezeichne, kann vier verschiedene Formen annehmen:

- Materiell, bspw. Geld
- Physisch in Form einer fürsorglichen Tätigkeit, also einer Hilfeleistung
- Emotional in Form von Dankbarkeit oder Wertschätzung
- Emotional in Form von innerer Zufriedenheit auf der Seite der Gebenden

Diese vier Formen existieren womöglich selten komplett alleinstehend, sondern können sich, wie ich gezeigt habe, ergänzen bzw. auch kompensieren. So kann eine Pflegekraft viel innere Zufriedenheit durch ihre Arbeit erhalten, was möglicherweise die schlechte Bezahlung oder weitere schlechte Arbeitsbedingungen aufwiegen kann. Einige Gruppen bzw. Teilnehmende fordern, dass in der Fürsorge gänzlich auf das Nehmen verzichtet werden müsse, wobei es ihnen in dieser Studie nicht gelang, diese Forderung selbst für sämtliche Fürsorgekontexte durchzuhalten.

Die Betrachtung von Fürsorge als Ausformung von Geben und Nehmen zwischen zwei oder mehr Involvierten ist eine Betrachtung auf der Beziehungsebene. Es wäre sicherlich sehr interessant, diese Konstruktionen der Studienteilnehmenden beziehungssoziologisch zu diskutieren, zumal hier ohnehin eine Forschungslücke existiert (vgl. Lenz

und Nestmann 2009). Mein Augenmerk richtete sich jedoch sehr stark auf Theorien zu Gabe und Reziprozität, weshalb sich die folgenden Abschnitte damit beschäftigen, Care/Fürsorge reziprozitätstheoretisch zu betrachten.

6.2 „Wir haben ja so Normen“ – Norm der Reziprozität in der Fürsorge

Alvin W. Gouldner betrachtet Reziprozität vor allem aus der Perspektive funktionalistischer Theorien (Gouldner 1984d). Er geht davon aus, dass funktionale Analysen, wie er sie auch bei Marx, Mauss, Malinowski erkennt, eine „Prinzip funktionaler Reziprozität“ (Gouldner 1984d, S. 49) voraussetzt.

„Diese den funktionalistischen Untersuchungen zugrundeliegende Annahme kann leicht explizit gemacht werden und in folgender allgemeiner Form dargestellt werden: (1) Die Wahrscheinlichkeit, daß eine bestimmte Struktur fortbesteht, ist dann umso größer, wenn sie in reziprok funktionalen Austauschbeziehungen mit anderen steht; (1.1) je weniger reziprok die funktionalen Austauschbeziehungen zwischen den Strukturen sind, desto weniger wahrscheinlich ist die Stabilität sowohl beider Strukturen als auch der strukturierten Beziehungen zwischen ihnen – (1.2) *es sei denn, es sind kompensatorische Mechanismen am Werke.*“ (Gouldner 1984d, S. 49 Herv. i. O.)

Gouldner geht es um den Erhalt von (Teil-)Systemen und er fragt sich, wie Systemstabilität gewährleistet wird. Systeme treten in Austausch miteinander und solange dieser Austausch *funktional reziprok* ist, bleibt die Beziehung zwischen ihnen stabil. Eine Symmetrie des Austausches ist dabei solange nicht notwendig, wie die Asymmetrie kompensiert wird. Ist beides nicht gegeben, so läuft der Austausch Gefahr zusammenzuberechnen. Als kompensatorische Mechanismen zählt er „allgemein geteilte kulturelle Vorschriften“ auf, wie zum Beispiel Großherzigkeit, oder auch allgemein geteilte Verbote (vgl. Gouldner 1984d, S. 50 f.).

Die Überlegungen zur Reziprozität in funktionalistischer Theorie waren Ursprung von Gouldners Interesse am „Phänomen der Reziprozität“ (Gouldner 1984a, S. 80). Hat er sich in „Reziprozität und Autonomie im Funktionalismus“ noch vor allem an Parsons und Merton abgearbeitet und daher auf Systeme bezogen, so geht er in „Die Norm der Reziprozität. Eine vorläufige Formulierung“ vor allem auf Subjekte und Gruppen ein und bezieht sich teilweise auf den Anthropologen Malinowski. Er wendet sich hier nun gegen die vorausgesetzte Annahme von Reziprozität in funktionalistischen Theorien und fordert stattdessen, Reziprozitätsbeziehungen und deren Ausformungen zum Ziel empirischer Analysen zu machen (vgl. Gouldner 1984a, S. 84).

6.2.1 „Normen und Werte sind der Ursprung der Fürsorge“ – Reziprozitätsnorm und Komplementarität

Begrifflich unterscheidet Gouldner Reziprozität von Komplementarität und Ausbeutung und entwickelt den Begriff der Reziprozitäts*norm*. Komplementarität bedeutet für Gouldner, dass kein Austausch stattfindet, sondern, dass Bedürfnisse auf Grund von Pflichten einseitig befriedigt werden.

„Kurz gesagt, Komplementarität bedeutet zugleich, daß die Rechte des einen die Verpflichtungen des anderen sind und umgekehrt. Reziprozität jedoch bedeutet, daß *jede* Partei Rechte und Pflichten hat.“ (Gouldner 1984a, S. 93; Herv. i. O.)

Reziprozität, auch in der Fürsorge, bedeutet gegenseitige Verpflichtung und damit auch einen Moment der Freiwilligkeit, sich in Verpflichtung zu begeben (siehe Kapitel 4.3.3). In den Diskussionen wird die Freiwilligkeit von Fürsorge sehr stark hervorgehoben. Fürsorgepflichten gelten vor allem für diejenigen Menschen, die gesellschaftlich geteilte Werte und Normen nicht mittragen und somit zur Fürsorge verpflichtet werden müssen, so beispielsweise, wenn ein Elternteil sich nicht den (gesetzlichen) Normen entsprechend um das eigene Kind kümmert (siehe Soziale Arbeit in Kapitel 4.3.2). Der Fürsorgepflicht nicht nachzukommen kann zu „sozialer Ächtung“ führen (Sabine, Soziale Arbeit, 1734). Wahrscheinlich ist, dass selbst das Bitten, der Fürsorgepflicht nachzukommen, zu Nachteilen führen kann oder bereits geführt hat, wenn dies anderen Menschen bekannt geworden ist. Auf eine Situation in einem Pflege- oder Erziehungsberuf übertragen würde dies bedeuten, dass die Menschen unter Zwang ‚nur noch ihren Job machen‘, der vielleicht als Fürsorgeberuf umschrieben ist, aber die Ausführung der Arbeit selbst kann nicht mehr als Fürsorge bezeichnet werden. In einer Situation kann es sich auch dann um Fürsorge handeln, wenn sich Freiwilligkeit und Verpflichtung vermischen. Doch wenn man anderen ausschließlich hilft, weil man verpflichtet oder gezwungen wird, handelt es sich den jungen bayerischen Erwachsenen zufolge nicht mehr um Fürsorge. Gouldners Komplementarität fällt demnach nicht in die Fürsorgevorstellungen der jungen Erwachsenen dieser Studie, da eine reine Pflichterfüllung in deren Augen keine Fürsorge darstellt.

Ausbeutungen sind für Gouldner „bestimmte soziale Transaktionsformen, die aus einem Austausch von Gütern mit ungleichem Wert bestehen.“ (Gouldner 1984a, S. 89). Mit Durkheim geht er davon aus, dass „ein ungleicher Austausch von Gütern und

Dienstleistungen sozial desintegrativ wirkt, weil er bestimmte, allgemein gültige *Werte* verletzt.“ (Gouldner 1984a, S. 91; Herv. i. O.). Die jungen Erwachsenen der vorliegenden Studie bringen Ausbeutung und Fürsorge mit dem Begriff des Ausnutzens zusammen. Ausnutzen ist eine Folge der Fürsorge einer Seite, die von einer anderen Seite über das Maß des Bedürfnisses hinaus in Anspruch genommen wird. Artikuliert wird dies in verschiedenen Zusammenhängen, beispielsweise bei staatlichen Transferzahlungen, wenn jemand „Hartz 4“ erhält, sich aber nicht um einen neuen Job bemüht. Auch Pflegende können sich ausgenutzt fühlen, wenn Sie glauben, mehr zu geben als zu erhalten (beispielsweise über den Lohn). Folgende Passage veranschaulicht noch einmal die Verknüpfung des Ausnutzens oder der Ausbeutung mit dem Geben-und-Nehmen-Prinzip.

Katholische Jugend, 925 – 929

Peter: Der Wohlstand. dann hast du eigentlich auch- dann ist es wieder wie mit dem Freund, du hast den Hund auch nur dass du quasi so einen (.) Kumpel hast. (.) aber der Hund, der wird quasi nur ausgenutzt.

Michael: Aber so ein Hund ist doch (.) scheiße nochmal glücklich, @(.)@

Peter: Ja kommt drauf an, @(.)@

Michael: @Er freut sich jedes Mal wenn du Heim kommst@ (Josef: @(.)@) und ist traurig wenn du gehst. weil der der macht sich keine Gedanken drüber, der denkt einfach nicht. (.) freut sich am Leben, freut sich wenn er was zum Essen kriegt, kannst ihm hundert Mal das gleiche, das Leckerli geben und (.) der freut sich jedes Mal wieder @(.)@

Josef: Und er hilft dir, (Michael: Ja richtig) wenn du alleine bist, hilft er dir das (Peter: mhm) Gefühl. von Anwesenheit sozusagen.

Peter ist der Meinung, dass ein Hund ausgenutzt würde, weil er nur dazu da sei, ein „Kumpel“ zu sein. Michael hält dem entgegen, dass der Hund auch etwas davon habe, für den Menschen da zu sein, weshalb er also nicht ausgenutzt würde. Das Geben des Menschen kann dabei in ganz verschiedener Form geschehen. Entweder durch die Versorgung mit Lebensmitteln oder durch bloße vermutete Zufriedenheit des Hundes, wenn dieser einfach glücklich ist. Situationen können so umgedeutet werden, dass Ausbeutung als nichtzutreffend gilt. Dies ist auch eine Frage der Argumente. Vielleicht redet Michael es sich schön, wenn er meint, dass der Hund „scheiße nochmal glücklich“ sei. Er und Peter müssen darüber schmunzeln, denn Michaels Aussage nehmen wohl beide nicht so ganz ernst. Dem Ausnutzen kann aber nicht nur argumentativ begegnet werden, indem der Nutzen auf der anderen Seite der Fürsorge hervorgehoben

wird. Die Seite, die sich ausgenutzt fühlt, kann sich auch zurücknehmen und das Verhältnis ‚gerade rücken‘. Dies ist der Weg, den die Gruppe Pflegeschule wählt. Die Teilnehmenden attestieren sich zwar ein „Helfersyndrom“, aber sie gewöhnen sich an, egoistisch zu sein, damit sie am Ende nicht „der Depp vom Dienst“ sind (Isabell, Pflegeschule, 70). An dieser Beschreibung wird auch der von Gouldner hergestellte Bezug zur desintegrativen Wirkung ungleicher Austauschverhältnisse sichtbar: Der Beruf wird nicht mehr so ausgeübt, wie er ausgeübt werden sollte, wie es eigentlich den Ansprüchen und Werten der Pflegenden selbst entsprechen würde. Sie nehmen sich zurück und gewöhnen sich Egoismus an, um sich nicht ausgenutzt zu fühlen. Das persönliche berufliche Engagement würde demnach heruntergestuft, worunter diejenigen leiden würden, die die Pflege empfangen (sollten). Die Beziehung zwischen dem Pflegepersonal und den Bedürftigen würde ‚beschädigt‘ und die Beziehung zwischen der entlohnenden Institution (z.B. Pflegeheim) und der Pflegekraft ebenfalls (wenn es nicht ohnehin schon der Fall ist). Das Pflegepersonal handelte gegen die eigenen Ansprüche, gegen das eigene Berufsethos, gegen die eigenen Werte.

Eine andere Form des Ausgleichs der bewussten Ausbeutung deutet die Gruppe später an. Die Teilnehmenden bezeichnen sich dann erneut als egoistisch, weil sie sich „eine Handtasche für dreihundert Euro“ oder eine Couch kauften (Pflegeschule, 295 f.). In dieser Deutung würden die schlechten Arbeitsbedingungen über Konsumverhalten dann offenbar emotional kompensiert.

6.2.2 „Aus purer Leidenschaft, und Werte und Normen“ – Reziprozitätsnorm und Wohltätigkeitsnorm

Mit dem Anthropologen Malinowski hebt Gouldner zwei Fokusse von Reziprozität hervor und fügt dem noch einen eigenen dritten hinzu. Zum einen sieht er eine bestimmte Reziprozität in Arbeitsteilung innerhalb kleinerer Gruppen, wie zum Beispiel Familien (Gouldner 1984a, S. 94 f.). Hier geht es um nicht-ökonomische Bereiche. Zum anderen sieht er die zweite Analyseebene im ökonomischen Bereich, innerhalb dessen gleichwertige Güter und Dienstleistungen ausgetauscht werden. Beispielhaft bemüht Gouldner hier den Tausch von Fisch gegen Gemüse. Diesen beiden Analyseebenen fügt er nun eine Form von Reziprozität hinzu, bei der Handelnde einer übergeordneten moralischen Norm folgen. Diese übergeordnete Norm ist auch zeitlich nicht mehr konkret

fassbar, wie bei der Arbeitsteilung oder dem Warentausch. Geben und Erwidern erfolgen in ungenauem zeitlichem Abstand zu einander.

„Wir schulden anderen ganz bestimmte Dinge, weil sie früher für uns etwas getan haben, weil es eine gemeinsame Vorgeschichte unserer Interaktionen gibt. Es handelt sich um derartige Verpflichtungen, die mit der generalisierten Reziprozitätsnorm gemeint sind.“ (Gouldner 1984a, S. 97)

Das *Geben und Nehmen*, das dem Denken der jungen Erwachsenen dieser Studie zur Beschreibung von Fürsorge zugrunde liegt, kann als Ausdruck einer solchen Norm gesehen werden. Sie findet nicht nur in Familien oder kleineren Kreisen aus sich bekannten Menschen statt, sondern auch unter fremden Menschen. Gouldner formuliert zwei „Minimalforderungen“ dieser Reziprozitätsnorm:

„(1) Man sollte denjenigen helfen, die einem geholfen haben, und (2) man sollte jene nicht kränken, die einem geholfen haben.“ (Gouldner 1984a, S. 98)

Die Formulierung, die Gouldner hier wählt, ist im Grunde eine umfassende Beschreibung von Fürsorge: Er schreibt explizit vom Helfen. Wenn also der Reziprozität sozialwissenschaftlich eine enorme Bedeutung für den sozialen Zusammenhalt und das soziale Gleichgewicht beigemessen wird, wie Gouldner es mit Bezug zu Georg Simmel, Howard Becker, Claude-Lévi Strauss, Émile Durkheim, Karl Marx und vielen anderen tut (vgl. Gouldner 1984a, S. 79 f.), dann ließe sich vielleicht konkretisieren: Der soziale Zusammenhalt wird durch reziproken Austausch von *Fürsorge/Care* sichergestellt. Und nicht nur das. Denn Gouldner weist auch auf den „Auslösemechanismus“ der Reziprozitätsnorm hin, das „heißt, sie [die Norm; MS] hilft soziale Interaktion zu initiieren“ (Gouldner 1984a, S. 108).

„Wenn die Norm von beiden Parteien internalisiert worden ist, verpflichtet sie denjenigen, der zuerst ein Gut empfangen hat, dieses in einer gewissen Zeit zurückzuerstatten; für denjenigen, der sich als erster von seinen Werten trennt, liefert sie einen realistischen Grund für sein Vertrauen, daß ihm seine Leistung zurückerstattet wird.“ (Gouldner 1984a, S. 110)

Dieser Auslösemechanismus erinnert damit stark an das, was Simmel zur Dankbarkeit und Mauss zur Verpflichtung zur Erwidern schreiben. Gouldner lässt in seiner Aussage auch das Vertrauen anklingen, worauf auch die Studienteilnehmenden hingewiesen haben (siehe Kapitel 4.3.2). Bei ihm bleibt es etwas nebensächlich, aber Vertrauen ist die Voraussetzung, um überhaupt zuerst etwas zu geben. Für Gouldner ist es ein Vertrauen darin, dass die andere Person sich ebenfalls an die Reziprozitätsnorm hält. Erst wenn die eine Person annimmt, dass die andere Person die gleiche Norm, den

gleichen moralischen Wert verinnerlicht hat, hat sie das Vertrauen, dass ihr Geben erwidert wird.

Allerdings taucht an dieser Stelle ein Widerspruch auf, den Gouldner im Text „Etwas gegen nichts. Reziprozität und Asymmetrie“ (1984b) zuerst einführt, aber auch direkt ausräumt. Im Grunde ist nämlich nicht die Reziprozitätsnorm der Auslösemechanismus, sondern es ist die *Wohltätigkeitsnorm*:

„die Wohltätigkeitsnorm ist der Zündschlüssel, der den Anlasser (die Reziprozitätsnorm) in Gang setzt, der seinerseits den Motor antreibt – den fortdauernden Zyklus wechselseitigen Austausches.“ (Gouldner 1984b, S. 136)

Unter Wohltätigkeit versteht er die Norm „mehr zu tun, als sich lediglich zur Reziprozitätsnorm konform zu verhalten“ (Gouldner 1984b, S. 125). Gouldner braucht die Wohltätigkeitsnorm, weil er die Reziprozitätsnorm als „Austausch *gleichwertiger* Leistungen“ konzipiert (Gouldner 1984a, S. 95; Herv. i. O.) und damit noch erklären muss, warum Menschen mehr geben als das, was zum gleichwertigen Ausgleich nötig wäre. Dieser Frage geht er vor allem mit Blick auf diejenigen Menschen nach, die Wohltaten nicht erwidern können.

„Kinder können es zumindest nicht in einem Zeitraum, in dem der Gebende auf eine solche Gegengabe möglicherweise angewiesen ist. Und wieder andere, wie beispielsweise geistig Behinderte, sind ganz eindeutig nicht fähig, sich überhaupt jemals reziprok zu verhalten.“ (Gouldner 1984b, S. 119)

Die Wohltätigkeitsnorm ist eine Norm, die fordert, dass auch jenen Menschen geholfen wird, die Hilfe benötigen, und nicht nur jenen, die die eigene Gabe zu erwidern im Stande zu sein scheinen. Gouldner fasst darunter Beschreibungen wie Nächstenliebe, Altruismus und Gastfreundschaft (Gouldner 1984b, S. 125 f.). Ein weiterer Unterschied zwischen beiden Normen ist, dass sich bei der Reziprozitätsnorm Beteiligte aufeinander beziehen und sich gegenseitig verpflichten. Wenn Person A etwas gibt, ist B zur Gegengabe verpflichtet. Solange Gegengaben kein Gleichgewicht erreichen, bleibt eine Verwobenheit beider Seiten bestehen, denn eine Seite wartet auf den ausgleichenden Erhalt, die andere will ausgleichen. Bei der Wohltätigkeitsnorm hingegen sieht Gouldner die Verpflichtung nicht zwischen den beiden Seiten, sondern „einer vermeintlich übernatürlichen Macht oder Gottheit“ gegenüber (Gouldner 1984b, S. 144). Die empfangende Seite *kann* an seinem Beispiel der geistig behinderten Person die Gabe ja gar nicht erwidern, weshalb die gebende Person keinen Anreiz zur Gabe hätte.

Die Verpflichtung gründet also außerhalb dieser Dyade, zum Beispiel in einem religiösen Gebot, etwas Gutes zu tun. Gouldners Beschreibungen der Wohltätigkeitsnorm sind überwiegend geprägt von Religiosität, doch sind sie nicht darauf beschränkt.

Reziprozität spielt auch bei der Wohltätigkeitsnorm eine Rolle, nämlich in Form des Übernatürlichen, in Form von Gott.

„Als Gegenleistung *kann* Gott die Menschen auserwählen und für die Wohltätigkeit, die sie einander gegenüber gezeigt haben, belohnen; Gott *kann* sich reziprok verhalten, aber nicht für die ihm gegenüber erwiesene Großzügigkeit, sondern für den Gehorsam gegenüber seinen Geboten.“ (Gouldner 1984b, S. 144; Herv. i. O.)

Dieser Ansatz ist auch unter den befragten Jugendlichen wiederzufinden, so erklärt beispielsweise David, dass Jesus für die Menschen am Kreuz gestorben ist und die Menschen nun zur Fürsorge unter einander verpflichtet seien (Freikirchliche Jugend, 89 ff.; siehe Kapitel 6.1.1). Auch Bettina findet, dass man denjenigen, die nichts zurückgeben können, helfen und sich daher zum Geben zwingen müsse (Feuerwehr 2, 245). Bettina nimmt keinen Bezug zu einer übernatürlichen Macht oder Religion, sie fordert, dass man eben das eigene Ego überwinden müsse. Man muss sich selbst antreiben, die Hilfe zu geben. Fraglich ist aber, ob dies tatsächlich ohne ein Gegengewicht getan wird, denn wie Gouldner selbst in der Wohltätigkeitsnorm die Reziprozität ins Spiel bringt, ließe sich auch sagen, dass die reziproke Gegenleistung vielleicht nicht (nur) durch die andere Seite stattfindet, sondern außerhalb der Dyade. Wohltätigkeit wäre dann einfach eine andere Form von Reziprozität. Warum aber denkt Gouldner die Wohltätigkeit nicht als Teil der Reziprozität?

Es ist einerseits anzunehmen, dass dies der angenommenen Gleichwertigkeit bei Gabe und Gegengabe innerhalb der Reziprozität geschuldet ist, die er unzureichend hinterfragt. Denn eigentlich bezieht er ja „kompensatorische Mechanismen“ in seine vor allem systemtheoretischen Überlegungen mit ein (Gouldner 1984d, S. 49). Auch denkt er Dankbarkeit und Loyalität in seine Überlegungen zu Reziprozität schon mit – allerdings treten diese erst ein, wenn Menschen schon „über einen gewissen Zeitraum hinweg miteinander in einer Serie von Austauschbeziehungen gestanden haben“ (Gouldner 1984b, S. 120) und nicht als Gegenleistung einer Gabe. Gouldner scheint auch keine Reziprozität mittels Dankbarkeit und Respekt anzunehmen, wenn er sie direkt beschreibt.

„Auch Mildtätigkeit [Wohltätigkeit; MS] hat somit einen *Lohn* auf Erden: Sie legitimiert die Führungspositionen derjenigen, die geben, und indem sie ‚Außenstände‘ bei den Niederen gegenüber Höheren entstehen läßt, stärkt sie die Position der Herrschenden. Indem sie das Prestige der Bevorzugten erhöht und Respekt, Dankbarkeit und Ehrerbietung – kurz: Gehorsam ihnen gegenüber befördert, stattet dies die Bevorzugten mit Legitimität aus.“ Gouldner 1984b, S. 140; Herv. i. O.; kursiv MS

Dies kann daran liegen, dass er Reziprozität als Norm begreift, der Menschen folgen oder nicht. Er denkt zwar eine Gegenleistung bzw. Gegengabe mit, doch offenbar nicht, dass es eine Erwartung an diese Gegenleistung geben kann. Mit Hilfe des Datenmaterials der vorliegenden Studie ist Gouldners Theorie leicht abzuwandeln, indem Wohltätigkeit als spezifische Form von Reziprozität betrachtet wird, da es auch bei Wohltätigkeit eine (bewusste oder unbewusste) Erwartung gibt, irgendetwas dadurch zu erhalten. Die Gegenleistung einer Wohltat kann innere Zufriedenheit darüber sein, im Einklang mit Gott oder anderen Werten gehandelt zu haben, aber auch ein positives Gefühl, welches aus eigener Macht oder Dankbarkeit und Respekt durch andere entsteht. Gliederten wir Wohltätigkeit aber anstandslos in Reziprozität ein, würden wir behaupten, dass jede Wohltat auf Gegenleistung irgendeiner Art aus wäre. Dies ist sicherlich eine verfrühte These. Allein als Möglichkeit, dass Handeln aus purem Altruismus geschehen *kann* oder *könnte*, sollte Wohltätigkeit ohne Nehmen heuristisch weiter mitgedacht werden.

Zusätzlich zu den beiden bisher dargelegten Normen führt Gouldner außerdem noch die Norm des *moralischen Absolutismus* ein, bei dem es nicht darum geht, „das Gute“ zu tun, wie bei der Wohltätigkeit, sondern „das Rechte“ (Gouldner 1984b, S. 153). Diese Norm gilt als letzte Rechtfertigung, wenn Reziprozitäts- und Wohltätigkeitsnorm als Begründung, anderen zu helfen, nicht mehr ausreichend sind. Der moralische Absolutismus ist eine Art Letztbegründung und auch Letztverpflichtung, weshalb er ein „zerstörerisches Potential“ birgt (Gouldner 1984b, S. 150). Diese Norm kann die beiden zuvor genannten Normen stützen, aber auch aufheben. Sie ist eine situative Berufung auf eine Regel, die nicht mehr aussagt als: „Der Code muß befolgt werden.“ (Gouldner 1984b, S. 148). Wir kennen es womöglich aus dem Alltag als „Das macht man so.“ oder ähnliche Aussagen. Menschen, die sich auf diese Norm berufen, folgen einer Moral, die nicht übereinstimmen muss (aber kann) mit der Reziprozitäts- und/oder der Wohltätigkeitsnorm, weshalb Gouldner es als offensichtlich betrachtet, dass „das ‚Recht‘ des moralischen Absolutismus durch Reziprozität und Wohltätigkeit gemildert werden“ muss (Gouldner 1984b, S. 154 f.). Beispielhaft für das zerstörerische

Potenzial dieser Norm führt er an, dass Adolf Hitler sich ebenfalls an bestimmte moralische Vorschriften gebunden fühlte und sie mit aller Strenge durchsetzte.

Inwiefern der moralische Absolutismus noch mit Fürsorge in Einklang zu bringen ist, ist fraglich. In Kapitel 4.3.3 wurde dargestellt, dass es immer um die Intention geht, anderen zu helfen. Nur die Intention macht eine Handlung zur Fürsorgehandlung.

Eva (Soziale Arbeit, 1587): Ja aber gut (.) gemeint, ist nicht immer gut gemacht nä,

Die Gruppe Soziale Arbeit honoriert auch bei missglückter Fürsorge weiterhin den fürsorglichen Grundgedanken und resümiert, dass eine Fürsorgehandlung negative Folgen haben könne, aber eben weiterhin als Fürsorge bezeichnet werde. So sieht es auch die Gruppe Katholische Jugend.

Katholische Jugend, 546 – 547

Josef: Es heißt am Dorffest, sag ich bestell achttausend Würscht; die kommen auf jeden Fall weg. (Britta: @(.)@) und dann sitzt du auf fünftausend, hast ein riesen Minus gemacht, (Michael, Britta, Peter: @(.)@) aber eigentlich hab ich dir ja geholfen. ich hab es ja gut gemeint.

Michael: M::h kommt drauf an ja, deine Intention war (.) kommt auf deine Intention an ä::h wenn die Intention war #hey die knall ich in die Pfanne# oder war es #ja ich will dir wirklich helfen# aber (.) wenn du es selber nicht besser weißt dann;

Wenn also moralischer Absolutismus und die Intention, anderen helfen zu wollen, zusammenkommen, gilt die Handlung weiterhin als Fürsorge. Die Frage an die helfende Person müsste mit Gouldner wohl sein, ob sie „das Gute“ oder „das Rechte“ tun wollte, um heraus zu bekommen, ob es sich um eine Wohltätigkeit oder eine rein von Moral getriebene Situation handelt. Hier verschwimmen beide Normen bis zur Unkenntlichkeit. Da aber Fürsorge von den Teilnehmenden als *Intention anderen zu helfen* definiert wird, schließt dies den moralischen Absolutismus in gewisser Weise aus, da hierbei diese Intention fehlen würde.

6.2.3 Fazit zur Norm der Reziprozität in der Fürsorge

Mit seinen Ausarbeitungen liefert Gouldner einen sehr umfassenden Begriff von Reziprozität. Aus funktionalistischer Perspektive beschäftigt er sich mit Stabilität und Instabilität sozialer Systeme, übersieht dabei aber offenbar Erwartungen auf individueller Ebene, welche Reziprozität beeinflussen können. Die Reziprozitätsnorm wie auch die Wohltätigkeitsnorm sieht er als stabilisierende Normen an, da sie Sozialität ermögli-

chen und am Leben erhalten. Dies kann durch die Norm des moralischen Absolutismus gestützt oder auch torpediert werden. Die ersten beiden Normen sind anschlussfähig an Überlegungen zu Care und Fürsorge, da es in beiden um Hilfestellungen geht. Reziprozität als Norm gibt vor, dass ich jenen helfen muss, die mir geholfen haben. Dies setzt Beziehung in Gang und kann sie vertiefen. Die Wohltätigkeitsnorm kann ein Auslöser für Reziprozität sein, indem erst einmal geholfen wird, ohne zwingend Hilfe von der anderen Seite zu erwarten. Diese Wohltat wird aber selten gänzlich selbstlos vollführt, so die These dieser Arbeit im Einklang mit dem empirischen Datenmaterial. Es wird erwartet, dass irgendetwas anderes zurückkommt, auch wenn es nicht von der anderen Seite geliefert wird. Gouldner knüpft dies an etwas Übernatürliches, was auch die jungen Erwachsenen dieser Studie tun (z.B. Jesus). Das bestätigt Reziprozität, da Jesus bereits gegeben hat und die Menschen nun als Ausgleich ebenfalls geben. Insofern kann Wohltätigkeit als Form der Reziprozität gesehen werden.

Wie sich Reziprozität zur Ökonomie verhält erläutert Gouldner nicht explizit. Einerseits beschreibt er den Tausch von Fisch gegen Gemüse als Reziprozität (aber nicht als Reziprozitäts*norm*), andererseits schreibt er der Reziprozitätsnorm eine Tendenz zu einem „utilitaristischen Zweckdienlichkeitsprinzip“ zu, „mit all den Spannungen, die sich hieraus leicht ergeben“ (Gouldner 1984b, S. 152). Diese Spannungen sind als Instabilitätsrisiko für soziale Systeme zu werten. Er grenzt die Reziprozitätsnorm außerdem vom „Nullsummenspiel“ ab, das auf Wettbewerb und Ungleichgewicht ausgerichtet ist, während die Reziprozitätsnorm auf „ein ungefähres Gleichgewicht“ zielt (Gouldner 1984b, S. 156). Beim „Nullsummenspiel“ handelt es sich demnach um das, was Gouldner in einem anderen Text noch als Ausbeutung beschrieben hat und es ist ebenfalls nicht als Fürsorge zu bezeichnen (s.o.).

Mit den Vorstellungen junger Erwachsener von Fürsorge ließe sich Gouldners Theorie so deuten, dass Fürsorge, gedacht als Geben-und-Nehmen-Prinzip, der Reziprozitätsnorm unterliegt, wobei die Wohltätigkeitsnorm eine Unterform ist. Warentausch kann ebenfalls Fürsorge sein, sofern damit ein Gedanke des Helfens einhergeht. Fürsorge geht aber nicht mit vollkommenem Zwang zur Handlung einher, sondern benötigt einen gewissen Anteil an Freiwilligkeit.

6.3 „Die beste Fürsorge hast eigentlich in der Familie“ – Reziprozität und (Verwandtschafts)Beziehungen

Marshall Sahlins hat Marcel Mauss und Alvin Gouldner gelesen und arbeitet, basierend auf anthropologischen Forschungen, drei Formen der Reziprozität heraus: *generalisierte*, *ausgeglichene* und *negative Reziprozität*. Daneben entwickelt er ein Modell verwandtschaftlicher Distanz, das durch die zwischenmenschliche Nähe oder Ferne die Ausprägungen der Formen der Reziprozität mitbestimmt. Darüber hinaus widmet er sich auch der finanziellen Lage beteiligter Menschen und unterscheidet lebenswichtige Tauschgüter von anderen Gütern. Alles zusammen ergibt ein sehr umfassendes Bild von Tauschbeziehungen und ihren Ausformungen. Sahlins' Überlegungen rekurrieren auf „primitive Gesellschaften“³² (Sahlins 1999, S. 149), wobei er anekdotenhaft auf die Gesellschaft der USA im 20. Jahrhundert blickt, deren Teil er selbst ist. Ich werde seine Erkenntnisse als Heuristik verwenden, um die Deutungsmuster der jungen Erwachsenen, die dieser Studie zugrunde liegen, zu erläutern.

Bevor Sahlins die Formen der Reziprozität darlegt, unterscheidet er zwischen Reziprozität und Umverteilung (Pooling), wobei letztere auf dem „Reziprozitätsgrundsatz gegründet“ sei (Sahlins 1999, S. 163). Bei einer bestimmten Form von Reziprozität könne es dazu kommen, dass Güter zentral gesammelt und wieder verteilt werden. Genau der gleiche Sachverhalt ist auch mit dem Begriff Pooling beschrieben. Die Unterscheidung liegt nun darin, dass die zentrale Stelle beim Pooling einer „Abstammungslinie“ entstammt und die „Gefolgschaft“ eine „kooperative Gruppe“ ist (Sahlins 1999, S. 163). Ist die zentrale Umverteilung von Gütern jedoch „eine persönliche Leistung“ eines „Führers“ und endet die Struktur dieser Umverteilung „mit dem Tod“ der „im Mittelpunkt stehenden“ Führungsfigur (Sahlins 1999, S. 163; Herv. i. O), so spricht Sahlins von Reziprozität, anstatt von Pooling. Er unterscheidet beide Begriffe außerdem darin, dass Pooling eine Innenbeziehung und Reziprozität eine Außenbeziehung sei. Pooling findet innerhalb einer Gruppe statt und Reziprozität zwischen zwei (!) Parteien (Sahlins 1999, S. 151).

³² Unter „primitiven Gesellschaften“ versteht Sahlins Gesellschaften in „Abwesenheit öffentlicher und souveräner Macht“ (Sahlins 1999, S. 150), in denen die Gewalt dezentralisiert ist, es also keinen ‚Staat‘ mit von allen anerkannter Gesetzgebung gibt. Ich wende mich gegen diese ethnozentristisch-kolonialistische Begriffswahl, die offenbar die eigene Gesellschaft für höherwertig hält. Daher, aber auch weil ein Rekurs auf diese Gesellschaftsformen in der vorliegenden Arbeit nicht nötig ist, gehe ich sparsam mit der Wiedergabe dieser Bezüge um.

Man kann nun mit Hilfe dieser Unterscheidung die Umverteilung von Steuern in einem Staat als Reziprozität bezeichnen, da in Deutschland die politischen Führungen eher durch persönliche Leistungen zustande kommen als über „Abstammungslinien“.

Wohnheimgruppe 2, 138

Bastian: Mh ja natürlich. aber da ist es natürlich auch Aufgabe des Einzelnen da was zu machen, aber ich mein so im Berufsleben oder auch Schul- wenn man in der Schule ist oder so; dann hat man ja oftmals auch nicht die Zeit sich jetzt wirklich (.) also wirklich sozial zu engagieren um irgendwie ehrenamtlich tätig zu werden oder dergleichen. und da ist es dann auch mit auf oder äh äh Aufgabe des Staates da dann Hilfe zu gewährleisten, und äh das dann quasi über die Bürger natürlich zu finanzieren, und ähm damit eben so so eine verstärkte ehrenamtliche Hilfe gar nicht benötigt wird so im ex- extremen Maße.

Weil die Einzelnen nach Meinung der Studienteilnehmenden nicht immer die Zeit haben, sich um andere zu kümmern, müsse der Staat die Organisation der Fürsorge übernehmen, indem er die nötigen Mittel von der Bevölkerung einsammelt und dann eben an die Bedürftigen verteilt. Diese Forderung und der Sachverhalt sind durchaus als Umverteilung zu beschreiben.

Ob Pooling in der von Sahlins beschriebenen Form in Deutschland oder anderen euro-amerikanischen Ländern stattfindet, z.B. in Familien, wäre empirisch zu prüfen. Zwar ließe sich in Familien von „Abstammungslinien“ sprechen. Das Zusammentragen der einzelnen Güter und deren Neuverteilung durch das ‚Familienoberhaupt‘ ist aber Sache von Aushandlungen innerhalb der einzelnen Familien. Es ist jedoch anzunehmen, dass in den allermeisten Familien nicht jedes einzelne Gut einer Einzelperson angetragen und von ihr erneut verteilt wird, auch wenn das sog. Familienernährermodell (Bock und Duden 1977; Fthenakis 1999; Gerhard 2014) durchaus derartige Muster trägt. Im empirischen Material dieser Studie sind keine Hinweise zu familiärem Pooling zu finden. In dieser Arbeit wird es dabei belassen, Pooling als sehr spezielle Form von Reziprozität zu deuten.

6.3.1 Generalisierte, balancierte³³ und negative Reziprozität

Sahlins denkt Reziprozität immer wieder in Kontinuen, was seine Denkweise ansprechend macht, weil somit ein starrer Dualismus zumindest aufgelockert werden kann,

³³ In der hier oft verwendeten deutschen Version wird „balanced reciprocity“ (Sahlins 1972, S. 194) mit „ausgeglichene Reziprozität“ übersetzt. Ich verwende lieber die Übersetzung „balancierte Reziprozität“, wie sie (Seiser und Thalhammer 2017, S. 73) und Stegbauer (vgl. 2011, S. 30) verwenden, weil damit

auch wenn die zwei Pole bestehen bleiben. An dem einen Ende des Kontinuums der Reziprozität siedelt er mit Bezug auf Bronislaw Malinowski das „reine Geschenk“ an (Sahlins 1999, S. 152). Hierbei wird eine Erwidierung auf eine Gabe nicht erwartet. „Am anderen Ende steht eine eigennützige Besitzergreifung, Aneignung durch Schikane oder Gewalt“, was er mit Rekurs aus Gouldner als „negative Reziprozität“ bezeichnet (ebd.). Das Kontinuum besteht aus zwei Polen, die „positiv und negativ im moralischen Sinn“ sind (ebd.), wobei die Abstände zwischen den beiden Polen nicht nur Aussagen über die Freiwilligkeit und Unfreiwilligkeit der Gabe machen, sondern auch über die „soziale Distanz“ (ebd.) der beteiligten Akteur*innen, die ich eher mit ‚emotionaler Distanz‘ bzw. (emotionaler) Bindung umschreiben möchte. Eine betrügerische Inbesitznahme erscheint wahrscheinlicher, wenn sich die Beteiligten nicht sehr nahestehen, sich fremd sind. Eine ‚reine Gabe‘ dagegen wird wohl eher gegeben, wenn die gebende Seite emotional etwas für die empfangende Seite übrighat. Ein weiteres Kontinuum benennt Sahlins mit den Polen zwischen Gaben ohne Gegengabe und „Formen des Tauschs, bei denen mehr oder weniger eine strikte Gleichwertigkeit beobachtet wird“ (Sahlins 1999, S. 153).

Beide Kontinuen lassen sich zusammendenken: Das eine Extrem ist das ‚reine Geben‘, um in der Wortwahl dieser Arbeit zu bleiben, das andere das ‚reine Nehmen‘. Dazwischen sind die vielfältigen Formen mit verschiedenen ‚Wertabständen‘ zwischen Gabe und Gegengabe. Auf diesem Kontinuum richtet Sahlins drei Formen von Reziprozität an: generalisierte Reziprozität, die er als das „Extrem der Solidarbeziehung“ umschreibt; ausgeglichene Reziprozität, die für ihn die „Mitte der Skala“ bildet; negative Reziprozität, die er als das „antisoziale Extrem“ bezeichnet (Sahlins 1999, 154 ff.).

Auch diese drei Formen können als Heuristiken betrachtet werden, da sie ja nur Punkte in diesem Kontinuum abbilden. Ausgeglichene/ balancierte Reziprozität bezeichnet den Tausch von gleichwertigen Gaben oder Gütern, also explizit auch den Warenaustausch und den Handel. Für seine eigene Forschung stellt Sahlins fest, dass Geld „eher als indirekte Brücke zwischen Gütern (W-G-W)“ diene, „als zu kommerziellen Zwecken (G-W-G)“ (Sahlins 1999, S. 173). Kapitalakkumulation möchte er demnach außen vorlassen, wobei das „eher“ andeutet, dass er selbst damit Schwierigkeiten hat. Ich

für mich noch ein gewisser Handlungsspielraum übrig bleibt, der bei einem Ausgleich nicht mehr vorhanden ist.

betrachte den Handel zur Kapitalakkumulation ebenfalls als Teil von Reziprozität. Negative Reziprozität bezeichnet im Extrem, wie schon angedeutet, die Aneignung von Gütern (denkbar sind auch Dienstleistungen) auf einseitigem Wege. Eine oder beide Seiten einer gewollten Transaktion sind hierbei auf Nutzenmaximierung aus und haben den „unverdienten Zuwachs des Gewinns“ zum Ziel (Sahlins 1999, S. 155).

Sahlins zufolge ist die negative Reziprozität also nicht ausgeglichen, da eine Seite im Extremfall alles erhält und die andere Seite alles verliert. In seinen Ausführungen beruft er sich dabei auf Gouldner. Für Gouldner hingegen handelt es sich um negative Reziprozität, wenn eine Seite eine Schmach durch die andere Seite gleichwertig ausgleicht, wie an der Redewendung „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ deutlich wird. Was Sahlins mit negativer Reziprozität bezeichnet, fasst Gouldner unter den Begriff der *Ausbeutung* (Gouldner 1984a, S. 87–91) (siehe Kapitel 6.2)³⁴. Generalisierte Reziprozität dagegen bedeutet, dass die gebende Seite auch selbst geben will, wobei im Extrem keine Erwartung an eine Gegengabe besteht. Sahlins ordnet auch Gastfreundschaft, Hilfe, Großzügigkeit dieser Form von Reziprozität zu. Generalisierte Reziprozität zeichnet aus, dass ein Gegenwert nicht festgelegt ist und, dass eine Gegengabe, so sie überhaupt erfolgt, in der Regel nicht zeitgleich erfolgt und auch nicht den gleichen Umfang oder sogar die gleiche ‚Wertigkeit‘ hat wie die erste Gabe.

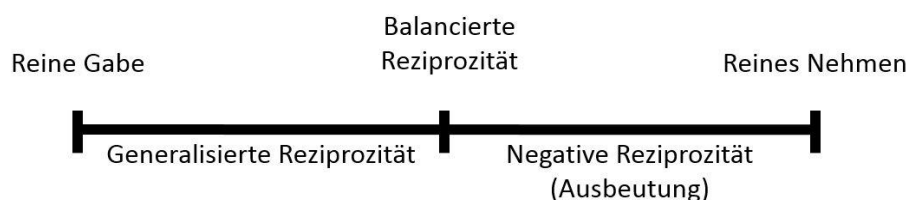


Abbildung 1: Kontinuum der Reziprozität bei Sahlins, eigene Darstellung

Auch die Teilnehmenden der Studie artikulieren eine Suche nach dem „gesunden Mittelmaß“ oder der „Balance“ (Feuerwehr 2, 114 ff.).

Ausbildung, 557 – 558

Tim: Ja (.) so viele so viele wie geht, so viele wie möglich, (.) aber irgendwo muss man eine Grenze setzen, weil irgendwann geht es halt nicht mehr weiter; irgendwann schadet man sich selber. (.) Wie in der Arbeit. Irgendwann arbeitest du dich auf, dann hast einen Burnout. (.) Ein

³⁴ Vorerst führe ich Sahlins' Gedanken aus und übernehme seine Verwendung des Begriffes *negativer Reziprozität*. Für die eigene Zusammenführung bezeichne ich den Aspekt dann mit Gouldner als *Ausbeutung*.

Land, keine Ahnung wie es da aussieht, äh (.) weiß nicht was dann passiert, aber hat das hat das Land ein Burnout. Dann geht es dem Land auch nicht mehr gut.

Marie: Ein gesundes Mittelmaß.

Beschrieben wird ein potenzielles Ungleichgewicht oder auch eine Störung. Ein Zuviel an Fürsorge wird häufig in der Eltern-Kind-Beziehung beschrieben, bei der die „Überfürsorge“ darin bestehen könnte, dass die Eltern sich zu viele Sorgen machten. Auch Staaten hätten, so die jungen Erwachsenen, international die Verantwortung, ein Gleichgewicht zwischen Geben und Nehmen einzuhalten und andere Länder nicht auszubeuten. Fürsorge lässt sich demnach ebenfalls auf diesem Kontinuum verorten. Wenngleich die Festlegung eines genauen Punktes unmöglich erscheint, so ließen sich jedoch individuellen Wahrnehmungen und auch die Intentionen zu Fürsorgetätigkeiten diesseits oder jenseits des Mittelpunktes verorten und einer Definition von Care der Befragten annähern. Beispielsweise fallen die Fürsorge von Eltern für ihre Kinder und die Fürsorge in Freundschaft in den Bereich der generalisierten Reziprozität. So repariert eben Finn das Auto eines Kumpels und erwartet dann „irgendwann mal was“ zurück (Finn, Jugendtreff 2, 908).

Bei diesen Gedankenspielen handelt es sich um Konstellationen, in denen bisher nur zwei Seiten beteiligt waren. Nehmen wir beispielhaft Transferzahlungen, bei denen Bedürftige über die ‚Umverteilungsstation Staat‘ finanzielle Unterstützung von anderen Menschen erhalten. Dies ließe sich als generalisierte Reziprozität bezeichnen, wenn wir darüber hinaus annehmen, dass die Bedürftigen, vielleicht Arbeitslose, später einmal wieder arbeiten und damit andere Arbeitslose unterstützen. Die Gebenden sind also, mit den jungen Erwachsenen dieser Studie gesprochen, zweifelsfrei fürsorglich. Die Nehmenden aber könnten die Gebenden ausnutzen, indem sie nicht den Versuch anstellen, erneut Arbeit zu finden (vgl. z.B. Steffen, Feuerwehr 2, 288). Diese Situation ließe sich auf der rechten Seite des Mittelpunktes abtragen, auf der Seite der negativen Reziprozität. Je nach Intention der Beteiligten muss eine Situation des gleichen Fürsorgekontextes anders bewertet und eventuell in einem anderen Bereich des Kontinuums verzeichnet werden. Zur Beschreibung einer Handlung als fürsorgliche Handlung ist es wenig sinnvoll, negative Reziprozität als ‚fürsorglich‘ zu bezeichnen. Für eine Analyse einer Fürsorgesituation oder eines Fürsorgekontextes, kann der Einbezug dieser Form von Reziprozität aber hilfreich sein, denn so wird deutlich, dass eine Beziehung gleichzeitig Fürsorge und Ausbeutung beinhalten kann.

Betrachten wir Fürsorgeberufe mit dieser Reziprozitätsperspektive. Zahlreich sind die Klagen über die Arbeitsbedingungen in diesen Berufen: Sowohl Wissenschaft, als auch Berufsvertretung, als auch die Jugendlichen dieser Studie stellen schlechte Entlohnungen in diesen Berufen fest. Die Arbeitenden bieten ihre Fürsorge anderen Menschen an und erhalten dafür einen Lohn. Arbeitsverträge müssten eigentlich am Mittelpunkt des Kontinuums als Idealzustand zu finden sein, da der Lohn als Äquivalent der Leistung angesehen werden könnte. Dies scheint aktuell in Deutschland und anderen Ländern nicht der Fall zu sein und die Tatsache, dass man sich allgemein darüber beklagt, lässt uns diese Arbeitsverhältnisse im Bereich der negativen Reziprozität anordnen. Die entlohnenden Institutionen eignen sich demnach die Arbeitskraft und die Arbeitsstunden des Personals an, weshalb Gouldner von Ausbeutung spricht und nicht von negativer Reziprozität.

Die Arbeitenden selbst richten ihre Fürsorge allerdings nicht auf die Institutionen, sondern auf die zu pflegenden Menschen. Es ist anzunehmen, dass Pflegende den zu Pflegenden gegenüber eine gewisse emotionale Bindung (vgl. Hochschild 2012; Ostner 2011; Waerness 1984) entwickeln (können), weshalb diese Situationen zur generalisierten Reziprozität neigen. Die Arbeitenden geben also mehr, als sie erhalten und entfernen sich somit vom Mittelpunkt des Kontinuums. Währenddessen ist aber die soziale Distanz zwischen Arbeitenden und Entlohnenden größer und die Reziprozität tendiert genau in die andere Richtung. Die Menschen, die in Fürsorgeberufen arbeiten, sind demnach gefangen in zwei entgegengesetzten Reziprozitäten. Eine ‚Lösung‘ aus diesem Gefangensein wäre für die Pflegenden, sich entweder emotional von den zu Pflegenden zu distanzieren und nicht mehr so viel in ihren Beruf zu ‚investieren‘, sofern die Entlohnung weiterhin als nicht äquivalent wahrgenommen wird.

Eingewoben in diese Erklärung des Nicht-Übereinstimmens zweier Beziehungen innerhalb der gleichen Fürsorgehandlung und –situation sind hier die unterschiedlichen persönlichen Verhältnisse der Akteur*innen zueinander, die im Konflikt stehen. Mit einer Erweiterung von Sahlins‘ Konzept lässt sich dieser Bruch, diese Gefangenheit genauer betrachten. Er erweitert sein Konzept des Kontinuums um eine Ebene der Beziehungen, welche er „verwandtschaftliche Distanz“ nennt. Diese Ebene unterteilt er in verschiedene Sektoren (vgl. Sahlins 1999, 155ff).

6.3.2 Sektorale Betrachtung von Reziprozität

Unter „verwandtschaftlicher Distanz“ versteht Sahlins das Verhältnis der Akteur*innen zueinander, das von der Nähe (Verwandte) bis zur Ferne (Fremde) reicht. Sahlins betrachtet vor allem die Beziehungen zwischen Verwandten und hebt hervor, dass hierbei sowohl der Verwandtschaftsgrad als auch die räumliche Nähe eine Rolle spielen. Sich auf Malinowski berufend schreibt er, dass engere Verwandte in großer räumlicher Entfernung nicht zwingend in einem engeren Verhältnis zu einander stünden als entferntere Verwandte in räumlicher Nähe. Über Sahlins hinausgehend sehe ich diese Beziehung als die emotionale Nähe, Verbindung oder Bindung, die die Menschen zu einander haben und denke dies nicht nur im familiären Sinne, sondern kontextübergreifend (z.B. in Freundschaften und jeglichen anderen sozialen Interaktionen). Sahlins bildet konzentrische Kreise persönlicher Verhältnisse, Sektoren, die nach außen hin an verwandtschaftlicher Entfernung zunehmen und trägt den Kreisen entlang das Kontinuum zwischen generalisierter und „negativer“ Reziprozität ab.

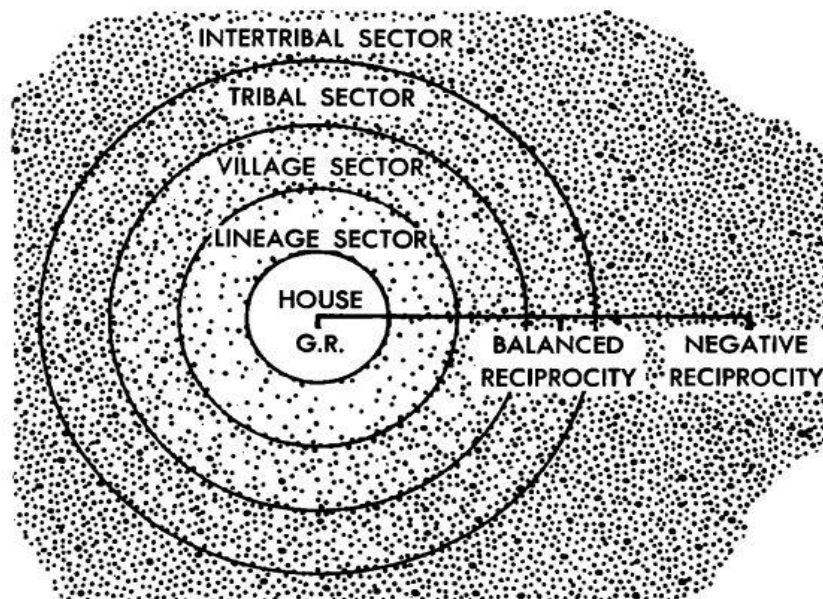


Abbildung 2: Sektorale Anordnung der Reziprozität bei Sahlins; Quelle: Sahlins 1972, S. 199

Sahlins' Modell inspirierte mich, über Reziprozität und Bindung in Fürsorgebeziehungen nachzudenken. Die Abbildung von Sahlins ist nicht einfach auf Care übertragbar, weshalb ich sie abwandle, um sie auf Fürsorge im Kontext der vorliegenden Studie anzuwenden. Dafür übernehme ich nun auch Gouldners Begriff der *Ausbeutung* mit in die Grafik.

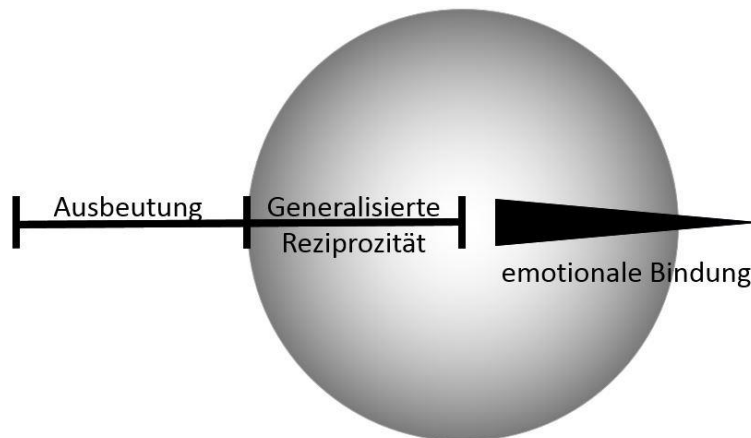


Abbildung 3: Betrachtung von Reziprozität in der Fürsorge

Das Innere des Kreises in Abbildung 3 symbolisiert die Bindung zwischen Menschen in einem engen Verhältnis. Sie nimmt nach außen hin ab und außerhalb des Kreises können fremde Menschen gedacht werden. Da eine klare Abgrenzung der Sektoren nur schwerlich möglich ist, wurden die konzentrischen Kreise durch einen Farbverlauf von hell (innen) nach dunkel (außen) ersetzt, der die Veränderungen der emotionalen Nähe symbolisiert. Die ‚Generalisiertheit‘ der Reziprozität nimmt vom Kreisinneren zum Kreisäußeren hin ab. Ausgeglichene Reziprozität, die sich durch Äquivalenz zwischen Geben und Nehmen, also Gabe und Erwidern in der Fürsorge auszeichnet, befindet sich am äußeren Rand des Kreises. So liegt das Extrem reiner Gabe also im innersten Kern des Kreises und das Extrem des reinen Nehmens außerhalb, was zu meist fremde Menschen betrifft. Die sektorale Einteilung Sahlins‘ ähnelt auf den ersten Blick den Fürsorgekontexten, wie sie von den jungen Erwachsenen in Bayern formuliert wurden. Unterschieden werden familiäre, freundschaftliche, berufliche, ehrenamtliche, sozialstaatliche und zwischenstaatliche Fürsorge und Spenden (siehe Kapitel 5). Es lässt sich allerdings keine auf alle Kontexte zutreffende je einheitliche emotionale Distanz zwischen Gebenden und Empfangenden/Erwidernden erkennen. So wäre es beispielsweise naheliegend Partnerschaft, Ehe, Eltern-Kind-Beziehungen, beste Freundschaften und dergleichen in der Nähe des Kreismittelpunktes anzusiedeln, doch sind andere Ausformungen denk- und beobachtbar (etwa, wenn zwischen Eltern und Kind ein Bruch besteht). Ebenso können die Beziehungen von Pflegenden zu den Menschen, die sie pflegen variieren oder die Beziehungen von Arbeitenden zu ihren Vorgesetzten. Dennoch gibt es Grund zur Annahme, dass kontextübergreifend die ‚Generalisiertheit‘ der Reziprozität, bei der zwei Seiten beteiligt sind, zunimmt, je enger

die emotionale Bindung zwischen den beiden Seiten ist. Je näher sich die Menschen fühlen, desto weniger sind sie darauf aus, dass eine Gabe äquivalent zurückgegeben werden muss und desto später kann etwas zurückgegeben werden. Je näher sich die Menschen also stehen, desto mehr Risiko gehen sie ein, dass von der anderen Seite vielleicht nichts zurückkommt.

In Pflegeberufen sind mehr als zwei Seiten in die Fürsorgetätigkeit involviert: Das Verhältnis zwischen entlohnender Institution und der arbeitenden Person zum einen sowie das Verhältnis der pflegenden und der pflegebedürftigen Person zum anderen. Die Beziehung zwischen der Pflegekraft und der gepflegten Person könnte demnach eher im Inneren des Kreises verortet werden, während die Beziehung zwischen pflegender Person und entlohnender Instanz außerhalb der Kreise zu finden wären. Die zwei unterschiedlichen Beziehungen befinden sich also in unterschiedlichen Bereichen emotionaler Distanz. Diese beiden unterschiedlichen Verhältnisse kommen aber in einer Person zusammen, und zwar in der Pflegekraft. Sie muss diese Diskrepanz irgendwie aushalten. Wäre es anders, wenn die beiden Beziehungen eine ähnlich starke oder schwache Bindung zwischen den Involvierten hätten? Vorstellbar wäre, dass es zu weniger Konfliktpotenzial käme, wenn auch die entlohnende Seite mehr Mitgefühl mit den Pflegenden hätte, doch kann diese Studie darauf keine Antworten geben. Die Ansiedlung der beiden Beziehungen im gleichen Generalisiertheitsbereich setzt vermutlich eine gänzlich neue Struktur der Organisation von Fürsorgeberufen mit anderen Normen voraus.

Sahlins führt weitere Faktoren an, die Auswirkungen auf das sektoral angelegte Kontinuum der Reziprozität haben: Moralität, verwandtschaftlicher Rang, Reichtum und Nahrung.

6.3.3 Weitere Faktoren

Neben der Reziprozität sieht Sahlins auch Moralität sektoral angeordnet. Er behauptet, dass Moralität und Reziprozität, in „primitiven Gesellschaften“ im Gegensatz „zu uns“ (Sahlins 1999, S. 157) tendenziell situationsabhängig sind und nicht universal. Sahlins meint, dass die Bewertung von Handlungen in „primitiven Gesellschaften“ nicht „an sich gut oder schlecht“ seien, wie es in seiner Gegenwartsgesellschaft gehandhabt

würde, sondern, dass die Bewertung eher davon abhängig sei, mit wem interagiert würde.

„Die Abneigung der Güter eines anderen oder dessen Frau ist innerhalb der eigenen Gemeinschaft eine Sünde (‚Diebstahl‘, ‚Ehebruch‘). Dieselbe Handlung wird dagegen nicht nur entschuldigt, sondern positiv mit der Bewunderung der Genossen belohnt, wenn sie an einem Außenstehenden verübt wird.“ (Sahlins 1999, S. 158)

Zwar glaubt er nicht an die Absolutheit der Gegenteiligkeit für die „jüdisch-christliche Tradition“, doch sieht er einen „ausreichenden Kontrast“, um diese Behauptung dennoch aufstellen zu können (vgl. Sahlins 1999, S. 158).

Für den Forschungsbereich der Fürsorge lässt sich diese Behauptung anzweifeln. Nehmen wir an, es gebe so etwas wie eine Norm, Menschen in der Not zu helfen. Diese Norm scheint gegenwärtig nicht in jeder Situation wirksam zu sein. Es ist leicht vorstellbar, dass Eltern ihren Kindern oder anderen Familienmitgliedern und Befreundete sich in der Not helfen. Allerdings scheint es für fremde Menschen nicht immer zu gelten.

„Wenn Schedel von dem Unfall erzählt, schüttelt er hin und wieder fassungslos den Kopf. „Der Mann, der die Aufnahmen gemacht hat, hätte fragen können, ob die Polizei schon verständigt ist. Er hätte eine Decke besorgen, für den Notarzt Platz schaffen oder Teile des zerstörten Motorrads wegräumen können“, sagt Schedel. All das hat der 50-Jährige aber nicht getan. Er wurde deshalb wegen unterlassener Hilfeleistung und der Verletzung des höchstpersönlichen Lebensbereichs durch Bildaufnahmen angezeigt. Andere Autofahrer, die wegen des Unfalls ebenfalls im Stau standen, hatten den Mann beobachtet und konnten ihn so gut beschreiben, dass ihn die Polizei schnell aufspürte.“ (Sartor 2017)

Das Zitat ist einem Zeitungsartikel entnommen, der über eine Person berichtet, die Bilder von einem Unfall machte, ohne Hilfe zu leisten. Offenbar hatte die Person keine ausreichend feste oder enge emotionale Bindung zum Unfallopfer, sodass sie sich nicht veranlasst sah, sich um das Opfer zu kümmern und Fürsorge zu leisten.

Das empirische Material dieser Studie aber zeigt, dass dieser Umstand genauso wenig zu verallgemeinern ist wie die Behauptung, dass in Familien und Freundschaften immer und grundsätzlich in Notsituationen geholfen wird. Die medial vermittelten Bilder über das Helfen nach Hurrikans und Überflutungen zeigen allerdings, dass Menschen sich auch weltweit nach Katastrophen helfen. Es ist zu vermuten, dass es hier kein einheitliches Bild von Selbstverständlichkeit der Hilfeleistung gibt, und dass die Norm, Menschen in Not zu helfen, in der deutschen Gegenwart brüchig wird.

Die Kritik an den vereinheitlichten Sektoren bei Sahlins teilen auch Seiser und Thalhammer, die schreiben, dass auch ethnografisch belegt worden sei, dass die verschiedenen Formen von Reziprozität auf allen Ebenen, also in allen Sektoren verwandtschaftlicher Distanz, vorkommen können (vgl. Seiser und Thalhammer 2017, S. 74). Dies spricht dafür, dass das Konzept der emotionalen Bindung ohne Sektorgrenzen hier ein guter Denkansatz sein könnte.

Als weiteren Faktor benennt Sahlins den „verwandschaftlichen Rang“, der Einfluss auf die Ausgestaltung von Reziprozität habe (Sahlins 1999, S. 160). Seine Herleitungen außer Acht lassend, sind hierarchische Unterschiede in Familien denkbar, die zum einen aus unterschiedlichen rechtlichen Stellungen von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen resultierten, andererseits auf das Alter oder/und Geschlecht bezogen seien. So lieferte Adnan (Jugendtreff 2) das Beispiel, dass er auf seinen kleinen Bruder aufpasse (siehe Kapitel 42 und 4.3.2). Kinder vom Säuglings- bis ins Jugendalter hinein werden als fürsorgebedürftig wahrgenommen, weshalb Fürsorge hier in Form von generalisierter Reziprozität vorkommt. Beeinflusst wird dies sowohl von gesellschaftlichen Konstruktionen von Alter (also hier: junges Alter) und Elternschaft als auch von juristischen Vorgaben, wie der Fürsorgepflicht oder dem Strafrecht, welches nach Alter segregiert. Wie in Kapitel 6.1.2 dargelegt, ließe sich hier von einem *familiären Konto* der Fürsorge sprechen, demzufolge die Kinder zu Beginn ihres Lebens ‚familiäre Fürsorgeschulden‘ aufbauen. Viele von ihnen gedenken, diese Fürsorgeschulden im Laufe ihres Lebens wieder abzubauen. Sind die Eltern im Alter hilfsbedürftig und die Kinder helfen ihnen, dreht sich das Verhältnis der generalisierten Reziprozität im lebenszeitlichen Vergleich um. Auch hier wirken Normen mit, wie mit alternden Eltern umzugehen ist. Einerseits ist dieser Umgang strukturell beschränkt, also beispielsweise durch die Infrastruktur an Pflegemöglichkeiten in der Stadt oder auf dem Land, andererseits spielen die regionale Entfernung zwischen Eltern und Kindern sowie finanzielle Ressourcen und die Familienkonstellation insgesamt eine Rolle. Eine daraus resultierende Forschungsfrage könnte sein, ob die Höhe an ‚familiären Schulden‘ Einfluss auf die Fürsorge hat, die die Kinder ihren Eltern im Alter angedeihen lassen, oder ob infrastrukturelle Ein- und Beschränkungen den größeren Ausschlag geben. Die vorliegende Arbeit kann dazu keine Aussage machen.

Sahlins legt dar, dass sich die Reziprozität mit der Art des Tauschgutes ändert. Sind die Menschen sich nah, so werden Nahrung eher generalisiert und Luxusgüter ausgeglichen getauscht. Sahlins spricht hier von einer „Trennung von Nahrungs- und Reichtumskreisen“ (Sahlins 1999, S. 168).

„Innerhalb der Gemeinschaft bilden sie isolierte Kreisläufe. Sie werden auseinandergehalten, wo ein Verlangen nach Rückgabe von lebenswichtigen Gütern den herrschenden verwandtschaftlichen Beziehungen widersprechen würde.“ (Sahlins 1999, S. 168)

Außerhalb naher Beziehungen hingegen kann und wird Nahrung ausgeglichen getauscht, also zum Beispiel gegen Geld gehandelt. Auf Fürsorge angewendet sollten hier nicht nur Güter betrachtet werden, sondern auch fürsorgliche Handlungen. Die jungen Erwachsenen dieser Studie heben Grundbedürfnisse hervor, die ihrer Meinung nach jedem Menschen zugänglich sein sollten (vgl. Jugendtreff 1, 471 ff.; Jugendtreff 2, 299; Studium, 166 ff., 425 ff.) und stellen ihnen weniger wichtige Güter und Handlungen gegenüber. Dies gilt unabhängig davon, ob jemand einem nahesteht oder nicht, denn alle Menschen sollten Zugang zu Wasser haben und sie sollten vor Gewalt geschützt werden. Bei der Frage, was geflüchtete Menschen erhalten sollten, gehen die Meinungen jedoch auseinander, denn Bettina stellt die rhetorische Frage, ob „die jetzt unbedingt ein Handy“ brauchen, impliziert also eine Verneinung ihrer Frage, was Steffen allerdings bejaht (Feuerwehr 2, 285 ff.). Es ist also immer auch eine Frage dessen, was einzelne Menschen bereit sind zu geben. Für Adnan steht ebenfalls fest, dass Fremde eher bereit seien, bedürftigen Menschen Nahrung zu schenken als Geld.

Jugendtreff 2, 243 – 244

Adnan: Glaub mir, wenn er sagen würde gib mir was zu essen, dann würdest du ihm was abreißen. (Robert: Ja, natürlich.) Aber bei Geld nicht. Da würdest du,

Robert: Bei Geld nicht, ja, nee.

Ob sich Fürsorge als generalisierte Reziprozität darstellt, oder als ausgeglichene Reziprozität erwartet wird, hängt von Art und Umfang der Angewiesenheit der einen Seite ab und auch vom Willen der anderen Seite. Den Erzählungen zufolge fällt es den jungen Erwachsenen leichter, jemandem vor dem Supermarkt einen Apfel zu schenken als Geld. Vom Material abstrahiert und weitergedacht ist es sicherlich auch plausibel, dass eine fürsorgliche Handlung unwahrscheinlicher wird, je größer der Einzelbedarf im Verhältnis zum Ressourcenumfang der potenziell gebenden Seite ist. Wer viel besitzt, kann – zumindest theoretisch – mehr geben und damit auf größere Angewiesen-

heiten und Bedürfnisse eingehen. Wie dargestellt wurde, ist die ‚Generalisiertheit‘ abhängig vom Kontext, von juristischen und moralischen Normen, von der emotionalen Bindung/Distanz und vom Gut bzw. der Handlung selbst.

6.3.4 Fazit zu Reziprozität und emotionaler Bindung

Mit seiner Arbeit möchte Marshall D. Sahlins „die Bedeutung außerökonomischer Faktoren für die Organisationsweise des Wirtschaftslebens“ herausarbeiten (Sahlins 1999, S. 149). Ich habe viele seiner Gedanken adaptiert und auf die Fürsorgedeutungen junger Erwachsener übertragen, einem Themenbereich, dessen Inhalte sowohl innerhalb wie außerhalb des Wirtschaftslebens vorzufinden ist. Mit Hilfe des empirischen Materials lassen sich die drei von ihm genannten Formen von Reziprozität auf Fürsorge anwenden, um Fürsorgesituationen zu beschreiben und zu analysieren.

Generalisierte Reziprozität erscheint als die verbreitetste Form in der Fürsorge. Wir finden sie in Familien, und in Freundschaften, wo, den Aussagen der Befragten zufolge, keine direkte Gegengabe erwartet wird. Dies zeichnet diese Form der Reziprozität aus: Es gibt die Erwartung, irgendwann einmal irgendwie irgendetwas zurück zu bekommen, aber es wird das Risiko eingegangen, dass dies niemals eintreten könnte. Das Extrem dieser Form von Reziprozität ist die reine Gabe, bei der es tatsächlich keinerlei Erwartungen an eine Gegengabe gibt. Dieses Extrem existiert den Jugendlichen dieser Studie zufolge nicht – ganz im Gegenteil: „Keiner macht was für nichts.“ (Tarek, Jugendtreff 2, 908). Die generalisierte Reziprozität ist denkbar als ein Spektrum zwischen der reinen Gabe und der ausgeglichenen Reziprozität, wobei es so viele Varianten der ‚Generalisiertheit‘ gibt, wie es Punkte auf dem Spektrum gibt. Je nach Situation oder auch Beziehung zwischen den Akteur*innen kann die ‚Generalisiertheit‘ anders ausgeprägt sein. Wieviel Risiko eine Person einer anderen befreundeten Person gegenüber eingeht, keine Gegengabe zu erhalten, hängt sicherlich auch von der ‚Güte‘ oder Tiefe ihrer Freundschaft ab. Gleiches gilt für Familienmitglieder und auch Arbeitskolleg*innen. Dabei spielt auch eine Rolle, wie bedürftig die empfangende Person ist, um welches Gut es sich bei der Gabe handelt und wie wertvoll dieses Gut ist, auch in Relation zu den Möglichkeiten der gebenden Person. Wer Reichtum besitzt, ist eher in der Lage, das Risiko einzugehen, keine Gegengabe zu erhalten. Die eigene Gabe kann dabei möglicherweise größer ausfallen als bei Menschen, die selbst nicht

viel besitzen. Ob reiche Menschen aber mehr Risiko eingehen, bleibt eine offene Frage.

Es lässt sich sagen, dass die ‚Generalisiertheit‘ der Reziprozität zunimmt, je mehr der Bedarf als Grundbedürfnis eingestuft wird und je größer die emotionale Verbindung zwischen Gebenden und Nehmenden ist. Die emotionale Nähe muss nicht zwingend über Zuneigung oder Verwandtschaft hergestellt sein, wie an der regen fürsorglichen Hilfe nach sogenannten Naturkatastrophen erkennbar wird. Hinzu kommt, dass die gebende Seite überhaupt erst einmal in der Lage sein muss, etwas zu geben.

Haushaltsarbeitsteilung ließe sich als generalisierte Reziprozität fassen, da ihr immer das Risiko anhaftet, mehr zu erledigen als die anderen im Haushalt lebenden Personen. Das Beispiel von Robert und seiner Mutter (Jugendtreff 2, 567; siehe Kapitel 6.1.2) zeigt jedoch, dass beide Seiten um Ausgleich bestrebt sein können, die Arbeitsbelastung gleichwertig zu verteilen. Dies hat in Deutschland grundsätzlich eine lange Tradition, denn auch das Familienernährermodell funktionierte nach dieser Form der Reziprozität: Der Mann ging/geht arbeiten, während die Frau die Hausarbeit erledigt(e). In diesem Modell galt/gilt Produktionsarbeit nicht als Fürsorgearbeit, die Haushaltsarbeit aber schon. Am Modell der Zweiverdien*paare, bei dem sich beide sowohl an der Erwerbsarbeit als auch an der Haushaltsarbeit beteiligten, lässt sich zeigen, dass der Ausgleich auf eine andere Weise stattfindet. Während vorher die Fürsorgearbeit als Ausgleich zur Erwerbsarbeit gesehen wurde, findet der Ausgleich nun statt zwischen beiden Formen von Arbeit: Erwerbsarbeit und Fürsorgearbeit. Studien belegen hierzu, dass Frauen in Summe aus Erwerbs- und Fürsorgearbeit mehr Stunden pro Tag arbeiten als Männer (vgl. Hobler et al. 2017). Offenbar ist also ein Teil der Arbeit der Frauen *generalisierte Arbeit*, also Arbeit, zu der es kein Äquivalent gibt. Dieser Teil generalisierter Reziprozität ließe sich mit der emotionalen Bindung der beiden Partner*innen erklären, doch befinden wir uns hier auf ganz dünnem Eis, denn die Anschlussfrage wäre: Warum betrifft dies statistisch vor allem Frauen und nicht Männer? Ist die emotionale Nähe aus Sicht der Frauen größer als aus Sicht der Männer? Soziologische Erklärungsversuche legen dies nicht nahe. Stattdessen wird plausibel dargelegt, dass Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit hier Einfluss auf die Arbeitsteilung im Haushalt haben, also gesellschaftliche Geschlechternormen wirken (vgl. u.a. Kaufmann 2005).

Kehren wir noch einmal zurück zum Beispiel der Pflegeberufe, in denen zwei verschiedene Formen von Reziprozität vorzufinden sind: generalisierte Reziprozität in der Beziehung zwischen Pflegekraft und zu pflegenden Personen sowie negative Reziprozität (i. S. v. Ausbeutung) in der Beziehung zwischen entlohnender Institution und Pflegekraft. Diese bisherigen Betrachtungen sind in bestimmter Hinsicht recht eindimensional, da sie einerseits voraussetzen, dass Arbeitsverträge einer ‚Äquivalenznorm‘ unterstehen, andererseits ist bisher nur Entlohnung als Äquivalent angenommen worden. Im Kapitel 6.1.2 wurde jedoch erkennbar, dass Bezahlung nur eine von mehreren Möglichkeiten des Nehmens ist. Auch Wertschätzung, Anerkennung und innere Zufriedenheit spielen in Fürsorgeberufen eine Rolle. Um zu erklären, warum Menschen trotz der schlechten Arbeitsbedingungen weiterhin in Pflegeberufen arbeiten, reicht die Feststellung nicht aus, dass es sich um generalisierte Reziprozität handle. Dies ist lediglich eine Beschreibung der Tatsache, anhand welcher klarer wird, wo das Problem in diesem Beruf liegt, nämlich in den unterschiedlichen Motiven für das eigene Handeln seitens der Pflegekraft und der entlohnenden Institution. Sahlins‘ Modell betrachtet letztlich nur die Motivation auf einer der involvierten Seiten, was erkennbar wird an seinem Begriff der negativen Reziprozität. Im Pflegeberuf ist es die entlohnende Institution, die ganz andere Maßstäbe für das eigene Handeln zu Grunde legt. Die Pflegekraft hat jedoch wenig Möglichkeiten, diese Situation zu ändern. Wir verorten also lediglich das Handeln einer konkreten Partei/Seite von mehreren involvierten Parteien auf dem Kontinuum zwischen generalisierter und negativer Reziprozität (i. S. v. Ausbeutung).

Das Modell kann letztlich auch immer noch nicht erklären, *warum* Menschen spenden oder ihre Freizeit in ehrenamtliche (Vereins-)Arbeit für andere Menschen investieren. Ein Erklärungsversuch wird in Kapitel 6.6 gegeben.

6.4 „Dann gibst mir halt irgendwann mal was“ – Die Ökonomie des symbolischen Tauschs

In seinen Überlegungen zur Ökonomie des symbolischen Tauschs verwendet Bourdieu den Begriff *Reziprozität* nicht. Dennoch haben sie eine große Nähe zu den bisher genannten Theorien zur Gabe und Reziprozität und können dafür nutzbar gemacht werden (siehe auch Adloff und Mau 2005a).

6.4.1 Symbolischer und ökonomischer Tausch

Bourdieu erarbeitet seinen Begriff des symbolischen Tauschs in Abgrenzung zum ökonomischen Tausch. Seine erste Feststellung ist, dass zwischen Gabe und Gegengabe im symbolischen Tausch ein zeitliches Intervall liegt, was so im ökonomischen Tausch nicht der Fall ist (Bourdieu 2015, S. 163). Wird im symbolischen Tausch eine Gabe direkt erwidert, so wäre dies eine Zurückweisung der Gabe, erst recht, wenn die Gegengabe exakt der Gabe entspräche, wenn also ein Geschenk direkt zurückgegeben würde. Selbst wenn ein Geschenk bei der beschenkten Person nicht sonderlich gut ankäme, so wird sie in der Regel dennoch angenommen und Dankbarkeit gezeigt. Das Erleben einer eigenen Gabe als eigene Großmütigkeit, hängt für Bourdieu unmittelbar mit dem Risiko zusammen, keine Erwidern zu erhalten. Ich zeige mich also großmütig, weil ich in vollem Bewusstsein jemandem etwas schenke, ohne zu wissen, ob ich etwas zurückerhalten werde. Bourdieu macht es nicht explizit, aber das Erleben der eigenen Großzügigkeit verschafft innere Zufriedenheit, Genugtuung. Und das Risiko, das ich verspüre, kommt durch das zeitliche Intervall, welches zwischen Gabe und Gegengabe eingeschoben ist, zustande. Die erwartete eigene Genugtuung, so der Hinweis aus dem Datenmaterial dieser Studie (siehe Kapitel 6.1.2), hilft dabei, das Risiko einzugehen, auf meine Gabe keine Gegengabe zu erhalten. Auch Dankbarkeit derjenigen, die die Gabe erhalten, ist eine Gegenleistung, sie ist Teil der Gegengabe.

Eine Funktion des zeitlichen Intervalls ist für Bourdieu, den Tausch von Gabe gegen Erwidern unsichtbar zu machen. Zwei eigentlich verbundene Handlungen erscheinen so als zwei separate Einzelhandlungen. Und obwohl die Erstgabe die beschenkte Seite zur Erwidern verpflichtet, wird der Zusammenhang „kollektiv verdrängt“ (Bourdieu 2015, S. 164). An dieser „Selbsttäuschung“ (Bourdieu 2015, S. 165) nehmen aber nicht nur die beiden im Tausch beteiligten Seiten teil, sondern das ganze Kollektiv.

„Der individuellen *self-deception* aber liegt eine kollektive *self-deception* zugrunde, eine echte *kollektive Verkennung*, die in den objektiven Strukturen [...] und in den mentalen Strukturen verankert ist und die Möglichkeit, anders zu denken und zu handeln, ausschließt“ (Bourdieu 2015, S. 165; Herv. i. O.)

Diese Verschleierung des zeitlichen Intervalls beim symbolischen Tausch ist also habitualisiert, es ist verkörperte Struktur. Ein zweites Merkmal des symbolischen Tausches ist für Bourdieu das „Tabu der expliziten Formulierung“ (Bourdieu 2015, S. 165). Es ist nicht so, dass es kein geteiltes Wissen über die Wertigkeit eines Geschenkes

gibt, aber um ein großmütiges Geschenk zu sein, darf sein Wert nicht genannt werden. Daher bringt Bourdieu das Beispiel, dass das Preisschild auf Geschenken zumeist entfernt wird. Indem der Preis einer Gabe genannt wird, wird die Gabe berechenbar. Mit einem Bewusstsein über die Wertigkeit eines Geschenkes tritt überhaupt erst die Möglichkeit in Kraft, es bewusst aufwiegen zu können. Wenn ein Geschenk bewusst aufgewogen, berechnet wird, befinden wir uns aber nicht mehr im symbolischen, sondern im ökonomischen Tausch. Der Preis ist für Bourdieu das „ureigenste Merkmal der Ökonomie des ökonomischen Tauschs im Gegensatz zur Ökonomie der symbolischen Güter“ (Bourdieu 2015, S. 166).

Damit hebt Bourdieu hier nun eine Schwierigkeit der Soziologie hervor, denn diese hat ja die Aufgabe, Implizites explizit zu machen. Soziologie solle ans Tageslicht bringen, was verborgen ist. Im Falle des symbolischen Tausches verliert dieser sogar seine ‚Existenz‘ mit der Nennung der „Wahrheit“ (Bourdieu 2015, S. 167). Dieses Problem liegt auch in der vorliegenden Arbeit vor. Gruppendiskussionen sollen unausgesprochene, vielleicht sogar unbewusste Deutungsmuster sichtbar machen. Durch die Sichtbarmachung des Merkmals der Unsichtbarkeit verliert nun aber eine Gabe, nach Bourdieu, die Daseinsberechtigung als Gabe. Wie ist es dann einzuschätzen, dass die Studienteilnehmenden das Geben-und-Nehmen-Prinzip in der Fürsorge explizieren?

Es lassen sich graduelle Unterschiede in der Explikation festmachen. Die Gruppe Feuerwehr 2 beschreibt das *Geben und Nehmen* sehr ausführlich und wendet es auf alle besprochenen Themen an. So gehen nicht alle Gruppen vor. Manche wenden es lediglich implizit an, wenn sie davon sprechen, ihre Eltern im Alter zu pflegen, weil die Eltern sie erzogen haben. Die Eingangsfragestellung zu Beginn der Gruppendiskussionen beinhaltete keine Frage nach dem *Geben und Nehmen*, sondern danach, was die Teilnehmenden unter Fürsorge/Sorgen/Kümmern verstünden. Die Teilnehmenden sind also in der Formulierung ihrer Deutungen immer noch frei genug, sie anders zu konzipieren. Dennoch lässt sich feststellen, dass das Aussprechen der Erwartung an ein Nehmen, einen Nutzen oder Profit eine ‚höhere Bewusstseinsstufe‘ vermuten lässt als bei denjenigen Teilnehmenden, die diese Nutzenerwartung nicht ausdrücklich kommunizieren, weil die Erwartung ihnen selbst ohne die Einbindung in den Forschungsprozess möglicherweise nicht bewusstwäre.

Das Forschungsdesign der Gruppendiskussion birgt die Schwierigkeit, dass Individualmeinungen in der Gruppenmeinung aufgehen, sofern sich die Anwesenden beteiligen (siehe Kapitel 3). Dies muss nicht in Form eines Konsenses sein, es kann auch im Dissens geschehen. In jedem Fall aber sind individuelle Äußerungen von vorherigen Äußerungen innerhalb der Gruppe geprägt, aber auch von allem, was im Leben der teilnehmenden Person vor der Gruppendiskussion bereits abgelaufen ist. Diese Beobachtung macht Rückschlüsse auf individuelle Zusammenhänge von Aussagen schwierig. Es kann an dieser Stelle zwar festgehalten werden, dass die Diskussion der Gruppe Feuerwehr 2 in einer bevölkerungsarmen Gegend Bayerns stattfand und alle Beteiligten sich ehrenamtlich um Jugendliche kümmern, was also Teile ihrer Diskussionsgrundlagen sind. Auch auf die Gruppe Katholische Jugend trifft diese Beschreibung zu und auch in dieser Gruppe wird ausgiebig über den Eigennutz von Fürsorgetätigkeiten gesprochen. In beiden Gruppen kommt der Impuls in der Hauptsache von einer Person, wobei es Unterschiede in der Begriffsnutzung gibt. Phillip (Feuerwehr 2) spricht vom „Geben-und-Nehmen-Prinzip“ und die anderen Teilnehmenden nehmen diesen Input positiv auf. Josef (Gruppe Katholische Jugend) verteidigt seine Ansicht, dass jegliches Handeln einen egoistischen Hintergrund habe und stößt damit zu Beginn auf größeren Widerstand, sodass er seine Aussage im Laufe der Diskussion etwas abmildert. In allen anderen Gruppen sind die Beschreibungen von Nutzenerwartung zwar vorhanden, aber unterschiedlich explizit, unterschiedlich stark ausgeprägt und teilweise kontextbezogen (siehe Kapitel 6.1.1).

Das Bewusstsein dafür und die Explikation, dass eine Gabe letztlich ein (u.a. zeitlich) verzerrter Tausch ist, ist nur die Voraussetzung für ein weiteres Merkmal, um vom ökonomischen Tausch überhaupt erst sprechen zu können. Hierbei handelt es sich um Berechnung, die ein Bewusstsein über die Form des Tausches voraussetzt. Die jungen Erwachsenen deuten Fürsorge zwar überwiegend als eine Form des Gebens und des Nehmens, aber sie tun dies nicht auf Basis einer Berechnung. Das Berechnungstabu ist somit Merkmal des symbolischen Tausches. Mit Berechnung wird die kollektive Verschleierung des Tausches beendet, „die Dinge beim Namen genannt“ und Gaben und Handlungen wie in Marktbeziehungen gegeneinander aufgerechnet (vgl. Bourdieu 2015, S. 176 ff.). In den Kapiteln 4.3.2 und 4.3.3 wurde ausgearbeitet, dass Fürsorge immer etwas mit Freiwilligkeit des eigenen Gebens und mit Angewiesenheit auf der Seite des Empfangens zu tun hat. Etwas ausschließlich für Geld zu tun und damit

Werte zu verrechnen, fällt nicht unter Fürsorge. Damit wird eine gänzlich auf wirtschaftliche Zwecke ausgerichtete Handlung nicht unter Fürsorge gefasst. Fürsorge beinhaltet immer auch einen ‚symbolischen‘ Moment, einen „symbolischen Akt“ (Bourdieu 2015, S. 171).

Symbolische Akte sind Akte der Anerkennung der anderen Person. Sie sind „die Anerkennung der Gleichheit im Menschsein“ (Bourdieu 2015, S. 171). Es kommt also eine menschliche, eine persönliche Komponente beim symbolischen Tausch hinzu, die nach Bourdieu beim ökonomischen Tausch nicht vorhanden ist (dazu mehr im folgenden Kapitel 6.5). Hier gibt es eine große Nähe zwischen Bourdieu und Georg Simmel, für den jeder Tausch „die Sachwerdung der Wechselwirkung zwischen Menschen“ ist (Simmel 2016, S. 662). Mit dem Tausch wird die „Seelenhaftigkeit der Beziehung“ zwischen den Tauschenden sichtbar (Simmel 2016, S. 662). Im wirtschaftlichen Tausch jedoch tritt die Wechselwirkung, das Persönliche zurück, denn getauscht wird dann eigentlich der Waren und nicht der Menschen wegen. Für Simmel treten die Menschen im rein wirtschaftlichen Warentausch „nur noch als die Exekutoren der in den Waren selbst angelegten Tendenzen zur Verschiebung und Ausgleichung“ auf (Simmel 2016, S. 662). Die Seelenhaftigkeit der menschlichen Beziehung (Simmel), das Symbolische (Bourdieu) gehen im ökonomischen Tausch verloren. Für die vorliegende Studie kann umformuliert werden: Das *Fürsorgliche* geht im rein ökonomischen Tausch verloren, es ist die Anerkennung der Gleichheit im Menschsein (zumindest bezogen auf zwischenmenschliche Fürsorge).

6.4.2 Symbolischer Tausch in der Familie

Für die Gegenüberstellung von symbolischem und ökonomischem Tausch zieht Bourdieu häufig die Familie heran, die zwar von ersterem stark geprägt, von letzterem aber bedroht sei (Bourdieu 2015, S. 178). Familie ist zwei sich entgegensetzenden „Systemen von Kräften ausgesetzt: einerseits den Kräften der Ökonomie [...] und andererseits den Kräften der Kohäsion.“ (Bourdieu 2015, S. 179 f.). Als Gruppe ist die Familie geeint durch gemeinsames Eigentum und das Bestreben, sich selbst zu erhalten (Reproduktionsstrategie). Auf der anderen Seite aber ist die Familie von der Logik des „ökonomischen Universums“ umgeben, durch den der „Wurm der Berechnung“ in sie

dringt (Bourdieu 2015, S. 178 f.). Bei den Deutungen der jungen Erwachsenen zu Fürsorge wird die große Bedeutung der Familie ersichtlich durch häufige Thematisierung in den Gruppendiskussionen. Einige Teilnehmende setzen die Familie auch ausdrücklich als den wichtigsten Ort der Fürsorge (siehe Kapitel 5.3.1).

Bourdieu beschäftigt sich auch mit dem „Tausch zwischen den Generationen“ und bezeichnet ihn als Sonderfall „der Ökonomie des symbolischen Tauschs innerhalb der Familie“ (Bourdieu 2015, S. 181). Beim Thema Fürsorge ist es wohl naheliegend, dass die jungen bayerischen Erwachsenen auch das Verhältnis zu ihren Eltern im Alter besprechen. In fast allen Gruppen wurde das Kümmern um die Eltern in der Zukunft thematisiert.

„Damit aber der Tausch zwischen den Generationen trotz alledem weitergeht, muß außerdem noch die Logik von Schuld als Dankesschuld greifen und ein Gefühl von Verpflichtung oder Dankbarkeit erzeugen.“ (Bourdieu 2015, S. 182)

Zwar wird der familiäre Generationenvertrag im Material sehr deutlich, das Pflichtgefühl und die Dankesschuld jedoch weniger. In den meisten Fällen tritt das Narrativ des Generationenvertrages eher als ein unreflektiertes ‚Macht-man-so‘ auf und erscheint damit wie der von Gouldner beschriebene *moralische Absolutismus* (Kapitel 6.2). Es ist nicht ganz zu ergründen, ob es die Intention ist, zu helfen, oder ob einfach gemacht wird ‚was sich gehört‘. Worauf häufig Bezug genommen wird, ist die Verantwortung (Kapitel 4.3.2), die auch Pflichtgefühl erzeugen kann (Kapitel 4.3.3).

Feuerwehr 3, 135 – 136

Leon: Ja aber wenn jetzt das die Mutter ist von der da dann angenommen, dann ist halt weil die Mutter hat sich ja auch jahrelang dann um die Tochter gekümmert, und Fürsorge geleistet, und die Tochter gibt halt dann das jetzt zurück eigentlich; zu der Mutter wenn sie das ist und dann;

Karsten: Ja aber (.) das ist nicht selbstverständlich, (Leon: Nein nein, das nicht.) das tut nicht jeder.

Exemplarisch für dieses ‚Macht-man-so‘ steht hier Leons Aussage. Interessant ist nun die Antwort von Karsten, der feststellt, dass es keine Selbstverständlichkeit sei, dass die Kinder sich um die Eltern im Alter kümmern. Die Gruppe führt diesen Gedanken leider nicht weiter, doch eine Antwort könnte womöglich Finn geben.

Jugendtreff 2, 71

Finn: Aber auf der anderen Seite, ich mein die Sache ist ja die, dafür gibt es ja letzten Endes auch Renten und sowas, (Robert: Ja.) (Adnan: Ja klar.) damit man sich eben nicht mehr so sehr kümmern muss. (Adnan: Natürlich, aber im Endeffekt,) Ich mein letzten Endes musst du dich schon um die kümmern.

Die staatliche Organisation der Rentenversicherung eröffnet die Möglichkeit, sich aus dem direkten familiären (bilateralen) Generationenvertrag zurück zu ziehen. Durch das Rentensystem ist aber eine andere Form des Generationenvertrages sichergestellt, weil der Staat eine Mittelsposition einnimmt, bei der vom Arbeitslohn Rentenbeiträge eingezogen werden, die zunächst anderen Menschen zugutekommen und über ein virtuelles persönliches Punktekonto dann wieder für die eigene Rente im Alter vorgesorgt wird. Die Kinder wissen also, dass die Eltern zu einem gewissen Teil bereits im Alter Unterstützung durch den Staat erhalten werden und können sich aus der Verantwortung ein Stück weit zurückziehen. Hinzu kommen dann auch noch die Arbeits- und Wohnortsituation der erwachsenen Kinder, die ein zwischenmenschliches Kümmern um die Eltern erschweren.

Dies ist aber noch nicht die Bedrohung des symbolischen Tauschs durch den ökonomischen Tausch innerhalb der Familie, wie ihn Bourdieu sieht. Bourdieu wendet seine Analyse vor allem auf die schwindende „Einheit der Güter und Aufgaben“ an (Bourdieu 2015, S. 180). So wird die Erbschaft unter den Erben und Erbinnen aufgeteilt und nicht mehr als gesamtfamiliäres Erbe betrachtet. Einzelteile werden gegeneinander aufgerechnet und geschaut, wer wieviel erhält. Hier sickert die Ökonomie des ökonomischen Tauschs in die Familie ein, in eine Welt des symbolischen Tauschs. Noch aber sprach Bourdieu nur von einer Bedrohung und sieht den symbolischen Tausch in der Familie unter anderem durch den Generationenvertrag grundsätzlich gegeben.

6.4.3 Religiöse Gaben

Wie in der Familie so beschreibt Bourdieu auch in der religiösen Opfergabe eine Verneinung der Ökonomie des ökonomischen Tauschs (Bourdieu 2015, S. 191). Ein Küster, so legt Bourdieu dar, arbeitet einerseits nach dem ökonomischen Prinzip, wenn er genau berechnet, was Putzpersonal kostet, wie viele Spenden und andere Gelder eingenommen werden, wenn Einnahmen und Ausgaben gegenüber gestellt werden (vgl. Bourdieu 2015, S. 187). Auf den anderen Seiten aber würde dieser Küster seine religiöse Arbeit hervorheben und sie abgrenzen vom ökonomischen Prinzip, vielleicht würde er sogar die Bezeichnung als Arbeit ablehnen. Für Bourdieu zeigt sich hier eine Überschneidung zweier Universen: Das ökonomische Universum und das anti-ökonomische Sub-Universum.

„Die Wahrheit des religiösen Unternehmens ist, daß es zwei Wahrheiten besitzt: die ökonomische Wahrheit und die religiöse Wahrheit, die jene vereint.“ (Bourdieu 2015, S. 188)

Religiös ist hier Bourdieu zufolge, etwas für Gott und die Gemeinde zu tun und nicht, einem Marktkalkül zu folgen. Gleichzeitig aber muss die Institution weiterhin existieren können und dazu eben Einnahmen und Ausgabe aufrechnen, Gelder akquirieren und dergleichen. Die Opfergaben, die Kirchenangestellte und Gläubige gleichermaßen vornehmen, werden wahrgenommen als eine „Selbstaufopferung an eine Art transzendente Wesenheit“ (Bourdieu 2015, S. 188). Hier finden wir wieder, was Gouldner als Wohltätigkeitsnorm beschreibt und was sich im Datenmaterial dieser Studie zeigt. Gouldner konzipiert diese Norm in Abgrenzung zur Reziprozitätsnorm, bei der die beteiligten Personen einander zur Gegengabe verpflichtet sind, während die Verpflichtung in der Wohltätigkeitsnorm der transzendenten, imaginierten, erfüllten „Macht“ (Gouldner) oder „Wesenheit“ (Bourdieu) gegenüber besteht.

Mit Blick auf David, dem Jugendpastor aus der Gruppe Freikirchliche Jugend, habe ich in Kapitel 6.1.1 argumentiert, dass es sich auch bei Wohltätigkeit weiterhin um einen reziproken Tausch handelt, weil David insistiert, dass Jesus für die Menschen gestorben ist und daraus eine Verpflichtung der Menschen ableitet, sich ebenfalls für andere Menschen einzusetzen. Ich habe aus diesem Grunde diese Deutungen in der Gruppe Freikirchliche Jugend unter das Deutungsmuster „Geben und Nehmen“ gefasst, weshalb die Einordnung der Wohltätigkeitsnorm als spezielle Form der Reziprozitätsnorm auch genau vor diesem Hintergrund gedacht werden muss. Auch Bourdieu fasst nun die „Ökonomie der Opfergabe“ (Bourdieu 2015, S. 188) als eine Form des symbolischen Tauschs auf, den ich hier als Teil von Reziprozität besprechen werde.

Ich halte es jedoch durchaus für denkbar, dass die Wohltätigkeitsnorm eine eigene Qualität enthält, also nicht unter die Reziprozitätsnorm subsumiert werden muss, wenn die Deutung der (religiösen) Opfergabe nicht rückgekoppelt würde. Eine solche Deutung habe ich im gesammelten Datenmaterial dieser Studie allerdings nicht vorgefunden. Es gibt hier lediglich eine Gruppe, die Fürsorge (explizit) stark religiös geprägt diskutiert. Über die anderen Gruppen lassen sich kaum Aussagen zur Religiosität machen. Die Gruppe Katholische Jugend diskutiert zwar ebenfalls in einer Kirche und die Teilnehmenden sind in der katholischen Jugendarbeit tätig. Ihre Teilnahme an der Jugendarbeit ist aber nicht religiös begründet. Ganz im Gegenteil, sie kritisieren die Kirche.

Katholische Jugend, 1425

Peter: Das ist das beste (.) Unternehmen das es gibt, (Britta: @(.)@) quasi für nix Geld zu verlangen.

Die Teilnehmenden sind in der katholischen Jugendarbeit tätig, weil sie Freunde sehen können und weil sie zurückgeben wollen, was sie von der Gemeinde erhalten haben – jedoch nicht in religiöser Hinsicht (Katholische Jugend, 1401 ff.).

In Kapitel 6.1.1 habe ich von der Widersprüchlichkeit geschrieben, Fürsorge als *Geben und Nehmen* zu betreiben und sich gleichzeitig von diesem Prinzip abzugrenzen. Einerseits habe ich dargelegt, dass die Gruppe Freikirchliche Jugend Fürsorge mit ‚sich opfern‘, also dem Geben ohne Erwartung eines Nutzens, beschreibt. Andererseits aber ist auch in dieser Gruppe das ‚Geben-und-Nehmen-Prinzip‘ ersichtlich, wenn Fürsorge als Opfer gefordert wird, *weil* Jesus sich geopfert hat. Das *Geben und Nehmen* wird aber deutlich, wenn beispielsweise David davon spricht, ein Lob für getane Hausarbeit erhalten zu wollen (ausführlicher in Kapitel 6.1.2). Bourdieus Annahme der Überlagerung des ökonomischen Universums mit dem anti-ökonomischen (symbolischen, religiösen) Sub-Universum ist damit auch für die vorliegende Studie zutreffend. In dieser Gruppendiskussion der Gruppe Freikirchliche Jugend werden Handlungen verschiedener Universen zusammengetragen: religiöse Opfergabe, Paarbeziehung und Hausarbeitsteilung, Fürsorgearbeit als Erwerbsarbeit. Die Erfahrungen, das Wissen aus diesen Universen werden gleichsam in der Gruppendiskussion offengelegt und es kommt zur bourdieuschen Überlagerung. Die argumentativen Widersprüche der gleichzeitigen Artikulation von Nutzen und Nicht-Nutzen sind das Ergebnis dessen, was Bourdieu als „Verzweideutung der Praktiken und Diskurse“ und „Euphemisierungsarbeit“ bezeichnet (Bourdieu 2015, S. 193 f.).

Die Diskussionsteilnehmenden sehen das Ausüben von ehrenamtlichen Tätigkeiten ebenfalls als Teil von Fürsorge, insbesondere natürlich diejenigen Teilnehmenden, die selbst ehrenamtlich engagiert sind. Für Bourdieu, der kurz auf das Ehrenamt innerhalb seines Kapitels zur religiösen Opfergabe eingeht, ist diese ehrenamtliche Arbeit Ausbeutung.

„Auf einer Wallfahrt die Rollstühle der Kranken zu schieben ist ein Akt der Barmherzigkeit, der ein Selbstzweck ist und seinen Lohn im Jenseits hat, und zugleich ein sachlicher Vorgang, der auch von einer bezahlten Krankenschwester ausgeführt werden könnte.“ (Bourdieu 2015, S. 191)

Lesen wir den Begriff der *Ausbeutung* bei Bourdieu neutral, so handelt es sich lediglich um den Vergleich unterschiedlich ausgezahlter Löhne: Eine Belohnung durch Gott im

Jenseits auf der einen Seite, die Entlohnung mit Geld auf der anderen Seite. Würde Bourdieu es als „Ausbeutung“ bezeichnen, wenn man beide Lohnformen als Äquivalente bezeichnen würde? Schwer zu glauben, denn so ließe sich der fehlende jenseitige Lohn ebenfalls als „Ausbeutung“ bezeichnen. Bourdieu geht es hier also darum, dass ehrenamtlich Tätige im Diesseits keinen finanziellen Ausgleich für ihren Aufwand erhalten. Dass die Ehrenamtlichen diese Aufgaben dennoch übernehmen, begründet Bourdieu mit der „Euphemisierung“ der sozialen Beziehungen: Der ökonomische Tausch wird durch die Berufung auf ein Opfer (von Ressourcen wie Zeit) verschleiert. Ehrenamtliche geben Arbeitszeit und –kraft und die bezahlt Tätigen der kirchlichen Institutionen (z.B. Küster, Pfarrer etc.) verleihen dieser Arbeit im Gegenzug religiöse Weihen (vgl. Bourdieu 2015, S. 191). Auch hier haben wir es also mit der Überlagerung zweier verschiedener Universen zu tun.

6.4.4 Fazit zur Fürsorge als symbolischer Tausch

Interessant an Bourdieus Überlegungen zur Ökonomie des symbolischen Tauschs ist die große Nähe dieser Handlungen zu Fürsorgehandlungen, die von den jungen Erwachsenen überwiegend als *Geben und Nehmen* gedacht werden. Das ‚Geben-und-Nehmen-Prinzip‘ beinhaltet immer zwei agierende Seiten und zwei unterschiedliche Taten, Gaben, Nutzen. Auffällig ist bei Bourdieu, dass er den symbolischen Tausch als das Andere des ökonomischen Tauschs konzipiert. Im Hintergrund läuft immer wieder der Vergleich mit dem ökonomischen Tausch und deshalb bezeichnet er dann nicht erhaltenen Lohn in ehrenamtlichen Tätigkeiten auch als Ausbeutung. Ökonomischer Tausch ist für ihn geprägt durch die Gleichzeitigkeit von Gabe und Gegengabe und weil dies so ist, *muss* es im symbolischen Tausch ja anders sein. Was ihm dabei verloren geht ist, dass symbolischer Tausch auch gleichzeitig stattfinden kann, wie beispielsweise in der Hausarbeitsteilung, wenn A die Gartenarbeit verrichtet während B kocht. Möglicherweise würde Bourdieu diese Arbeitsteilung auch als ökonomischen Tausch bezeichnen, doch dem würden die jungen Erwachsenen, die an dieser Studie teilnahmen, dann widersprechen. Fürsorge ist, jemand anderem zu helfen, ihnen etwas Gutes zu tun. Und das geschieht auch bei der Hausarbeit.

Die Studienteilnehmenden betonen außerdem, dass Fürsorge mit Zwischenmenschlichkeit verbunden ist, dass Fürsorge auf andere gerichtet sein muss. Mit Bourdieu ist

Fürsorge demnach gleichzusetzen mit Zusammenhalt, Kohäsion (Bourdieu 2015, S. 179 f.). Das gleichzeitige Auftreten von Kohäsion und Ökonomie in den verschiedenen Universen, wie Bourdieu sie nennt, geschieht aber durch den Einzug des ökonomischen Universums in die anderen nicht-ökonomischen Universen. Bourdieu suggeriert damit letztlich eine Trennbarkeit dieser Tauschformen innerhalb der Universen. Dass sowohl symbolischer als auch ökonomischer Tausch in ‚fürsorglichen Universen‘ vorkommen, belegen die Deutungen der jungen Erwachsenen. Wie aber sind sie mit einander verflochten? Handlungen müssen immer einen Anteil von Freiwilligkeit, der Intention für andere (zumeist) Menschen zu handeln, haben. Aber wie genau verhält es sich mit dem Berechnungstabu? Freundschaften können zerbrechen, weil eine Seite das Gefühl hat, dass die andere nicht genug gibt (Hollstein 2005, S. 196). Gleiches gilt für Familien. Mit Bourdieu gedacht sind es Beziehungen, in denen ökonomisches Denken zu weit in die Beziehung des symbolischen Tauschs vorgedrungen ist. Bettina Hollstein nimmt an, dass es sich hierbei um eine Ausgleichsorientierung „over the long term“ (Hollstein 2005, S. 196) handelt, die dann eben doch eine Grenze überschreiten kann, bei der die symbolische Verbindung beendet wird. Die Autorin geht davon aus, dass es in Freundschaften und familiären Beziehungen immer diese Ausgleichsorientierungen gibt, wobei dann fraglich ist, was daran mit Bourdieu symbolisch und nicht ökonomisch ist, da es sich dann immer um Berechnung handelt.

Mit Blick auf die Deutungen der jungen bayerischen Erwachsenen erscheint es sinnvoll, das Kriterium des Berechnungstabus weiter aufrecht zu halten, bei gleichzeitigem möglichem Bewusstsein über die Wertigkeit der eigenen Gabe. Es macht immer noch einen Unterschied, ob mir selbst klar ist, was ich gebe und schenke, oder, ob ich im Anschluss daran *berechne*, was die andere Person mir nun schuldet. Der Grat mag schmal sein und er hat Auswirkungen darauf, wann eine Handlung fürsorglich ist und wann nicht.

6.5 „Kommt drauf an, glaub ich, auf die Situation“ – Dimensionen von Reziprozität in der Fürsorge

Während des Vorhabens, „die zentralen Paradigmen einer praxistheoretischen Soziologie zu konturieren“ (Hillebrandt 2009, S. 14), arbeitet Frank Hillebrandt zugleich auch seine Praxistheorie des Tausches aus, die den in Reziprozitätstheorien expliziten und

immerwährenden gegenseitigen Ausschluss von Gabentausch und Warentausch überwinden will. Mit seinem Vorhaben richtet er sich unter anderem gegen die strukturalistischen Ansätze bei Lévi-Strauss, Gouldner und Sahlins auf der einen Seite. Auf der anderen Seite wendet er sich gegen die akteurtheoretischen Zugänge im Anschluss an Blau, Homans, Coleman und Esser, die Reziprozität mit dem Prinzip der rationalen Wahl erklären (Hillebrandt 2009, S. 235 ff.). Hillebrandt meint, mit seinem praxistheoretischen Zugang habe er einen „Weg gewählt, der die Dichotomisierung von Waren- und Gabentausch hinter sich lässt“ (Hillebrandt 2009, S. 238). Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis lässt erste Zweifel aufkommen, da er in Kapitel 3.2 den Warentausch und in Kapitel 3.3 den Gabentausch separat voneinander beschreibt. Der Autor orientiert sich dabei an Derrida und glaubt nicht an die Existenz des reinen Warentausches sowie der reinen Gabe (Hillebrandt 2009, ebd.). Die reine Gabe könne allein deshalb nicht existieren, weil die empfangende Person eine Verpflichtung daraus erhält, die Gabe zu erwidern. Eine Gabe könne nur eine Gabe sein, wenn sie nicht als Gabe erscheint. Sowohl Derrida als auch Hillebrandt denken die Gabe hier als abgeschlossene Übergabe von der empfangenen Seite her und kaum noch von der gebenden Seite. Sie separieren die Gabe nicht vom Empfang, sondern denken beides als Tausch zusammen. Reziprozität ist für Hillebrandt im Tausch beobachtbar und dieser beinhaltet eine Praxis des Hin und Her, weshalb das bloße Hin eben nicht alleine von ihm betrachtet wird. Damit bleibt er in seinen Ausarbeitungen hinter Gouldner zurück, der feststellte, dass eine Gabe als Wohltätigkeit in eine Interaktion eingehen und innerhalb dieser, durch die Verpflichtung zur Erwidern, die Reziprozitätsnorm aufrufen kann (Gouldner 1984b, S. 136 ff.).

Hillebrandt hebt hervor, dass die Praktiken des Warentausches und des Gabentausches simultan erfolgen und daher Mischformen aus beidem bilden (Hillebrandt 2009, S. 159). Damit „kehrt allerdings der alte Gegensatz von Gabe und Ökonomie“ (Quadflieg 2013, S. 1030) zurück und kann kaum als überwunden bezeichnet werden. Dies soll allerdings lediglich eine Kritik an der etwas überzogenen Feststellung der Überwindung der Dichotomie sein, denn die Erkenntnis, dass auch im Warentausch symbolische Ausdrucksformen enthalten sind, die weitere Handlungen anstoßen, ist durchaus erhellend. Das bedeutet also, dass ein Warentausch eben nicht mit der Erwidern des ersten Gebens abgeschlossen ist, sondern dass dieser Warentausch ebenfalls die Beziehung am Leben erhalten kann (Hillebrandt nennt dies „Verkettung“), also

Sozialität fördert. Das ist auch leicht vorstellbar: Wenn wir uns beim Einkauf gut bedient und behandelt fühlen, kehren wir eventuell das nächste Mal wieder zurück. Gut zu beobachten ist dies auch in der Gastronomie, wo Stammkund*innen eher hofiert werden als ‚Laufkundschaft‘, die vielleicht einmalig aus touristischen Gründen in der Gegend ist. Dennoch ist es immer lukrativ, wenn die Gäste gut gelaunt das Restaurant verlassen und anderen Menschen aus dem Umfeld von dem angenehmen Restaurantbesuch berichten, was ebenfalls eine Verkettung zur Folge haben könnte.

Mit Bezug auf Paul Ricœur unterscheidet Hillebrandt ferner zwischen gegenseitiger und wechselseitiger Reziprozität (Hillebrandt 2009, S. 152 f.). Wechselseitigkeit tritt dann auf, wenn mit dem Geben eine Anerkennung der anderen Person einhergeht, das Geben also auch auf die Person gerichtet ist. Gegenseitigkeit hingegen fokussiert die Sachmittel, die gegeben werden. Es handelt sich dabei um einen Tausch von Gebrauchsgegenständen, „der sich gegenwärtig sehr häufig als Kauf und Verkauf im Tauschmedium Geld ereignet“ (Hillebrandt 2009, ebd.). Ein Gegenstand kann hierbei sowohl mit einem anderen Gegenstand als auch mit Geld getauscht werden, wobei eben keine symbolische Anerkennung der am Tausch beteiligten Seiten einhergeht. Sowohl Wechselseitigkeit als auch Gegenseitigkeit können hierbei gleichzeitig auftreten – und müssen es auch, da Hillebrandt ja nicht an das alleinige Vorkommen von Gaben- oder Warentausch glaubt. Die Unterscheidung von Wechselseitigkeit und Gegenseitigkeit lässt sich gut mit dem vorgestellten Nähekonzept im Anschluss an Sahlins (siehe Kapitel 6.3.2) denken. Gegenseitige Reziprozität bei Hillebrandt wäre dann gleichzusetzen mit der ausgeglichenen Reziprozität bei Sahlins. Je mehr symbolische Anerkennung (Wechselseitigkeit) und je weniger Gegenseitigkeit in einer Situation vorkommen, desto weiter rückt die Reziprozität dieser Situation zum Pol der reinen Gabe. Gegenseitiger Tausch ist somit eher flüchtig und die Zeitspanne zwischen Geben und Erwidern gering, während sie beim wechselseitigen Geben und Erwidern größer sein kann (siehe auch Bourdieu 2015, S. 163).

Neu bei Hillebrandts Betrachtung der Reziprozität ist die Einführung dreier Dimensionen, nach denen Tauschpraktiken betrachtet werden können: die sachliche, die soziale und die zeitliche Dimension. Die Sachdimension fragt nach den Gegenständen, die getauscht werden, die Sozialdimension nach den beteiligten Akteur*innen und die Zeitdimension nach dem Intervall zwischen Gabe und Erwidern.

6.5.1 Die Sachdimension

Mit der Sachdimension analysiert Hillebrandt die Gegenstände des Tausches, die nicht nur Dinge umfassen müssen, sondern zu denen auch Tätigkeiten wie das Ratgeben und Anerkennung gehören (vgl. Hillebrandt 2009, S. 166 ff.). Wesentlich an der Sachdimension ist die Analyse des Ermessens der Werte der Tauschgüter und -leistungen. Ist es das Ziel, eine (annähernde) Äquivalenz der Werte herzustellen, kann man vom „sachbezogenen Tausch“ sprechen (Hillebrandt 2009, S. 167). „Wertäquivalenz meint, dass die zu tauschenden Dinge oder Leistungen [...] in ihrem sachlichen Wert miteinander verglichen werden“ (Hillebrandt 2009, S. 167). Der Tausch von Ware gegen Geld fällt unter diesen Aspekt und das Geld ist entsprechend das Mittel, welches die Berechnung der Werte erleichtert bzw. ermöglicht. Eine vollständige Wertäquivalenz kann aber, so Hillebrandt, nur erreicht werden, wenn exakt die gleichen Dinge getauscht werden. Dies wäre allerdings die Rückgabe der Gabe und damit kein Tausch, sondern es wäre sein Scheitern (vgl. Hillebrandt 2009, S. 170). Der Tausch von Ware gegen Geld, so der Autor, geschieht „zur Mehrung des Gewinns“ (Hillebrandt 2009, S. 170) und ist somit kein Tausch von Äquivalenten. Damit lehnt Hillebrandt die Möglichkeit einer ausgeglichenen Reziprozität ab und verortet den modernen Tausch von Ware gegen Geld auf der Seite der negativen Reziprozität, der Ausbeutung.

Wenden wir die Sachdimension auf Fürsorge an, ist festzustellen, dass ein Äquivalententausch Fürsorge sein kann, dass es dabei aber immer auf die Intention ankommt (siehe Kapitel 4.3.3). Einen Einkauf zu tätigen ist per se noch keine Fürsorge, auch wenn es sich um eine Form der Reziprozität handeln mag. Auf der Sachebene lässt sich noch keine Fürsorge festmachen, da es bei der Fürsorge immer um Zwischenmenschlichkeit geht. Der Tausch von Trösten gegen Trösten wird erst zur Fürsorge, wenn das Trösten jeweils auf jemanden anderes gerichtet ist. Hier spielt aber die Sozialdimension eine größere Rolle als die Sachdimension.

Mit Marx leitet Hillebrandt nun über zur Erwerbsarbeit und betrachtet sie als primär sachbezogenen Tausch (vgl. Hillebrandt 2009, S. 172 ff.), bei dem der arbeitende Mensch neben dem Lohn auch noch persönliche Befriedigung erhält. Mit Verweis auf Bourdieu lässt sich dieses Mehr wiederum von der entlohnenden Seite ausbeuten, denn es äußert sich in besonderem Engagement, ohne im Arbeitsvertrag festgehalten zu sein. Und weil die arbeitende Seite ein Interesse an ihrer Arbeit entwickelt hat, über-

sieht sie diese Ausbeutung. Diese Analyse der Arbeitsbeziehungen lässt sich am aktuellen Diskurs über die Bezahlung von Careberufen wunderbar ablesen, der ja auch von den jungen Erwachsenen dieser Studie geführt wird, die feststellen, dass Pflege- und Erziehungsberufe schlecht bezahlt seien (siehe Kapitel 5.2). Doch ist diese Feststellung nicht auf Careberufe beschränkt, sondern umfasst jegliche Berufe, in denen die arbeitende Person nicht vollständig unter Zwang arbeitet und deshalb die Arbeit auch nicht ausschließlich am Vertrag ausgerichtet. Das Gefühl, für andere da zu sein, wiegt die niedrige Entlohnung nicht auf. Verschiedene Strategien sind hier denkbar: Entweder man erhält mehr für seine Arbeit, egal welche Art des Lohns (Geld; Zeit, anderen zu, helfen um innere Zufriedenheit zu erlangen; Wertschätzung; Hilfe von anderen), oder man gibt weniger eigene Anstrengung. Wie schon erwähnt, schlagen die Pflegeschülerinnen aus der Gruppe Pflegeschule den letzteren Weg ein und gewöhnen sich Egoismus an (siehe Kapitel 5.2).

Auch beim Thema Spenden und Stiften bestätigen die Deutungen der jungen Erwachsenen (siehe Kapitel 5.3) Hillebrandt, der mit Blick auf Philanthropie in den USA argumentiert, dass mit der Spende oftmals ihr Sichtbarmachen einhergehe und Spendende damit Anerkennung für ihre Großzügigkeit erhielten. Was Hillebrandt allerdings nicht erkennt ist, dass auch innere Zufriedenheit ein Lohn für das Spenden und damit als spezifische Form von Reziprozität bezeichnet werden kann. Er beschreibt das Spenden an bettelnde Menschen als „vollständig generalisiert“ (Hillebrandt 2009, S. 177), da die gebende Person nichts zurück erhalte, weshalb man nicht von einer Tauschpraktik reden könne. Hier wird noch einmal deutlich, dass er Reziprozität an einen abgeschlossenen Tausch koppelt, der wiederum weiteren Tausch anstößt. Die Situation der Übergabe von Geld an eine bettelnde Person ließe sich aber auch so beschreiben, dass diese Interaktion zu einem anderen Zeitpunkt erneut stattfinden kann, oder, dass die Situation dafür sorgt, dass die spendende Person auch anderen bettelnden Menschen Geld gibt. Die Sozialität ist mit diesem Tausch, den Hillebrandt ja nicht als Tausch anerkennt, nicht abgeschlossen, sondern kann weiterbestehen. Auch das Spenden für Bettelnde kann zu Verkettungen führen. Hier spielt besonders die Sozialdimension eine wesentliche Rolle.

6.5.2 Die Sozialdimension

Die Sozialdimension betrachtet die am Tausch beteiligten Akteur*innen. Hillebrandt geht mit Mead davon aus, dass die am Tausch Teilnehmenden sich gegenseitig beobachten und aufeinander beziehen (vgl. Hillebrandt 2009, S. 181). Das ist sicherlich sehr gut nachvollziehbar, doch im Rahmen der Fürsorgedeutungen junger Erwachsener unzureichend, da es die wechselseitige Sorge um die Natur und Tiere nicht einbezieht. Aus diesem Grunde finden Hillebrandts Beispiele lediglich zwischen Menschen statt. Ein Geben und Nehmen zeigt sich aber auch zwischen Menschen und der Natur/Tieren, wie unter anderem Kapitel 4.4 zeigte.

Hillebrandt verwendet auch einige Seiten darauf, die Beziehungshaftigkeit des Warentausches darzustellen. Als Zwischenschritt kommt er zu dem Schluss, dass es auch auf „anonymisierten Konsummärkten“ zu einem Tausch kommen kann, der dauerhafte (Geschäfts-)Beziehungen ermöglicht (Hillebrandt 2009, S. 188 f.). Er fährt dann fort mit den Sozialdimensionen in Freundschaften, Familien, Liebesbeziehungen und im Staat.

In Freundschaften besteht der Tausch aus der wechselseitigen Gabe von Anerkennung, die sich, so Hillebrandt mit Verweis auf Ricœur, in der Gabe von Wohltätigkeiten zeigt. Der Tausch der Gaben ist zwar nicht explizit als Tausch ausgewiesen, doch wird eine Gegengabe erwartet, ohne dies einzufordern. Hillebrandt weist, wie Bourdieu (Kapitel 6.4) auch, auf das zeitliche Intervall zwischen Gabe und Gegengabe hin. Diese reziprozitätstheoretische Konzeptualisierung von Freundschaft deckt sich größtenteils mit den Aussagen der jungen Erwachsenen aus Bayern. Es bleibt allerdings noch ungeklärt, ob die Erwartungen an eine Gegengabe tatsächlich nicht zum Ausdruck gebracht werden dürfen, ohne die Freundschaft zu gefährden. Die Aussagen der Diskussionsteilnehmenden können da wenig Aufschluss geben, denn sie drücken die Erwartungen teilweise sehr deutlich aus. Dies hängt auch mit dem Erhebungsdesign zusammen, welches auf Explikationen ausgelegt ist. Es gibt Hinweise darauf, dass das Ausprechen von Erwartungen anrühlich ist, denn man „darf halt jetzt nicht, äh durch die Welt rennen, und ähm oder oder nur auf den Nutzen gehen“ (Phillip, Feuerwehr 2, 1067).

Neben Freundschaften bestehen auch Liebes- und Familienbeziehungen aus „exklusive[n] Formen des Tausches“, da der Tausch hier immer zwischen bestimmten Menschen stattfindet, also exklusiv sei (vgl. Hillebrandt 2009, S. 190). Der Autor verortet beide Kontexte „an den Grenzen des Tauschbegriffs“ (Hillebrandt 2009, S. 191), weil der Austausch von den Beteiligten nicht als Austausch wahrgenommen werde und dazu noch über sehr lange Zeiträume hinweg stattfindet. Über Liebesbeziehungen schreibt Hillebrandt, dass sie ihren Charakter als Liebesbeziehungen verlören, wenn sich der Austausch von der Wechselseitigkeit (Anerkennung der anderen Seite) zur Gegenseitigkeit entwickle, also die Gaben gegeneinander aufgerechnet würden. Über die Zuwendung von Eltern an das Neugeborene schreibt er:

„Die Gegenleistung für diese Hingabe ist unbestimmt, die Sorge um das Kind gilt als Pflicht, die nicht abgegolten werden kann. Deshalb entsteht hier eine enge Bindung zwischen Eltern und ihren Kindern, die sich typischerweise in einer lebenslangen Beziehung der Reziprozität Ausdruck verschafft.“ (Hillebrandt 2009, S. 191)

Für dieses konkrete Beispiel der Eltern-Kind-Beziehung, findet sich im Material ein Zitat, das einen anderen Hinweis gibt.

Jugendtreff 1, 760

Maja: Es wandelt sich aber auch; weil anfangs ist man mehr auf (.) Fürsorge angewiesen, also man kriegt- also doch Babys geben den Eltern schon (1) (Julia: Ach die:) mehr oder weniger was zurück, aber jetzt (Cora: Mm (skeptisch)) nicht so nicht so viel; als- sie können nicht so viel machen, aber dann irgendwann wenn die (.) Eltern dann selber wieder alt werden, dann kümmert man sich ja drum. oder auch das ganze Leben lang, man spricht ja mit den Eltern, und unternimmt (Thomas:) was mit denen und [(.) ist für sie da:

Maja geht davon aus, dass selbst Babys ihren Eltern etwas gäben. Dies sei zwar in der Situation möglicherweise nicht äquivalent, doch die Eltern erhielten von der Anwesenheit der Babys etwas zurück. Ohne dass sie konkret wird, ist vorstellbar, dass Maja damit eine Gefühlsebene meint, bei der die Eltern positive Emotionen durch das Baby erhalten. Dies könnte für die Erwachsenen ein guter Teilgrund sein, Kinder überhaupt erst bekommen zu wollen. Reziprozität in der Fürsorge erschafft sich nicht aus reiner Verpflichtung. Dem widerspricht nicht nur das Material. Hier scheint Hillebrandt von einer ‚Heile-Welt-Familie‘ auszugehen, in der die Mitglieder lebenslang in guten Beziehungen zueinander stehen. Auch Familienmitglieder müssen stets an ihren Beziehungen arbeiten und die Eltern können sich wohl kaum darauf ausruhen, dass sie ihren Kindern im jungen Alter viel Zuwendung gegeben haben. Ähnlich ist auch im Kontext von Liebesbeziehungen zu argumentieren, wo stets Aushandlungen stattfinden, und

sei es nur, wer den Abwasch macht (siehe zitierte Beispiele zu Robert und seiner Mutter sowie David und Anna; Kapitel 6.1.2). Es ist leicht vorstellbar, dass es zu Verstimmungen kommen kann, wenn eine Seite sich weniger am Haushalt oder an anderen Arbeiten beteiligt als die andere.

Vielmehr ist davon auszugehen, dass eine vage Aushandlung der Beteiligungen (in Hillebrandts Worten: „Austausch“), sowohl in Liebes- als auch in Familienbeziehungen historisch betrachtet schon lange, wenn nicht gar immer, stattfand. Dies muss natürlich nicht immer verbal artikuliert worden sein. Doch denken wir an das sogenannte *Familienernährermodell*, so ließe sich behaupten, dass situativ argumentiert wurde und wird, dass der Mann sich kaum noch im Haushalt beteiligen müsse, weil er ja einer Erwerbsarbeit nachgehe. Derartige Tischgespräche kommen heute womöglich seltener vor und sie nehmen andere Formen an. Auch in Liebesbeziehungen werden die Beteiligungen an der Hausarbeit artikuliert und man muss davon ausgehen, dass dies in einer Form geschieht, die ein Abwägen von ‚ich tue dies, du tust das‘, also eine Form von Austausch beinhaltet. Der starre Blick Hillebrandts auf die Pole Gaben- und Warentausch verschränkt ihm die Sicht für diese Details von Reziprozität in ‚exklusiven Beziehungen‘.

Ich würde diese Beziehungen daher keinesfalls als Grenzformen des Tausches bezeichnen, die womöglich schon keinen Tausch mehr darstellen. Ganz im Gegenteil gehe ich davon aus, dass auch in exklusiven Beziehungen täglich Tauschbeziehungen, also Reziprozitätsformen, vorkommen können. Getauscht werden dort (Fürsorge-)Handlungen, Wertschätzung, innere Zufriedenheit und auch materielle Güter (siehe Kapitel 6.1.2).

In die Sozialdimension fällt für Hillebrandt auch die Beziehung zwischen Menschen und Staat, die sich durch Transfer- und Versicherungsleistungen ergibt. Dies geht ebenfalls konform mit dem Datenmaterial der vorliegenden Studie. Der Autor fokussiert dabei die Umverteilungsfunktion des Staates und stellt fest, dass im Sozialstaat „definiert werden muss, wer in einer gerechten Transferpraxis Leistungen erbringen und wer Leistungen erhalten kann“ (Hillebrandt 2009, S. 200). Für die befragten jungen Erwachsenen besagt das Geben-und-Nehmen-Prinzip im Wohlfahrtsstaat, dass dieser, so wie Hillebrandt es mit Rekurs auf Sahlins auch beschreibt, die Steuern umverteilt. Sie nehmen diejenigen in die Pflicht, sich am Geben zu beteiligen, die dazu in der Lage sind. Die Gaben sollen dann denjenigen zugutekommen, die es benötigen. Dabei

wird diskutiert, was die einzelnen benötigen, was der Staat also mittels Steuern zur Verfügung stellen muss.

6.5.3 Die Zeitdimension

Hillebrandt sieht Zeit im Anschluss an Luhmann (1987) als eine soziale Konstruktion, die ausschließlich in der Gegenwart stattfinden kann. Vergangenheit und Zukunft sind immer Vorstellungen und Antizipationen, die nur in der Gegenwart gedacht werden können und von den Individuen einzeln mit Sinn versehen werden (vgl. Hillebrandt 2009, S. 206 ff.). Das gegenwärtige Handeln geschieht also immer im Zusammenhang mit Vergangenheit und Zukunft, was auch beim Tausch bzw. der Reziprozität zum Tragen kommt.

So betont der Autor, dass diejenigen Tauschformen, in denen Äquivalente gewechselt werden, lediglich ein geringes Intervall zwischen Gabe und Gegengabe aufweisen (siehe auch das Kapitel 6.4). In dieser Form des Tausches verlieren Vergangenheit und Zukunft fast an Bedeutung, „weil der sofortige, nahezu synchrone Abschluss des Tausches im Mittelpunkt der Praxis steht“ (Hillebrandt 2009, S. 209).

Anders verhält es sich bei eher symbolischen Formen des Tausches. Hier kontrastiert Hillebrandt das Schenken von Almosen und das gegenseitige Schenken. Beim Schenken von Almosen ist der Tausch nahezu unmittelbar nach der Gabe abgeschlossen, nämlich wenn die Gabe durch Dankbarkeit erwidert wurde. Dieser Tausch, diese Reziprozität ist also ähnlich „flüchtig“ (Hillebrandt 2009, S. 211) wie der Tausch von Ware gegen Geld. Beim Geschenkttausch hingegen sind zeitliche Intervalle eingebaut, die für Unsicherheit sorgen, ob die eigene Gabe überhaupt erwidert wird. Mit dem Erhalt der Gegengabe ist der Tausch allerdings nicht abgeschlossen, da die Gegengabe als „zweite erste Gabe“ erscheint und erneut eine Gegengabe anstößt (vgl. Hillebrandt 2009, S. 212), weil die Gebenden mit jeder Gabe auch etwas mehr, etwas von sich selbst, geben, wie Mauss und Simmel feststellten. Hillebrandt unterscheidet mit Blick auf den Zeitaspekt zwischen *Synchronisation* (kaum zeitliche Unterscheidung zwischen Gabe und Gegengabe) und *Temporalisierung* (Einschub eines Intervalls zwischen Gabe und Gegengabe) (vgl. Hillebrandt 2009, S. 213).

Synchronisation und Temporalisierung finden sich auch in der vorliegenden Studie wieder. Fürsorgehandlungen können sowohl gleichzeitig als auch zeitversetzt getauscht werden. Der Tausch einer fürsorglichen Handlung gegen eine andere fürsorgliche Handlung wird seltener thematisiert, kommt aber vor (Haushalt). Wenn es um das Geben und Nehmen von Handlungen geht, ist ein zeitversetzter Tausch naheliegender, weil die Zeitpunkte der Angewiesenheit zumeist unterschiedlich sind. Besteht das Nehmen aber aus Wertschätzung oder innerer Zufriedenheit, so kann es nahezu zeitgleich mit dem Geben einhergehen. Bei einem Tausch einer Fürsorgehandlung gegen etwas Materielles (auch Entlohnung), kann es zu zeitlichen Verzerrungen kommen. Auf die Entlohnung bezogen handelt es sich zwar um einen zeitversetzten Vorgang, dies aber auch nur, weil eine Einzelhandlung schlecht jedes Mal direkt ausbezahlt werden kann. In der Zwischenzeit muss die fürsorgliche Person mit Wertschätzung oder innerer Zufriedenheit Vorlieb nehmen.

Was das gegenseitige oder wechselseitige Schenken angeht, so lohnt ein weiterer Blick auf die näheren Umstände. Geschenke, die ein Pflichtgefühl zur Erwidierung hervorrufen, werden sehr häufig zu vorgegebenen Zeitpunkten getauscht z.B. zu Weihnachten oder an Geburtstagen. Dies sind Zeitpunkte, an denen der gesellschaftliche Druck erhöht wird, etwas zu schenken. Auch in Freundschaften gilt dieser erhöhte Druck zu Schenken. Es gilt den Befragten zufolge jedoch nicht als fürsorglich, etwas aus Zwang oder nur des Geldes (bzw. nur des Nutzens) wegen zu tun. Um als Fürsorge zu gelten, muss eine Handlung einerseits einen Grad an Freiwilligkeit beinhalten und andererseits einem Blick auf die andere Person entspringen, sie muss also jemand anderem außer dem Selbst gelten (siehe Kapitel 4.3.3). Ein Geschenk zu machen aus reinem Pflichtgefühl oder Zwang wird von den Studienteilnehmenden nicht als Fürsorge gefasst, zumal dieses Geschenk dann nur übergeben würde, um das eigene Pflichtgefühl zu tilgen, also ichbezogen wäre.

Hillebrandt geht auch noch auf das Geben und Nehmen zwischen Bevölkerung und Staat ein und beschreibt die Gegengabe des Staates als zeitlich unbestimmt. Die Menschen erhalten keine konkrete Gabe zurück, sondern "abstrakt symbolisierte Werte wie etwa ‚sozialer Frieden‘ oder ‚soziale Sicherheit‘" (Hillebrandt 2009, S. 213 Herv. i. O.). Diese Art der Gegengabe wird in den Gruppendiskussionen seltener thematisiert (z.B. gibt der Staat den Menschen Schutz; siehe Kapitel 5.1), häufiger geht es hier um Renten und Transferzahlungen. Der Schutz, den der Staat den Menschen gewährt, ist

jedoch eher als gleichzeitige Gegengabe zu sehen und weniger als zeitlich unbestimmte, während Versicherungs- und Transferzahlungen als unbestimmt zeitversetzt zu beschreiben sind. Zwar ist der exakte Zeitpunkt nicht klar, wann der Staat die Gabe erwidert, wenn man arbeitslos oder –unfähig wird, doch ist er vage vorstellbar, weil es der Zeitpunkt der Arbeitslosigkeit oder –unfähigkeit ist. Ein weiteres Beispiel ist der Zeitpunkt des Renteneintritts, der genauer antizipiert, auch wenn er im Laufe des Lebens noch verschoben werden kann. Ihm wohnt die Gewissheit inne, eine Gegengabe zu erhalten, weil sie gesetzlich geregelt ist. So ähnlich scheint es sich in Freundschaften zu verhalten, wo der Zeitpunkt der Gegengabe ebenfalls unklar ist. Dies wird deutlich, wenn Finn meint: „gibst mir halt irgendwann mal was“ (Jugendtreff 2, 908; Kapitel 5.3.1). Freundinnen und Freunden wird gegeben und man ist sich einfach sicher, dass etwas zurückkommen wird. Aus diesem Grunde kann man die Hilfe auch erwarten, ohne sie einfordern zu müssen. Wie in der Krankenversicherung weiß man, dass genau dann Hilfe zurückkommt, wenn sie benötigt wird, ohne zu wissen, wann genau das sein wird. Der Unsicherheit wohnt also gleichzeitig Sicherheit inne und womöglich ist genau diese Sicherheit ein Garant dafür, dass Fürsorge überhaupt erst praktiziert wird.

6.5.4 Fazit zur dimensionalen Betrachtung von Fürsorge

Die großen Gemeinsamkeiten zwischen den Deutungen der jungen Erwachsenen dieser Studie mit Hillebrandts Dreiteilung der Praktiken des Tausches wurden in diesem Kapitel deutlich sichtbar. Dabei ermittelt Hillebrandt innere Zufriedenheit nicht als eine Form der Gegengabe, denn sie kommt ja, strenggenommen, nicht von der anderen Seite, sondern erscheint in der gebenden Seite. Hillebrandt kann lediglich Anerkennung als Gegengabe mitdenken, da er stark an den zwei beteiligten Seiten der Tauschaktion verhaftet bleibt. Verwunderlich ist dies sicher nicht, da er es sich zum Ziel setzt, eine kultursoziologische Praxistheorie des Tausches anzubieten und ihm das, was im Innern der Individuen vorgehen mag, nicht interessiert. Eine caresoziologische Perspektive auf Reziprozität beinhaltet, wie die Empirie in dieser Arbeit aufzeigt, ein Einbeziehen der Intention des Handelns, ohne dabei selbst in die Köpfe der Menschen schauen zu können. Mit dieser Perspektive kann dann sogar ein Warentausch zu einem rein fürsorglichen – und damit symbolischen – Tausch werden, wenn eine Person einer anderen Person etwas abkauft, um ihr zu helfen. Diese Gleichzeitigkeit von Gabe

und Warentausch sieht Hillebrandt, denn zumindest macht er allzu oft darauf aufmerksam. Dennoch verbleibt er mit seinen Beispielen immer recht zweidimensional, wenn er den Tausch von Ware/Leistung gegen Geld als „primär sachbezogen“ beschreibt. Hier differenziert er nicht näher aus, sondern erweckt eher den Eindruck, als wäre dies ein Pol von Reziprozität, der kurz vor dem ökonomischen Tausch Halt macht, weil noch ein Minimum Symbolisches darin enthalten ist.

Hillebrandt denkt Gaben- und Warentausch zwar nicht als zwei sich ausschließende Pole, indem er von Mischformen ausgeht. Aber es bleibt die Frage, ob das so neu ist, denn schon Marcel Mauss hat auf die Gleichzeitigkeit von Freiwilligkeit und Verpflichtung, von wirtschaftlichem Interesse und der Gabe hingewiesen (vgl. Mauss 2013, S. 18). Es macht den Eindruck, als käme Hillebrandt aus der Dichotomie nicht heraus, weil sie ja schon seine Zielsetzung ist. Er beschäftigt sich mit Wirtschaft (das Buch ist erschienen in der Reihe Wirtschaft + Gesellschaft) und kann nicht jenseits der Wirtschaft, also jenseits des Warentausches denken. Dabei hält er teilweise auch an veralteten Dichotomien fest, wie zum Beispiel, dass das zeitliche Intervall zwischen Gabe und Gegengabe im Warentausch fast nicht vorhanden sei und im Gabentausch ein größeres Intervall bestehe. Ein Blick aus der caresoziologischen Sichtweise auf Reziprozität zeigt, dass dieser Dualismus nicht trägt.

6.6 Zwischenfazit: Die ‚Waage der Reziprozität‘ in der Fürsorge

Im vorliegenden Kapitel habe ich dargelegt, dass die Diskussionsteilnehmenden auf der Suche nach einer Balance, einem „gesunden Mittelmaß“ sind (Kapitel 6.1.2 und 6.3.1) und verschiedene *Formen des Nehmens*³⁵ benannt (Kapitel 6.1.2):

- Hilfeleistungen und Fürsorgetätigkeiten, z.B. kochen, Koffer tragen
- Wertschätzung, Dankbarkeit
- Materielles, z.B. Bezahlung
- Innere Zufriedenheit

³⁵ Interessant ist an dieser Stelle zu erwähnen, dass Lucia Killius in ihrer Studie zu familiärer Anerkennung die ersten drei Formen ebenfalls empirisch vorfindet. Bei ihr sind es Formen der Anerkennung. Die Studie ist derzeit in Arbeit.

Diese Formen des Nehmens sind auch als Formen des Gebens denkbar. In Kapitel 6.1.2 bin ich außerdem darauf eingegangen, dass es eine Kompensation durch Formen des Nehmens geben kann und dass Fürsorge „gestört“ sein kann, wenn keine (ausreichende) Kompensation stattfindet. So können Wertschätzung und innere Zufriedenheit (die sicherlich oftmals zusammengehen) als Kompensation von geringer Bezahlung in Fürsorgeberufen dienen oder Dankbarkeit als Kompensation eines unausgeglichene materiellen Tausches in Freundschaften und Familien. Vor meinen Augen entstand das Bild einer Waage, mit der ich diese und andere Situationen durchdachte. Diese Waage besteht aus zwei Waagschalen, wobei das Nehmen die eine und das Geben die andere Schale darstellt. Wichtig scheint hier zu sein, wieviel ‚Masse‘ in der jeweiligen Waagschale liegt. Einer fremden Person den Weg zur Post zu beschreiben ist eine Hilfestellung, die nicht viel ‚Gewicht‘ hat und keine große Gegenleistung benötigt. Da reicht womöglich ein so kleiner Funke innerer Zufriedenheit oder Wertschätzung/Dankbarkeit, der schon fast nicht mehr wahrnehmbar ist oder einfach auch mit der Norm von „das gehört sich so“ begründet werden kann. Andererseits aber kann die gleiche Situation mehr Gewicht erhalten, wenn die fragende Person einem sehr unangenehm erscheint oder wenn man selbst in großer Hektik ist. Das kann dazu führen, dass man nicht einmal mehr die Zeit oder den Willen findet, den Weg zu beschreiben – die Fürsorge scheitert. An diesem sehr einfachen Beispiel wird deutlich, dass Wissen benötigt wird, um den Weg überhaupt erst beschreiben zu können. Ärztliches Personal benötigt Wissen, um jemandem medizinisch zu helfen, Pflegepersonal benötigt Wissen zur Pflege, Erziehungspersonal benötigt Wissen zur Erziehung usw. Dieses Wissen liegt implizit oder explizit ebenfalls als Masse in der Waagschale, genauso wie die physische, psychische und emotionale Anstrengung zum Zeitpunkt der Fürsorgetätigkeit. Damit wird die Situationsabhängigkeit des Austausches deutlich, denn die gleiche Tätigkeit kann zu unterschiedlichen Zeitpunkten unterschiedliches Gewicht haben. Das Gewicht ist zudem auch abhängig von den involvierten Personen und deren Tagesverfassungen, wobei die Fürsorge dann nicht sofort scheitern muss, sondern von einem Ausgleichsspielraum begleitet wird. Der Ausgleich kann zeitversetzt stattfinden und die Unausgewogenheit eine Zeit lang ignoriert werden (siehe Kapitel 6.5.3). Wieviel Unausgewogenheit wie lange ignoriert wird, hängt von der emotionalen Nähe der involvierten Personen und vorheriger gemeinsamer Interaktionen ab (siehe Kapitel 6.3.2). Stellen wir uns vor, es liegen 200 kg Gewicht auf der einen Seite und 199 kg auf der anderen Seite. Die Waage ist groß und die schwerere Seite wird nicht gleich

den Boden berühren, nur weil ein Kilogramm fehlt. Die Personen haben eine lange Vorgeschichte, symbolisiert durch das hohe Gewicht auf beiden Seiten. Lernen sich Menschen gerade erst kennen und aus irgendeinem Grund legt eine Person zwei Kilogramm auf die Waage, die andere jedoch nur ein Kilogramm, so berührt die eine Seite womöglich den Boden und die (Fürsorge-)Beziehung ist schwer beschädigt – mit Phillips Worten: „gestört“.

Pierre Bourdieu denkt an Ausgleichsmöglichkeiten in seiner „Ökonomie der symbolischen Güter“ und spricht vom „Gesetz des Energieausgleichs“ (Bourdieu 2015, S. 194). Auch Alvin Gouldner bezieht die Möglichkeit „kompensatorischer Mechanismen“ in seine Überlegungen zur Reziprozität mit ein (Gouldner 1984a, S. 84 f.). Beide befinden sich dabei allerdings auf einer anderen Ebene als der bisher von mir vorgestellten. Während ich bisher die Kompensation der Formen des Nehmens darlegte, beziehen sich Bourdieu und Gouldner eher auf den Antrieb zum Geben. Aus dieser Blickrichtung lässt sich auch auf das hiesige Material schauen, zum Beispiel, wenn David betont, dass Jesus für die Menschen gestorben sei und die Menschen deshalb Fürsorge leisten sollten (siehe Kapitel 6.4.3). Die Religion, genauer: der Tod Jesu, ist Davids Antrieb, anderen zu helfen. Mit Gouldner wird hier auch die Reziprozitäts*norm* erkennbar, denn die Menschen sollen das zurückgeben, was Jesus für sie gab. Gouldner sieht daneben die Möglichkeit, dass eine Person die Macht hat, einer anderen etwas aufzwingen kann. Abseits der Betrachtung des Machtkonzeptes bei Gouldner fassen die Teilnehmenden der Gruppendiskussionen es hingegen nicht unter Fürsorge, wenn man etwas ausschließlich aus Zwang oder Pflicht tut. Sind Zwang oder Pflicht nur ein Teil des Antriebs und besteht ein anderer Teil aus Freiwilligkeit so sprechen die jungen Erwachsenen von Fürsorge (siehe Kapitel 4.3.3). Nun könnte man lediglich den freiwilligen Anteil einer auf andere gerichteten Handlung als Fürsorgehandlung definieren, doch ist fraglich, wie dann über Fürsorgeberufe weiter nachgedacht werden könnte. Gerade in Care-Berufen ist es kaum möglich, Fürsorge und Entlohnung (bzw. Ökonomie als Ganzes) getrennt voneinander zu denken. Auch kann mit den Gruppendiskussionen argumentiert werden, dass die Selbstsorge zum Lebenserhalt als Basis zur Fürsorge für andere gesehen werden kann. Wenn ein Mensch sich kein Essen und keine Wohnung leisten kann, dann kann er sich nur schlecht um andere kümmern. Insofern ist die Ausübung eines Berufes ja nicht per se egoistisch oder ‚unfürsorglich‘.

Die Waage der (Care-)Reziprozität im Kontext der Fürsorgeberufe zu besprechen, erweist sich als Härtestest. In Freundschaften oder Familien findet ein Geben und Nehmen mit Zeitverzug oder auch gleichzeitig statt und die Involvierten sind durch emotionale Nähe miteinander verbunden, sodass das Ausfallrisiko der Gegengabe erduldet, die Unausgeglichenheit mit z.B. Wertschätzung oder auch innerer Zufriedenheit kompensiert werden kann. Doch was hält Pflegekräfte in ihrem Beruf, wenn dieser in so schlechten Verhältnissen stattfindet, wie es in Pflegeberufen konstatiert werden muss? Hier ist nun festzustellen, dass es in vielen Pflegesituationen mehr als zwei Seiten zu betrachten gibt, nicht nur die Care gebende und die Care empfangende Seite. Die Sorgesituation an sich erscheint als *generalisierte Reziprozität* (siehe Kapitel 6.3.1), da die Pflegekraft mehr gibt als sie von der gepflegten Person erhält. Von letzterer ist lediglich Wertschätzung zu erwarten und eventuell daraus resultierende innere Zufriedenheit. Die Pflegekraft übt dabei allerdings einen Beruf aus und steht in einem Verhältnis zu einer Person oder Institution, die die Pflegekraft für ihr Tun (schlecht) bezahlt. Dieses Verhältnis ließe sich als *Ausbeutung* beschreiben und hat mit Fürsorge erst einmal nichts zu tun. Die Entlohnung lässt sich nun aber auch als Kompensation der generalisierten Fürsorgetätigkeit am bedürftigen Menschen interpretieren bzw. umgekehrt lässt sich die Wertschätzung durch die gepflegte Person oder die innere Zufriedenheit bei der Berufsausübung als Kompensation der ansonsten schlechten Arbeitsbedingungen sehen. Die Pflegekraft selbst kann sich somit annähernd im Gleichgewicht befinden. Es kann allerdings passieren, dass das intraindividuelle Verhältnis zwischen Geben und Nehmen so sehr ins Ungleichgewicht drängt, dass die eine Seite der Waage auf dem Boden ankommt und die Pflegekraft den Arbeitsplatz oder gleich ganz den Beruf verlässt.

Geld zu verdienen ließe sich in Fürsorgeberufen als eine Antriebskraft sehen, die zur Ausübung der Fürsorgetätigkeit veranlasst, genauso wie Wertschätzung, der Erhalt von Fürsorge durch andere oder auch innere Zufriedenheit. Dennoch fehlt dem Ganzen ein Rahmen, in den diese Antriebskräfte, die Fürsorgehandlungen selbst eingebettet sind. Die Waage der Reziprozität in der Fürsorge lässt sich immer nur für Beziehungen³⁶ heranziehen, wobei eine Seite in mehreren Einzelbeziehungen stehen kann, die einander kompensieren können, wie anhand des Fürsorgeberufes deutlich wird.

³⁶ Die Beziehung zwischen Kollektiven (z.B. Bevölkerung und Staat) kann, in Anlehnung an das Material, ebenso als Einzelbeziehung gesehen werden.

Die verschiedenen Formen des Nehmens kumulieren dann jedoch nur in der gebenden Person, wie ich noch ausführen werde.

Beim Tausch von Waren und (Dienst-)Leistungen unterscheidet Gouldner Reziprozität nach zwei Formen von Gleichwertigkeit: *heteromorphe* und *homöomorphe Reziprozität* (vgl. Gouldner 1984a, S. 99 f.). Erstere meint den Tausch von ungleichförmigen Dingen mit gleicher Wertigkeit und zweitere den Tausch von gleichförmigen Dingen, die ungleichen Wert haben. So wäre Tausch von Ware gegen Geld gleichwertig und der Tausch von Fürsorgehandlung gegen Fürsorgehandlung gleichförmig. Der Tausch von Geld gegen Geld wäre sowohl gleichförmig als auch gleichwertig, wobei nun also Gouldners Reduktion auf die Morphologie als unzureichend erscheint, weil die Wertigkeit für ihn immer das Gegenteil der Förmigkeit ist und er die Gleichzeitigkeit von beidem nicht einbezieht. Versuchen wir es mit einer gedanklichen Trennung von beidem.

Ein gleichwertiger und zugleich gleichförmiger Tausch erscheint selten, da kaum jemand ein Zwei-Euro-Stück gegen ein Zwei-Euro-Stück tauscht – es sei denn, es treffen sich zwei Personen, die Münzen sammeln und sie tauschen jeweils einen unterschiedlichen Jahrgang einer Zwei-Euro-Münze. Dies wäre kaum als Fürsorge zu bezeichnen, da dieser Situation nicht die Intention zugrunde läge, jemand anderem etwas Gutes tun zu wollen. Und falls doch, so scheint die eine Münze höherwertig zu sein als die andere, da es sich vielleicht um einen speziellen Jahrgang handelt. Die eine Person gibt dann mehr als die andere, aber der Tausch wäre nicht mehr gleichwertig. Auch die Gleichförmigkeit dieses Tausches muss dann angezweifelt werden, da die eine Person gleichzeitig zur Münze auch eine fürsorgliche Handlung übergibt.

Sehen wir das Erwidern einer Fürsorgehandlung durch eine andere Fürsorgehandlung als gleichförmig an, so lässt sich über Gleichwertigkeit schlecht reden. Wie hoch ist der Wert eines Tröstens? Wie hoch ist der Wert, jemandem über die Straße zu helfen? Wie hoch ist der Wert, zu Weihnachten im Kirchenchor zu singen? Der Wert scheint in erster Linie vom Individuum bestimmt werden zu können, aber kaum von anderen. Die gebende Person kann das Gewicht der Gabe empfinden, genau wie die empfangende Person. Sie können aber nicht genau wissen, welches Gewicht die andere Person verspürt. Abhängig ist die Bewertung der Gabe unter anderem, aber sicher nicht ausschließlich, von der Befindlichkeit der gebenden Person, vom Wissen zur Problemlösung, von der emotionalen Nähe der Handelnden, von der Art der Angewiesenheit, von der Verantwortung, die der gebenden Person übertragen wird (siehe Kapitel

4.3.2). Gleichförmige Tausche von Wertschätzung und innerer Zufriedenheit, sofern sie auftreten, lassen sich ebenso wenig bewerten. Dennoch ist es so, dass es ein Zuviel und ein Zuwenig gibt. Eine Person kann das Empfinden haben, dass eine andere befreundete Person sie nicht gleichwertig schätzt oder ihr nicht gleichwertig hilft. Die Suche nach solchen Wertigkeiten gestaltet sich schwierig – für Forschende wie für die Individuen selbst. Mit Bourdieu lässt sich hier auf das Berechnungstabu verweisen (siehe Kapitel 6.4, vgl. Bourdieu 2015, S. 176 ff.): Wenn versucht wird, in solchen Situationen Werte zu ermitteln, dann befinden wir uns schon am Rande des symbolischen Tausches, also im Sinne der vorliegenden Arbeit am Rande der Fürsorge, hin zum ökonomischen Tausch. Die Waage der Reziprozität ist nicht (mehr) im Gleichgewicht, aber auch noch nicht zwingend außer Kraft gesetzt. Es gibt weiterhin die Möglichkeit, sich wieder dem Gleichgewicht zu nähern, allerdings ist ein Blick auf die Waage eigentlich unerwünscht. Man kann spüren, dass die Waagschalen so ungefähr auf gleicher Höhe sind und das muss reichen. Erst wenn eine Schale auf dem Boden aufkommt, wird deutlich, dass das Verhältnis nicht ausgewogen ist. Es handelt sich um ein Spannungsverhältnis zwischen dem Verbot der Berechnung und dem Verbot der expliziten Formulierung (vgl. Bourdieu 2015, S. 165) bei gleichzeitiger potenzieller Spürbarkeit eines Ungleichgewichts. Der verbotene Blick auf die Waage und dessen Formulierung wird aber durch die Gruppendiskussion erzwungen. So wird das Geben-und-Nehmen-Prinzip in der Fürsorge überhaupt erst zutage gefördert und mit Ambivalenzen verhandelt. Verwiesen sei hier noch einmal auf Georg Simmel, mit dem ich davon ausgehe, dass ein tatsächliches Gleichgewicht kaum möglich ist, da in der ersten Gabe eine Freiwilligkeit liegt, die nicht mit einer Gegenleistung aufgewogen werden kann (vgl. Simmel 2016, S. 667). Das dann oftmals folgende Hin und Her kann das absolute Gleichgewicht nicht erreichen.

Gerade an der Suche nach der Wertigkeit einer Fürsorgehandlung wird nun aber auch erkennbar, dass die Waage der Reziprozität streng genommen gar nicht eine Beziehung zwischen zwei Seiten in den Blick nimmt, sondern die Perspektive nur einer beteiligten Seite. Denn es ist das Empfinden der Einzelperson, das ausschlaggebend ist, ob die Waage für sie in Balance ist oder nicht. Dieses Empfinden ist auch Resultat der Interaktionen und der Beziehungen zu anderen Beteiligten der Fürsorgehandlung. Die Ausgestaltung des Generationenvertrages einer Person ihren Eltern gegenüber hängt auch davon ab, wieviel die Person glaubt, zurückgeben zu wollen oder zu müssen. Sie kann der Meinung sein, dass es ausreichend ist, das Pflegeheim zu bezahlen oder sie

kann der Meinung sein, die Eltern unbedingt bei sich zu Hause allumfassend selbst zu pflegen. Dabei spielen auch die Rahmenbedingungen eine Rolle, die die unterschiedlichen Formen des Kümmerns um die alten Eltern unterschiedlich schwierig gestalten. Zu betrachten ist beispielsweise, wie groß die räumliche Distanz, wie hoch das Arbeitspensum der erwachsenen Kinder, wie die Pflegeinfrastruktur am Ort der Eltern ist und vieles mehr. Die Antworten auf all diese Fragen liegen als Gewicht auf der einen Waagschale, die Wahrnehmung der Schulden auf dem *familiären Fürsorgekonto* (siehe Kapitel 6.1.2) aus der Kindheit und Jugend liegen in der anderen Waagschale. Umgekehrt können die Eltern des erwachsenen Kindes eine ganz andere Wahrnehmung von diesem familiären Kontostand haben und so müssen beide Seiten das Vorgehen miteinander aushandeln. Diese unterschiedlichen Wahrnehmungen sind ein weiterer Grund dafür, dass das absolute Gleichgewicht der Waage nicht erreicht werden kann. Mindestens eine Seite, wenn nicht sogar beide, wird wohl immer unerschwellig das Gefühl haben, im Plus zu sein – wenn darüber nachgedacht wird.

Dieses Kapitel 6 hat sich mit dem Geben-und-Nehmen-Prinzip in den Fürsorgevorstellungen der befragten jungen Erwachsenen beschäftigt und es mit einer Auswahl von Reziprozitätstheorien verbunden. Die Kapitel 4 und besonders Kapitel 5 haben die Vergeschlechtlichungen bzw. überwiegend das Ausbleiben dieser behandelt. Eine Zusammenführung des hier dargelegten Reziprozitätskonzeptes und der Vergeschlechtlichung von Care wird im folgenden Kapitel, dem Schlusskapitel dieser Arbeit, vorgenommen.

7. Caredeutungen junger bayerischer Erwachsener: Kontextuelle Vergeschlechtlichung und Ambivalenz zwischen Freiwilligkeit und gesellschaftlicher Pflicht

Charakteristika von Fürsorge in den Deutungen junger Erwachsener

Diese Arbeit hat die Frage beantwortet, was junge Erwachsene in Bayern über Fürsorge denken. Dabei konnte auf 13 Gruppendiskussionen mit 16-30-Jährigen zurückgegriffen werden, die sich in einer möglichst offenen und gewohnten Gesprächsatmosphäre und –umgebung ausgetauscht haben. Sie sehen Fürsorge als etwas, was freiwillig gegeben werden muss, aber auch von (Selbst)Verpflichtungen begleitet sein

kann. Und obwohl unter Fürsorge nicht gefasst wird, was jemand *ausschließlich* für Geld tut, so geht sie für die allermeisten Diskussionsteilnehmenden dennoch mit einer mal sehr bewussten, mal eher unbewussten Erwartung einher, irgendwie oder irgendwann einmal auch etwas für die eigene fürsorglichen Tat zurück zu bekommen. Ich habe dargestellt, dass der ‚Nutzen‘ vier verschiedenen Formen annehmen kann, die sich untereinander kompensieren können: Wertschätzung, Hilfe(-leistungen), Materielles und/oder innere Zufriedenheit.

Ein weiteres Merkmal einer fürsorglichen Handlung ist für die Befragten die Motivation, anderen zu helfen. Damit können nun auch Pflege- und Erziehungsberufe in die Fürsorgedefinition mit aufgenommen werden, sofern der Beruf gewählt wird, um anderen eine Unterstützung zu sein. Mit dieser Motivation übt man den Beruf dann nicht mehr *nur* des Geldes oder anderer egoistischer Ziele wegen aus. Hier wird eine Kompensation der Gegengaben sehr gut erkennbar, denn der (eher niedrige) Lohn in Sorgeberufen ist nicht der einzige Beweggrund der Ausübenden, sondern auch eigene Glücksgefühle darüber, jemand anderem geholfen zu haben. David formuliert dies sehr deutlich.

Freikirchliche Jugend, 347

David: Genau, (du) investierst ja nicht (2) in dich selber, in dein eigenes (.) also nicht direkt zumindest in dein eigenes Wohl, natürlich (1) eben wenn wenn du dann siehst wie die Augen strahlen oder wie sich jemand freut (Paul: Mhm) dann (.) hast du schon in dich investiert weil du merkst wie gut dir das selber tut, aber

Auch Motakef et al. (vgl. 2018, S. 107 f.) sehen Kompensationen von Anerkennung in ihrer Fallanalyse von Ulrike Urban, die ihre berufliche Pflegetätigkeit nicht aufgibt, obwohl sie sich, wie sie selbst sagt, durch ihre Arbeit selbst schade. Der Grund dafür, warum sie diese Arbeit weiterhin verrichte, wird Urban mit einer beiderseitigen emotionalen Verbindung zwischen ihr und der pflegebedürftigen Person begründet. Ich plädiere also dafür, diese Form der Motivation in den Care-Diskurs mit aufzunehmen, denn darüber sind die Menschen, die diese Berufe ausüben, leicht ‚auszubeuten‘, wie mit Hilfe der Kapitel 6.2 und 6.3 gezeigt werden konnte. Mit den Deutungen der jungen Erwachsenen, die formulieren, dass die Menschen immer irgendwie auf der Suche nach einem „gesunden Mittelmaß“ (Gruppe Ausbildung) seien, lässt sich also sagen, dass individuell (bewusst oder unbewusst) abgewogen wird, was man unter welchen Umständen bereit ist zu geben und wann die Grenzen erreicht sind, wo Fürsorge also „scheitert“ (Gruppe Feuerwehr 2).

Die Deutungen der jungen Erwachsenen zeigen, dass Fürsorge von ihnen überwiegend als Beziehung gedacht wird, die mit unterschiedlich starken Bindungen zwischen den Gebenden und Nehmenden ausgestattet sind. Persönliche Nahbeziehungen beinhalten eine „Fortdauer-Idealisierung“ (Lenz und Nestmann 2009, S. 11), bei der die Menschen annehmen, dass die Interaktionen in persönlichen Beziehungen dauerhaft sind. Die fortgesetzte Kontinuität sorgt außerdem für eine „emotional fundierte gegenseitige Bindung der Beziehungspersonen“ (ebd.). „Man ‚weiß‘, mit wem man es zu tun hat, man ‚weiß‘, was man von einander erwarten kann, und darauf kann man die eigenen Verhaltensweisen vorab einstellen.“ (Lenz und Nestmann 2009, S. 12; Herv. i. O.). Pierre Bourdieu schreibt, dass im symbolischen Tausch immer ein Risiko besteht, dass die Gabe nicht erwidert wird (Bourdieu 2015, S. 163). In freundschaftlichen und familiären Beziehungen, das habe ich in Kapitel 5.3.2 geschrieben, wird dieses Risiko eingegangen. Die Art der Bindung zwischen den Personen, so ließen sich die Aussagen der Studienteilnehmenden deuten, hat Einfluss auf das eingegangene Risiko der nicht erwiderten Gabe. Dies wird dadurch deutlich, dass die jungen Erwachsenen familiäre und freundschaftliche Beziehungen ansehen als Orte des Vertrauens auf eine *fast* schon bedingungslose gegenseitige Hilfestellung. Familie und Freundschaft beinhalten sogar die *Gewissheit*, dass einem geholfen wird, wenn es nötig wird und sie beinhalten eine *Selbstverständlichkeit*, anderen zu helfen. Nur mit dieser Gewissheit, die aus einer starken persönlichen Bindung entsteht, sind die Akteur*innen bereit, das höhere Risiko einzugehen, dass die Gabe unbeantwortet bleibt oder nicht ‚gleichwertig‘ erwidert wird. Dies ist beim Spenden und im ehrenamtlichen Engagement so nicht der Fall (siehe Kapitel 5.3.2), wo der Wunsch nach Transparenz über den Fortgang der eigenen Spende groß ist und wo deutlicher auf das Geben-und-Nehmen-Prinzip Bezug genommen wird. Man will die Kontrolle darüber haben, was mit der Spende passiert, damit man sie gegebenenfalls in Zukunft unterlassen kann. Und die jungen Erwachsenen würden diese Transparenz damit als Form der Gegengabe einfordern. Dies wird dann von den Teilnehmenden weitergedacht, wenn sie äußern, dass die Spende auch öffentlich gemacht werden könne, so wie dies beispielsweise an Parkbänken sichtbar wird, wo die spendende Person oder Institution an der Bank kenntlich gemacht wird.

Der überwiegende Teil der analysierten Diskussionen deutet daraufhin, dass die Teilnehmenden beziehungsorientiert denken und argumentieren. Fürsorge wird immer wieder als etwas Zwischenmenschliches betont, wobei auch Tiere und die Natur thematisiert werden und auch Mensch-Staat- sowie Staat-Staat-Beziehungen gesehen

werden. Wie bereits geschrieben ist die Ausgestaltung der Fürsorge in den Beziehungen dann abhängig von den Bindungen (Kapitel 4.3.2 und 5.3), Motivationen (Kapitel 4.3.3), Angewiesenheiten (Kapitel 4.3.2) und Ressourcen (Kapitel 5.4 und 6.3.3) der Beteiligten. Neben der Deutung der jungen Erwachsenen, dass Fürsorge das ganze Leben umfasst (vgl. Klinger 2014; Tronto 1993), trifft die Definition von Nancy Folbre (1995) auf die Aussagen der Befragten fast deckungsgleich zu.

„Defining caring ~~labor~~ [in relations] as ‚undertaken out of affection or a sense of responsibility for others, with no expectation of immediate pecuniary reward‘ excludes labor that is offered *only* in response to wages. However, it does not exclude all labor in wage employment, because some people don't work for money alone. Nor does the definition exclude any particular category of tasks, because one could engage in an activity that does not involve any direct care of people (like cleaning up toxic waste) that is nevertheless motivated by a desire to help others.“ (Folbre 1995, S. 75; Veränderungen von mir)

Ich ersetze den Begriff *labor*, da es für die jungen Bayer*innen auch schon fürsorglich ist, wenn man sich nur Gedanken um jemanden macht, in sorgender Absicht oder mit sorgendem Hintergrund. Meines Erachtens nach ist diese Definition damit noch etwas breiter als die von Folbre, auch wenn unter Care-Arbeit bezahlte sowie unbezahlte Sorgetätigkeiten gefasst werden (vgl. Winker 2015, S. 17).

Aus persönlichen Gesprächen mit Care-Forschenden auf und abseits von Kongressen konnte ich Skepsis entnehmen, was die Breite des Care-Begriffes angeht, den ich anhand der Aussagen der jungen Erwachsenen hier vorstelle. Für die Studienteilnehmenden fällt das Spenden unter Fürsorge und sind ärztliche Berufe Fürsorgeberufe. Beides ist nach meinem aktuellen Kenntnisstand kaum Teil des sozialwissenschaftlichen Care-Diskurses. Eine intentionsfokussierte Caredefinition erschwert sicherlich auch die Systematisierung des Feldes. Denn die gleiche Tätigkeit in dem gleichen Beruf kann mal als Fürsorge beschrieben werden und mal nicht. Es sei denn, das Helfenwollen wird als integraler Bestandteil des Berufsbildes definiert. Ein intentionaler Carebegriff wird zu einem sehr situativen Carebegriff, da nur die spezifische Situation Aufschluss darüber geben kann, ob es sich um eine Care-Situation handelt oder nicht. Am Beispiel des Krankenpflegers Niels Högel³⁷ lässt sich veranschaulichen, dass das Ausüben eines Care-Berufes nicht zwangsläufig damit einhergeht, Care-Handlungen zu vollziehen. Umgekehrt kann Fürsorge auch in Berufen zum Tragen kommen, die

³⁷ Niels Högel wurde 2015 des zweifachen Mordes verurteilt und derzeit läuft ein Verfahren wegen 97 weiterer Morde. https://de.wikipedia.org/wiki/Niels_H%C3%B6gel; zuletzt erfolgreich abgerufen am 29.09.2019

nicht als Care-Berufe gelten, wie die Gruppe Ausbildung ausgiebig diskutiert und feststellt (siehe Kapitel 5.2).

Interessant ist, dass Angewiesenheit und Verantwortung für die jungen Erwachsenen keine zwingenden Bestandteile von Fürsorge sind. Zwar ist in den meisten Beschreibungen von Fürsorgesituationen eine involvierte Seite auf Hilfe angewiesen, weshalb die gebende Seite wohl auch die Verantwortung dafür erhält, dieser Angewiesenheit Abhilfe zu verschaffen. Da Fürsorge den Befragten zufolge aber vor allem mit der Intention zusammenhängt, andere zu unterstützen, ist Angewiesenheit auf den ersten Blick nicht in jedem Falle notwendig. So beschreiben einige junge Erwachsene die Grabpflege als Fürsorge (Kapitel 4.3.2) und stellen fest, dass keine bedürftige Person anwesend ist. Hier ist sicherlich zu fragen, wer den Bedarf dieser Fürsorge hat. Ist es die verstorbene Person oder ist es die noch lebende Person, die hier eher für sich selbst sorgt?

Geschlechterkonstruktionen

In den bisher dargestellten Charakteristika der Fürsorgedeutungen junger Erwachsener wurden Geschlechterzuweisungen nicht thematisiert. Diese waren im gesamten Material ungewöhnlich selten anzutreffen. Die expliziten Geschlechterkonstruktionen beschränken sich im Material vor allem auf den Bereich familiärer Fürsorge und Hausarbeitsteilungen. Ich habe in Kapitel 3 dargelegt, dass und warum meine Interpretationen sehr nah am Text verbleiben. Es kommt vereinzelt vor, dass in den Diskussionen Geschlechterbezüge hergestellt werden, indem bestimmte Personen einfach genannt werden. So lässt sich fragen, warum Bastian ausgerechnet als Beispiel wählt, dass man „der alten Oma über die Straßen helfen“ könne (Wohnheimgruppe 2, 128) oder Eva hilft, „wenn sich da die Oma halt abplackert, da mit dem Koffer“ (Soziale Arbeit, 1659). Dies sind erstens jedoch Einzeldaten, denen zweitens andere Aussagen entgegenstehen, bei denen beide Geschlechter genannt werden, wie bei Christin, die „als erstes irgendwie so ans Alter gedacht [hat], so Oma und Opas“ (Ausbildung, 31). Im Sinne von Regine Gildemeister handelt es sich hier überdies sehr häufig um die bloße Benennung von Unterschieden, die noch keine Unterscheidungen hervorbringen (vgl. Gildemeister 2005; Gildemeister und Hericks 2012). Die hier genannten Beispiele sind

welche, die nicht sehr zahlreich vorkommen. In den allermeisten Fällen wird Geschlecht im Material gar nicht erst interaktiv, also hier verbal, hergestellt, nicht „situier“ (Hirschauer 2001, S. 226).

Dieses Übersehen von Geschlecht wird auch deutlich bei den Erzählungen zu Bild 04. Das Bild zeigt eine sitzende weiße Person mit dunklen Haaren und leichtem Bart. Sie ist von hinten abgebildet, wobei nur der Oberkörper sichtbar ist. Der Kopf ist nach links gerichtet, etwa in die Richtung des Kinderwagens, an dessen Griff die linke Hand liegt. Ein Kind ist nicht erkennbar im Wagen. Am Gebäude, in der horizontalen Bildmitte und vertikal oben befinden sich ein gelber Briefmarkenautomat sowie ein gelber Briefkasten. Aufgrund der ansonsten dominierenden Farben grau, braun, schwarz rückt das Gelb dieser Gegenstände sehr hervor. In zwei von 13 Gruppen wird dieses Bild nicht diskutiert, in sechs Gruppen wird es kurz als Fürsorge abgehakt. In über der Hälfte der Gruppen wird der abgebildeten Person also verbal nicht einmal ein Geschlecht zugeordnet. In zwei weiteren Gruppen (Feuerwehr 1 und Jugendtreff 2) wird die abgebildete Person als Mann/Vater bezeichnet, ohne dem weiter verbal Bedeutung beizumessen.

In einer anderen Gruppe (Feuerwehr 3) findet ein Diskutant, dass es nicht selbstverständlich sei, dass sich ein Vater um das Kind kümmere, denn „wahrscheinlich muss ja der Mann arbeiten“ (Markus, Feuerwehr 3, 88). Geschlecht wird hier nun also relevant gemacht über den Themenbereich der Vereinbarung von Fürsorge/Familienarbeit und Beruf. Doch schon nach nur zwei darauf bezogenen Aussagen wird dieser Deutung entgegengewirkt, indem von der abgebildeten Person auf die Ebene der ganzen Familie gewechselt wird, in der sich alle unter einander zu helfen haben und die als Vater bezeichnete Person synonym für alle Familienmitglieder dort auf der Bank sitzt, um den Kinderwagen zu halten. Auch in der Gruppe Katholische Jugend findet eine derartige Entrelativierung des Geschlechts statt, was wohl Züge *rhetorischer Modernisierung* annimmt (vgl. Wetterer 2003; siehe Kapitel 4.4 und 5.3.1).

Interessant ist nun aber auch, dass in drei Gruppen, die über dieses Bild sprachen, der Briefkasten im Fokus der Diskussion steht. Beispielsweise weckt der Briefkasten in der Wohnheimgruppe 2 Assoziationen, um über die staatliche Infrastruktur als Form von Fürsorge zu reden. Die abgebildete Person wird hier außen vorgelassen. Das Bild verleitet die Diskutierenden kaum dazu, über väterliche in Abgrenzung zu mütterlicher Fürsorge zu reden. Überwiegend findet eine Diskussion überhaupt nicht statt und wenn doch, dann wird neben dem Vater auch der Briefkasten besprochen. Dies mag

sicherlich damit zusammenhängen, dass der Briefkasten durch seine stechende gelbe Farbe Aufmerksamkeit auf sich zieht. Ich interpretiere dies als „Unterbrechung eines Konstruktionsprozesses“ (Hirschauer 2001, S. 209), wobei hier teilweise eben der Briefkasten die Geschlechtskonstruktion unterbricht.

Wie in den Kapiteln 4.4 und 5.3.1 und gerade an den Kurzbeschreibungen der Diskussionen zu Bild 04 nochmal deutlich wurde, finden Geschlechtskonstruktionen im Material dieser Studie in erster und deutlichster Linie im Themenbereich der familiären Fürsorge und (Haus)Arbeitsteilung und ihrer Vereinbarkeit mit Erwerbsarbeit statt. Trotz der Unterschiede zum Forschungsfeld von Bettina Heintz und Eva Nadai würde ich hier ebenfalls davon sprechen, dass die Geschlechtskonstruktionen offenbar kontextabhängig sind (vgl. Heintz und Nadai 1998).

„Es ist durchaus möglich, daß das Geschlecht ein wichtiges Strukturelement ist, aber auf symbolischer Ebene eine nur geringe Rolle spielt.“ (Heintz und Nadai 1998, S. 88)

So ist dies auch für die vorliegende Studie zu sehen: Als Strukturelement, das ist ausgiebig erforscht, spielt das Geschlecht eine sehr wesentliche Rolle, doch in den Erzählungen der jungen Erwachsenen wird es eben nur im Kontext von Fürsorge im Hinblick auf die Familie als segregierendes Moment deutlich.

Den Erzählungen der jungen Erwachsenen zufolge erkennen wir die von Helga Krüger beschriebene „Tandem-Institution“ (Krüger 2001, S. 278) aus Familie und Arbeitsmarkt, die „lebensbiographisch das Bereichs-Management-Problem zwischen den Geschlechtern“ erzeugt (ebd.). Dieses Management-Problem sehen auch einige Befragte, wenn sie einen „Zielkonflikt“ ausmachen, doch sind diese Thematisierungen eben eher selten. Die Vergeschlechtlichung von Familien- und Haushaltsarbeit wird demnach durch die ab einem gewissen Alter hinzukommende Erwerbsarbeit verstärkt, da für beides nicht genug Zeit bleibt, erst recht nicht, wenn dann noch ein Kind hinzukommt. Einschränkend sei hier angemerkt, dass die befragten jungen Erwachsenen alle noch keine eigenen Kinder haben und zum Teil auch noch nicht in beruflicher Ausbildung sind. Sie übernehmen hier also Argumentationen, die sie in ihrer Lebenswelt bereits vorfinden. Sie antizipieren eine Lösung des „Bereichs-Management-Problems“, ohne selbst und am eigenen Leib bereits Erfahrungen mit den Lösungen gemacht zu haben.

Wo aber kommt dieser Rückbezug her? Einerseits ist bekannt, dass ökonomische Fragen dominieren, wenn es darum geht zu entscheiden, wer die eigene Erwerbsarbeit

zurückschraubt (vgl. Krüger 2009; Peukert 2015). Dies ist jedoch nicht die einzige Antwort auf die Frage, warum Frauen eher zu Hause bleiben, wie u.a. Almut Peukert herausstellt, denn auch wenn sie mehr verdienen reduziert ein Teil dieser Frauen die Arbeitszeit. Peukert bezeichnet die Handlungskompetenz für Hausarbeit, die Frauen von sich selbst und anderen zugeschrieben wird, als Falle hinein in die Hausarbeit (vgl. Peukert 2015, S. 63). Dass die Studienteilnehmenden ebenfalls in diese „Falle“ tappen werden, kündigen einige Aussagen schon an. Zwar wird dies nicht unbedingt über eine explizite Zuschreibung von Handlungskompetenzen erkennbar, sondern es wird eine andere Konstruktionsweise am Material deutlich. Wenn sie über familiäre Fürsorge reden, können die Befragten aus einem Fundus an eigenen Erfahrungen schöpfen. Diese Erfahrungen beziehen sich dann auf das, was sie in ihren Herkunftsfamilien erlebten. Es ist zu unterscheiden zwischen Aussagen, die auf eigenen Erfahrungen basieren und jenen, in denen es eher um Annahmen, Vermutungen, Zukünftiges geht. Und genau im Bereich familiärer Fürsorge wird häufig beschrieben, dass es die Mutter war, die sich gekümmert hat (mehrere Zitate als Beispiele in Kapitel 4.3.2) und, dass es eben vor der Mutter auch die Großmutter war.

Ausbildung, 51

Tim: [...] Kümmern, (.) ähm Fürsorge, wenns jetzt auf auf Kinder be- bezogen ist oder (.) auch auf mich, vom von Seiten meiner Eltern her, ich kenns wenn ich irgendwo unterwegs bin, ähm ja spät am Abend oder der Nacht, (.) ja meine Mama schläft jetzt nicht gut. Das ist find ich auch ein gewisser Teil von Fürsorge. Sich sorgen machen, das steckt auch drinnen. Fürsorgen, Sorgen machen, (.) ähm (1) ja, (1) das verbind ich jetzt damit [...]

Freikirchliche Jugend, 207

Amelie: Omas die es zu gut meinen und dir immer noch mehr zu essen geben bis du platzt @(.).@

Soziale Arbeit, 576

Sabine: [Aber wenn ich zu meinem Papa kommen würde, und sagen würde so (.) hey, (.) ä:hm: (1) ich hät- hatte zum Beispiel gesagt ja hey, meine Waschmaschine muss angeschlossen werden und mein Vater hat auch gesagt (.) ja (.) also (.) das wusste ich auch vorher er kann: es nicht aber da er sich um mich kümmern will (.) ähm (.) hat er mir dann jemanden besorgt, der meine Waschmaschine anschließt.

Es ist eben so, wie Jean-Claude Kaufmann feststellte:

„Die Analyse zeigte auf diese Weise, daß das Zentrum des Widerstandes gegen die Geschlechtergleichheit in der Familie liegt, zu Hause, bei den elementarsten Haushaltspraktiken. Und insbesondere bei denjenigen, die am meisten Frauensache sind [...]“ (Kaufmann 2005, S. 293)

Die Frage ist nun, warum die Familie ein solches Zentrum einnimmt. Hier lässt sich unter anderem auf Regina Becker-Schmidt verweisen, die über die *doppelte Vergesellschaftung der Frauen* (Becker-Schmidt 2003) schreibt. Frauen werden sowohl über

die Organisation des Privaten als auch über die Berufswelt vergesellschaftet, also sowohl über die Erwerbs- als auch über die Haushaltsarbeit (wobei sie in beiden Bereichen den männlichen, also öffentlichen und sichtbaren Sphären untergeordnet sind; siehe Kapitel 2.2). Insbesondere sind es Mädchen und junge Frauen, die eben zur Hausarbeit schon in der Herkunftsfamilie gebeten werden.

„Mädchen sind von geschlechtlicher Arbeitsteilung doppelt betroffen: Sie erfahren zum einen die Autoritätsstruktur in der elterlichen Beziehung, der zufolge die Mutter, auch wenn sie erwerbstätig ist, den größten Teil der Hausarbeit übernimmt, weil die Berufskarriere des Vaters Vorrang hat. Das könnte in der Zukunft auch ihr Schicksal sein. Mädchen werden zum anderen häufiger von der Mutter zur Mithilfe im Haushalt herangezogen als die männlichen Geschwister.“ (Becker-Schmidt 2003, S. 15)

Eine weitere Interpretation der Explikation weiblicher Sorgearbeit im Material wäre mit Sabine Klinger, dass der Themenkomplex familiärer Fürsorge einen dominanten Erfahrungsraum gegenüber anderer Erfahrungen und Erfahrungsräumen darstellt (vgl. Klinger 2015, S. 124). Für Studierende ermittelt Klinger einen vom Zeitgeist dominierenden studentischen Erfahrungsraum, der ihre Befragten dazu veranlasst, einen „neuen Geschlechtervertrag“ (McRobbie 2010, S. 57) zu propagieren und gesellschaftliche Geschlechterhierarchien zu ‚entöffentlichen‘ und zu individualisieren (vgl. Klinger 2015, S. 121 f.). Dies tun auch die Teilnehmenden der Gruppe Studium, wie ich in Kapitel 4.4 beschrieben habe. Wenn die Befragten aber über Kindererziehung und das Kümern um die Familie reden, so befinden sie sich offenbar in einem vergeschlechtlichten Erfahrungsraum und greifen auf vergeschlechtlichte Erfahrungen zurück.

Insgesamt ist jedoch festzuhalten, dass in den Aussagen der Befragten Geschlecht abseits dieses Themenbereiches eine untergeordnete Rolle spielt. Teilweise folgen sie sogar einem Gleichberechtigungsdiskurs, indem sie sehr deutlich zum Ausdruck bringen, dass Fürsorgeberufe paritätisch(er) ausgeübt werden sollten (Studium, 92) oder indem stereotype körperliche Unterschiede, wie eine geringere Stärke von Frauen im Vergleich zu Männern, relativiert werden (Jugendtreff 2, 581). Durch die insgesamt gesehen seltene Verbalisierung von Geschlecht, gehe ich mit Angelika Wetterer davon aus, dass es sich hierbei um eine Diskrepanz zwischen der Thematisierbarkeit von Differenzwissen bei gleichzeitiger Wirksamkeit „latenter Geschlechternormen und institutionalisierter Strukturvorgaben“ (Wetterer 2003, S. 290) handelt, die womöglich verstärkt zutage treten werden, wenn die Befragten die Berufseinmündung hinter sich haben (vgl. Krüger 2009), spätestens aber wenn der „zweite Re-Traditionalisierungsschub“ (Wetterer 2003, S. 305; vgl. Geissler 1998, S. 114; Geissler und Oechsle 2000)

einsetzt, nämlich die Familiengründung mit Geburt des ersten Kindes. Zum Zeitpunkt der Befragung aber befinden sich die Teilnehmenden an einem Lebensabschnitt, bei der die Ausbildung und Berufsfindung im Vordergrund stehen und gedanklich vergleichsweise wenig Raum für Familiengründung vorhanden ist (vgl. Gille et al. 2006, S. 191).

In den Kapiteln 4.4 und 5.4 bin ich auch auf Betrachtung von Milieus eingegangen. Hier ist allerdings Vorsicht geboten, da ich keine genaue Erhebung des sozialen Status‘ vorgenommen habe. Vor allem die ökonomischen Positionen sind mir völlig unbekannt. Mit Cornelia Koppetsch und Günter Burkart (1999) könnte lediglich ein Versuch gestartet werden, die Aussagen der Befragten in das traditionale, familistische oder individualistische Milieu einzuordnen. Der Vergleich mit der Studie von Koppetsch und Burkart ist auch insofern hinkend, als dass sie ältere Studienteilnehmende in Paarbeziehungen befragten und den Milieus Bildungs- und Berufsgruppen grob zuordnen können. Dies kann hier insofern schon nicht gelingen, als dass viele der an der hiesigen Studie Teilnehmenden noch gar keinen Beruf ergriffen haben. So ordnen Koppetsch und Burkart ihrem individualistischen Milieu „die gebildete Mittelschicht mit urbanem Lebensstil“, dem familistischen Milieu „das Segment der Dienstleistungs-Berufsgruppen [...] mit mittlerem Qualifikationsniveau“ und dem traditionellen Milieu das „traditionale und ländliche Arbeiter- und Handwerkermilieu“ zu (Koppetsch und Burkart 1999, S. 15).

Es ist ohnehin schwierig, ganze Gruppen einem einzigen Milieu zuzuordnen, da sie überwiegend sehr heterogen zusammengesetzt sind (siehe Kapitel 4.1). Von den 13 geführten Gruppendiskussionen wird es in nur einer für nicht selbstverständlich expliziert (!), dass sich Väter um ihre Kinder kümmern (siehe Kapitel 4.4). Dies wird allerdings bemängelt und nicht gutgeheißen. Geäußert wird damit auch hier eine Beobachtung aus der eigenen Lebenswelt und die ist stark ländlich geprägt. Im Moment der Datenerhebung lässt sich damit ein breiter Egalitätskonsens ausmachen – sofern denn überhaupt darüber gesprochen wird. Dass dieser sich im weiteren Lebensverlauf ändern und mit einer widersprüchlichen Praxis einhergehen kann, habe ich hier mit Rekurs auf zahlreiche andere Autor*innen bereits geschrieben.

Aus geschlechtersoziologischer Perspektive ließe sich nun fragen, warum vor allem Frauen bereit zu sein scheinen, eine relativ schlechte Entlohnung für den Gewinn an

positiven Gefühlen oder anderen Kompensationen in Kauf zu nehmen. Eine Teilantwort wären sicherlich wohlfahrtsstaatliche Vorgaben (z.B. Ehegattensplitting) und alles, was mit den Begriffen *gender regime* und *care regime* diskutiert wird (vgl. u.a. Esping-Andersen 1990 ff.; Fraser 2016; Lutz 2007; Madörin 2011). Eine andere Teilantwort sind ebenfalls sehr gut beforschte Geschlechterkonstruktionen, die mit Naturalisierungen und Bipolarisierungen (vgl. Garfinkel 1984; zuerst 1967; Kessler und McKenna 1978; Krüger 2001) und Hierarchisierungen (vgl. Gildemeister 2005; Heintz 2008) einhergehen. Mit den in dieser Studie erhobenen Daten lässt sich darauf keine befriedigende Antwort entwickeln, da die Diskutierenden selbst nicht darüber sprechen. Es gibt aber Hinweise darauf, dass Essentialisierungen und Hierarchisierungen hinterfragt werden, Bipolarisierungen jedoch nicht. Möglicherweise sind die Geschlechterbilder junger bayerischer Erwachsener in Bewegung gekommen, doch der pragmatische Blick darauf, was sie aus ihren Herkunftsfamilien kennen, nährt die Vermutung, dass die dort beobachteten Handlungsweise aufrechterhalten werden. Gleichzeitig aber besteht womöglich Hoffnung, da es unter den Studienteilnehmenden eine breite Anerkennung und Wertschätzung von Sorgearbeit gibt. Dort fügt sich auch die Feststellung ein, dass Sorgeberufe zu schlecht bezahlt seien. Da die *doppelte Vergesellschaftung der Frauen* (Becker-Schmidt 2003) auch über eine doppelte Relationierung vonstattengeht, bei der die Sorgearbeit herabgewürdigt wird, lässt sich hier Entwicklungspotenzial entdecken. Mit höherer Wertschätzung bisher vor allem von Frauen getätigter Familien- und Sorgearbeit könnte diese Arbeit für Männer attraktiver werden, was wiederum möglicherweise dafür sorgen könnte, dass die Hierarchisierung dieser Arbeitssphären abnimmt. Beispiele für ein solches Abnehmen gibt es in der Vergangenheit leider kaum. Der ‚Geschlechtswechsel‘ des vormals männlichen Berufes des Sekretärs ging mit sinkender Anerkennung dieses Berufs einher.

Wie ist diese Diskrepanz zwischen den hier gefundenen Ergebnissen größtenteils nicht gefundener Geschlechterrelevanz und dem caretheoretischen Wissen, dass Fürsorge „gesellschaftlich vergeschlechtlicht“ und „konkret weiblich“ ist (vgl. Motakef et al. 2018, S. 108, FN 2) zu deuten? Methodisch, darauf bin ich in Kapitel 3 eingegangen, liegt das sicherlich daran, dass ich mich bei der Analyse sehr nah an den Aussagen der Studienteilnehmenden gehalten habe. Wenn also nicht explizit über Männer, Frauen, Oma, Opa, Schwester, Bruder u.ä. gesprochen wurde, gehe ich zuerst einmal davon aus, dass hier keine vergeschlechtlichten Deutungen *sichtbar* geworden sind, also

keine „Praxis des Unterscheidens“ (Gildemeister und Hericks 2012, S. 305) beobachtbar war. Ich argumentiere hier also auf der Ebene der Diskurslogik, weniger auf der Ebene der praktischen Logik (vgl. Degele 2008, S. 75) und gar nicht auf der Ebene der Strukturen.

Es gibt für die Diskrepanz zwischen den hier vorgestellten Ergebnissen und der starken Betonung der Verbindung aus Care und Geschlecht in der Literatur allerdings eine weitere Erklärung, wenn wir auf die Geschichte des Carediskurses blicken. Ute Gerhard (2014) beschreibt die feministische Beschäftigung mit der Arbeitsteilung als Vorläufer der in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstehenden Care-Debatte. Ausgangspunkt war die Unsichtbarkeit und Abwertung reproduktiver Arbeiten, die vor allem von Frauen vollbracht wurden (und werden). In kritischem Anschluss an Marx wurde daran gearbeitet, „Hausarbeit in der kapitalistischen Produktionsweise als produktive Arbeit zu bestimmen“ (Gerhard 2014, S. 71). Diese Grundlage wurde überführt in die Beschäftigung mit Care (vgl. Schmitt et al. 2018; Yeandle et al. 2017, S. 7 f.).

„Care is an issue with strong roots in Feminist and Gender Studies, and since the beginning of the 21st century different strands of Sociology are ‘discovering’ it as one of the most pressing issues of our time. The meteoric rise of care and care work on the societal as well as sociological agenda is strongly related to the discussion of the crisis of social reproduction or the crisis of care.“ (Aulenbacher et al. 2018, S. 1)

Care ist also ein ursprünglich feministisches Anliegen mit Fokus auf die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung, also die alltägliche Aufteilung in Hausarbeit, die vor allem von Frauen erledigt werden, und Erwerbsarbeit, die mehrheitlich und zumeist in Vollzeit von Männern erbracht wird (siehe Kapitel 2.2). Die vorliegende Studie bestätigt die Vergeschlechtlichung dieser Sphären, denn auch hier wurde sehr deutlich, dass die jungen Erwachsenen es von der eigenen Familie kennen, dass die Fürsorgearbeit vor allem von Frauen geleistet wird. Aber die Deutungen der jungen Erwachsenen gehen eben über die Fragen der Arbeitsteilung hinaus. Sie beschreiben Formen des menschlichen Zusammenhalts in nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen. Fürsorge ist etwas, was in jeder Sekunde des menschlichen Lebens wichtig sein kann, weil sie damit zu tun hat, dass ein Mensch einem anderen Menschen hilft. Wer einer anderen Person über die Straße hilft, ist erstmal unabhängig vom Geschlecht, ebenso wenig wer sich um die Mitarbeitenden im Betrieb kümmert. Die vergeschlechtlichten Strukturen im Wohlfahrtsstaat und auf dem Arbeitsmarkt nehmen die Befragten eher implizit wahr, wenn sie formulieren, dass es kaum möglich sei, Karriere mit adäquater Fürsorge zu vereinbaren. Bei dem Versuch dieses zu tun, würde, so die Diskutierenden, eines von

beidem immer leiden, weshalb eine erwachsene Person in einem Paar- oder Familienhaushalt sich mehr um die Fürsorge kümmern müsse als die andere. Und dies ist in den Gedanken der jungen Bayer*innen dann eher die Mutter/Frau, denn so beobachteten sie es in ihrer Herkunftsfamilie. Was dort funktioniert hat, wird in der eigenen Familie womöglich auch funktionieren. Auf diese Weise wird die Vergeschlechtlichung von Hausarbeit und damit von Erwerbsarbeit als *Teilbereiche* von Care vermutlich noch lange Bestand haben. Und im Anschluss daran auch die Vergeschlechtlichung bezahlter Fürsorgearbeit, wobei diese von den Diskussionsteilnehmenden nicht wahrgenommen wird.

Das bedeutet also, dass man wohl von Care reden muss, will man (in den Sozialwissenschaften) über Geschlecht reden. Umgekehrt aber gilt nicht, dass man zwingend über Geschlecht reden muss, wenn es um Care geht. Dazu müsste erst der genaue Care-Teilbereich benannt werden. Die jungen Erwachsenen dieser Studie beschränken sich in ihrem Rekurs auf Geschlecht jedenfalls auf Themen, bei denen es um die Vereinbarkeit von Beruf/Erwerbsarbeit und Familie/Fürsorge geht. Dies ist zweifelsohne ein sehr wesentlicher Bestandteil des Carediskurses, aber eben nicht das gesamte Themenspektrum von Care in den Sozialwissenschaften.

Care und Reziprozität

In Kapitel 6 habe ich ausgiebig auf eine Verknüpfung von Care mit Reziprozität vorgenommen, was ich hier erneut aufgreife. Ich habe in diesem Fazit bereits eine Definition von Care/Fürsorge vorgestellt, die den Fokus auf die Intention des Helfens legt und somit Beziehungen zur Grundlage hat. Diese Definition hat dort ihre Grenzen, wo Care nicht mehr als Beziehung gedacht werden kann. Ebenso ist Reziprozität meines Erachtens nach nicht jenseits von Beziehungen denkbar. Gleichwohl kann beides als ein „life-sustaining web“ (Tronto 1993, S. 103) angesehen und die Fürsorgebeziehungen auch so verankert werden. Ein Individuum ist dann in mehrere Beziehungen involviert, die sich durchaus widersprechen können. Leicht nachvollziehbar mag dies bei Pflegenden sein, die in einer Beziehung zu den Pflegebedürftigen sowie zu den Lohnzahlenden stehen (siehe Kapitel 6.3.1). Hier entsteht ein Dilemma womöglich erst durch die Eingebundenheit in mehrere Beziehungen, da die pflegebedürftige Person für die Erwidierung der Fürsorgegabe an die Pflegekraft nicht (direkt) zuständig ist. Ihr bliebe

nur die Möglichkeit, sich dankbar zu zeigen. Zu behaupten, dass sich dies anders gestalten würde, wenn die pflegebedürftige Person die Pflegekraft auch finanziell entlohnen würde, wäre sicherlich vorschnell. Möglicherweise wäre aber die Wahrscheinlichkeit höher, dass sie die Arbeit der Pflegekraft anders bewertet und, unter der Voraussetzung vorhandener Ressourcen, eine andere Entlohnung vornehmen würde. Doch befinde ich mich hier in Spekulationen, die lediglich der Veranschaulichung dienen sollen.

Die Gestaltung von Fürsorgebeziehungen ist eingebettet in Rahmenbedingungen verschiedenster Art. Eine Rolle spielen hier neben finanziellen/materiellen und zeitlichen Ressourcen auch moralische Werte der Involvierten, die Einfluss haben auf die Bewertung der Anforderungen an die Sorgesituation. So kann im Falle einer Klimakatastrophe eine kleine Spende für die eine Person schon ein großer finanzieller Aufwand sein, weshalb eine enge Bindung zwischen ihr und den bespendeten Personen hergestellt werden müsste. Dies könnte beispielsweise geschehen über emotionalisierende Bilder in der Berichterstattung. Für eine andere Person hingegen kann die emotionale Bindung durch eine Verwandtschaftsbeziehung an sich schon hoch sein, sodass sie in die Region reist, um persönlich mit körperlicher Anwesenheit zu helfen und dabei eine große finanzielle Leistung in Kauf zu nehmen. Beide Personen erhalten für ihre Hilfe etwas zurück. Die Geld spendende Person möglicherweise lediglich innere Zufriedenheit, die reisende Person wahrscheinlich darüber hinaus Dankbarkeit und Wertschätzung. Getragen wird die Handlung auch vom persönlichen ‚Weltbild‘, von den eigenen Vorstellungen über das Leben. So kann die zum Katastrophenort reisende Person dort keine persönlichen Beziehungen haben, aber sie handelt nach einem Weltbild oder einer Lebensphilosophie, die das Helfen von ihr in dieser Form erwartet oder verlangt oder die dafür sorgt, dass die Person es von sich selbst verlangt. Auch in diesen Fällen erhält die Person etwas für ihre Fürsorge zurück, nämlich die Gewissheit, ‚richtig‘ gehandelt zu haben und somit u.a. innere Zufriedenheit, was Nancy Folbre als altruistische Form von Sorgearbeit (caring labor) bezeichnet (vgl. Folbre 1995, S. 77).

ein Konzept, um über Fürsorge nachzudenken ist die ‚Waage der Reziprozität‘ in der Fürsorge. Mit diesem Konzept kann der Versuch angestellt werden, Beweggründe für fürsorgliches Handeln zu ermitteln. Diese Waage, die in meiner Metapher eine alte

Waage mit zwei Waagschalen ist und keine moderne Digitalwaage mit nur einer Wiegefläche, beruht gezwungenermaßen auf einem Gegengewicht zur eigenen Fürsorgehandlung. Die individuelle Ausgestaltung der Waage unterliegt allerdings sehr verschiedenen Bedingungen, die auf die Wahrnehmung Einfluss haben, ob die Waage annähernd im Gleichgewicht ist oder nicht. Von außen lässt sich schlecht sagen, wie der Stand der Waage ist. Sie gibt zwar den Stand der Beziehung zwischen zwei Seiten wieder, aber der Stand kann von beiden beteiligten Seiten unterschiedlich bewertet werden, weil sie das Eigengewicht und das Gegengewicht unterschiedlich bewerten. Für Beobachtende kann das Verhältnis als Gleichgewicht erscheinen, während die Involvierten ein ganz anderes Empfinden haben. Dies macht die Fürsorge in höchstem Maße situativ und interpretativ. Und dennoch sind sich die befragten jungen Erwachsenen einig: Fürsorge ist etwas Gutes, etwas, dass für andere getan wird, es ist einfach helfen wo es geht und wo es nötig ist. Wann Hilfe freiwillig gegeben wird und aus welchen Gründen, das ist dann der Moment, wo das Ausmaß der individuellen Fürsorglichkeit zutage treten kann.

Eine Rolle bei der Waage spielen auch die zur Verfügung stehenden Ressourcen. Wer nicht geben kann, muss nicht geben. Wer aber zur Gabe in der Lage wäre und diese verweigert, stattdessen aber Gaben anderer entgegennimmt, verhält sich unsolidarisch und ausbeuterisch. Insofern können also auch begründete Ausnahmen von der Gleichwertigkeit der Waagschalen gemacht werden. Diese können temporär oder dauerhaft sein. Bei dauerhafter Unmöglichkeit von Gaben, muss die Gemeinschaft sich solidarisch zeigen, bei temporärer Unmöglichkeit der Gabe muss diese zuvor ausgeglichen worden sein oder zu einem späteren Zeitpunkt ausgeglichen werden. Zu fragen ist nun also, wo da die Freiwilligkeit ist, wenn man aus gesellschaftlicher Normierung heraus zur Gabe fast schon gezwungen wird. Diese Ambivalenz scheint integraler Bestandteil der Fürsorgedeutungen, aber letztlich bleibt immer auch Raum, eine Gabe abzulehnen und sich der Norm zu entziehen.

Care, Ökonomisierung, Leistungsgerechtigkeit

Ein Ökonomisierungsdiskurs, bei dem auf die Käuflichkeit von Care verwiesen wird, findet in den Gruppen nicht statt. Die Erwartung, für die eigene Hilfeleistung auch et-

was zurück zu erhalten, ließe sich somit nicht als Form von Ökonomisierung des Sozialen hinterfragen (vgl. Bröckling et al. 2015; Buestrich et al. 2010; Klein und Heitmeyer 2011; Labitzke 2011), bei der „Leitideen des monetaristischen Liberalismus“ (Lemke und Schaal 2014, S. 13) zur normativen Orientierung des alltäglichen Lebens wird. Reziprozitätstheoretisch ist festzuhalten, dass die gesellschaftlichen Grundlagen auch für eine solche Form von Ökonomisierung mit der Erwartung an eine Erwidierung für das eigene Geben schon weitaus früher gelegt waren, wie u.a. Georg Simmel (vgl. Simmel 2005; zuerst 1908), Marcel Mauss (vgl. Mauss 2013; zuerst 1925) (siehe Kapitel 2.4) und auch Karl Polanyi (vgl. Polanyi; zuerst 1944) bereits zeigten. Im Denken der Gebenden war Fürsorge demnach schon weitaus länger in gewissem Maße nutzenorientiert und ‚ökonomisch‘. Wird unter *Ökonomisierung* die monetaristische Fokussierung (vgl. Lemke und Schaal 2014) oder aber eine „Orientierung am Konkurrenz- und Wettbewerbsprinzip“ (Klein und Heitmeyer 2011, S. 369) verstanden, so ist diese These mit Bezug zum erhobenen Material nicht zu stützen. Die Befragten deuten komplett entlohnte Tätigkeiten gerade nicht als Fürsorge und sie haben für unbezahltes Kümern mehr Wertschätzung als für teilbezahlte.

Die Ökonomisierung von Care zu Zeiten des sog. Neoliberalismus soll hiermit allerdings nicht in Abrede gestellt werden. Zweifelsohne hat sie Einzug gehalten in zahlreiche Bereiche der Fürsorge, wie Careliteratur ganz richtig feststellt (vgl. u.a. Aulenbacher 2014; Aulenbacher und Dammayr 2014b; Riegraf 2014b). Ich habe in Kapitel 2 aufgezeigt, dass verschiedene Care-Bereiche vermarktlacht werden, darunter allen voran, aber nicht nur, die Pflege alter Menschen inklusive der Auswirkungen auf globale Care-Migration, die, wie Sorgearbeiten insgesamt, mehrheitlich zu Lasten von Frauen geht. Die Ökonomisierung bezieht sich vor allem auf die gesellschaftlichen Strukturen, deren Übertragung auf das individuelle Denken sicherlich erwartet werden kann (vgl. Klein und Heitmeyer 2011). Die Explikationen der befragten jungen Erwachsenen lassen diese Übertragung bisher jedoch noch nicht erkennen. Dennoch werden in den Deutungen der Diskussionsteilnehmenden Nutzenerwartungen klar erkennbar. Diese Erwartungen jedoch schon als Ökonomisierung zu bezeichnen ist, meines Erachtens nach, nicht angebracht, da sie sehr wahrscheinlich bereits weit vor der Industrialisierung Bestandteil des menschlichen Denkens waren. Meine These ist daher vielmehr, dass die Ökonomisierung von Care, die zumeist auch eine Kritik an Kapitalismus und neoliberaler Politik ist, womöglich ihren Ausgangspunkt in einem (zwischen)menschlichem Denken hat, das historisch weiter zurückliegt als die Zeit der Industrialisierung,

bei der zur Kritik an den vormaligen und jetzigen Zuständen oftmals angesetzt wird (vgl. Bock und Duden 1977; Hausen 1976; Klinger 2014).

Zu unterscheiden ist hier mit Bourdieu (vgl. 2015; zuerst 1994) zwischen ökonomischem und symbolischem Tausch. Charakteristisch für den symbolischen Tausch sind die Verschleierung des Tausches durch das zeitliche Intervall zwischen Gabe und Erwidierung sowie das Tabu, den Wert einer Gabe zu berechnen (siehe Kapitel 6.4). Mit Max Weber ist Bourdieu allerdings der Meinung, dass Gesellschaften dazu übergegangen seien, „Verwandtschaftsbeziehungen selber nach dem Modell der ökonomischen Beziehungen“ (Bourdieu 2015, S. 177) aufzufassen, während dies zuvor genau umgekehrt gewesen sei. Dies spricht nicht gegen meine These, dass dem menschlichen Denken womöglich immer schon eine Tendenz zu ökonomischem – im Sinne von nutzenorientiertem – Denken inne lag, sondern bestätigt sie gewissermaßen. Denn auf irgendetwas muss der Gedanke des Äquivalententausches ja fußen und ich nehme an, der Sockel dafür ist das, was in der vorliegenden Studie als „Geben-und-Nehmen-Prinzip“ beschrieben wurde. Die Erwartung irgendwann einmal irgendeine Erwidierung zu erhalten und die Erwartung, für 3,30 Euro ein Laib Brot zu bekommen, sind am Ende beides Erwartungen an eine Gegengabe. Doch selbstverständlich gibt es ganz wesentliche Unterschiede zwischen diesen beiden Erwartungen/Tauschen und keinesfalls darf die Erwartung an eine zeitversetzte fürsorgliche Gegengabe gleichgesetzt werden mit der Erwartung an eine zeitnahe materielle Erwidierung.

Ein weiterer Diskurs findet sich im erhobenen Material ebenfalls wieder, und zwar der um Fragen der Gerechtigkeit (siehe Kapitel 2.1 und 2.2; vgl. Biller-Andorno 2001; Conradi 2001; Gilligan 1982; Nunner-Winkler 2010). Auf staatlicher Ebene lassen sich in den Deutungen deutliche Anteile einer Leistungsgerechtigkeit finden, denn die Forderung der jungen Erwachsenen ist, dass die Menschen, die etwas geben können, auch geben müssen. Dies bezieht sich auf das Zahlen von Abgaben, die dann vor allem den Bedürftigen zugutekommen, also jenen, die selbst nichts zu dem Abgabensystem beitragen *können*. Das bedeutet, dass auch jene, die dazu in der Lage sind, etwas zum staatlichen Fürsorgesystem beizutragen, berechtigt sind, temporär etwas aus diesem Fürsorgesystem zu erhalten, wenn sie es benötigen. Wer zwar in der Lage wäre, sich an diesem System zu beteiligen – vor allem über eine Erwerbsarbeit, da staatliche Gelder davon an die Bedürftigen umverteilt werden (siehe Kapitel 6.3) – sich aber der

Beteiligung verweigert, ist den Diskutierenden zufolge nicht berechtigt, von diesen Geldern etwas zu erhalten. Diese Aussage fußt auf der Erkenntnis der begrenzten Mittel, die der Staat zur Verfügung hat, was insbesondere an den skeptischen Äußerungen über den zukünftigen Erhalt von Rente deutlich wird (siehe Kapitel 5.1). Klar ist dann andererseits aber auch, dass denjenigen geholfen werden muss, die nichts oder weniger zum staatlichen Fürsorgesystem beitragen *können*.

Diese Leistungsgerechtigkeit findet sich nicht nur in den Aussagen über den Wohlfahrtsstaat, sondern auch im Kontext freundschaftlicher Fürsorge, wo die Gruppe Soziale Arbeit ein „soziales Konto“ ausmacht (Soziale Arbeit, 128; siehe Kapitel 6.1). Dieses Konto, zwar von den Diskutierenden nicht expliziert, ließe ich auch in Familien sehen. Denn vor allem im familiären Generationenvertrag scheint auf, dass die jungen Erwachsenen sich verpflichtet fühlen, sich später um die alten Eltern zu kümmern (siehe Kapitel 6.3.3 und 6.6).

Grenzen dieser Arbeit

Wie erwähnt, muss es gerade in Gruppen, deren Mitglieder nach bestimmten Merkmalen in sich heterogen sind, schwerfallen, sie in ihrer Gesamtheit bestimmten Milieus zuzuordnen. Mit den Daten zum höchsten Bildungsabschluss ließe sich sicherlich eine Positionierung der einzelnen Teilnehmenden in die horizontale Struktur des sozialen Raums (vgl. Grundmann et al. 2006, S. 40 ff.; Vester et al. 2001, S. 26 ff.) vornehmen. Auch die SINUS-Jugendstudie trägt auf der y-Achse den Bildungsgrad ab und sortiert die Milieus auf der x-Achse nach Traditionslinien (vgl. Calmbach et al. 2016, S. 38 ff.; Thomas 2016, S. 31). Die Frage, welchen Milieus die Teilnehmenden zuzuordnen sind, hätte erfordert, auch deren Habitus, also die individuelle Vielfalt aus „Geschmack und Lebensstil, das Verhältnis zum Körper und zu den Gefühlen, die Handlungs- und Beziehungsmuster, die Mentalitäten und Weltdeutungen“ (Vester et al. 2001, S. 168) zu analysieren. Dies konnte für die hier vorgestellte Arbeit nicht geleistet werden. Vermutlich wäre dazu auch eher ein analytisches Vorgehen mit der Dokumentarischen Methode sinnvoller gewesen, die ich jedoch aus erkenntnistheoretischen Gründen verworfen habe (siehe Kapitel 3).

Das hier hergeleitete theoretische Konzept fußt auf den Erzählungen junger Erwachsener in Bayern. Es wäre interessant zu erfahren, ob junge Erwachsene aus anderen

Teilen Deutschlands und der Welt und ob Kinder und Erwachsene unterschiedlichen Alters Fürsorge anders konzipieren. Mutmaßlich bewegen sich deutsche Erwachsene ebenfalls im Rahmen eines Geben-und-Nehmen-Prinzips und es unterscheiden sich eher die Details zur Ausformung der Reziprozität in der Fürsorge. Dies bleibt hier aber lediglich eine Vermutung, da die Studie sich eben nur auf junge Erwachsene aus Bayern stützt. Eine weitere Einschränkung muss dahingehend gemacht werden, dass die Diskussionsteilnehmenden selbst allein schon durch ihre Teilnahme überwiegend fürsorglich zu sein scheinen (siehe Kapitel 3), es also so etwas wie einen ‚Fürsorgebias‘ gab. Explizit organisierte eine Person zwei Gruppen für mich, weil sie selbst erlebt habe, wie schwer es ist, Studienteilnehmende zu organisieren (Wohnheimgruppen 1 und 2). Herauszufinden, was Menschen denken, die keine Lust zur Teilnahme haben, wäre hier sehr spannend, doch sind Gruppendiskussionen dafür wenig geeignet.

Eine weitere Einschränkung ergibt sich daraus, dass die befragten alle kinderlos waren und dies auch sein sollten. Die Idealisierung von Fürsorge, die immer ein gewisses Maß an Freiwilligkeit haben müsse, um überhaupt als Fürsorge bezeichnet werden zu können, wird vermutlich aus diesem Umstand resultieren. Die Teilnehmenden kennen wenig Widrigkeiten bis hin zu Zwängen, die die Sorge um andere mit sich bringen kann. Die Fürsorgepflicht wird lediglich in einer Gruppe thematisiert, wenn darüber gesprochen wird, dass Eltern auch Pflichten ihren Kindern gegenüber hätten. Dies wird dann jedoch wieder negiert, indem gesagt wird, dass die Eltern sich freiwillig für das Kind entschieden hätten. Ein stärkerer Einbezug verpflichtender Fürsorge konnte mit der vorliegenden Arbeit nicht vorgenommen werden.

Gruppendiskussionen sind außerdem Aushandlungsorte, aus denen sich Teilnehmende geistig zurückziehen oder weniger beteiligen können. Eine in dieser Arbeit unterlassene Analyse der Diskursorganisation (vgl. u.a. Bohnsack und Przyborski 2006), wie sie für die Dokumentarische Methode empfohlen wird, könnte hier noch einmal tiefere Einblicke in Nebendeutungsmuster oder Untergliederungen des Hauptdeutungsmusters geben. Das Geben-und-Nehmen-Prinzip bettet sich in eine lange Tradition soziologischer Theorie ein, der sich schon Georg Simmel widmete (vgl. 2016; zuerst 1908). So könnten Formen der Reziprozität in der Fürsorge, so wie sie hier thematisiert wurden, zum Ausgangspunkt genommen werden, Reziprozität menschlichen Verhaltens im Allgemeinen weiter auszubuchstabieren.

In dieser Arbeit wurde nicht thematisiert, wie die Befragten Fürsorge bisher erlebten oder wie sie sie später einmal ausführen wollen. Hier wurde lediglich von ihren Denkweisen in eine Theorie abstrahiert, die für weitere Analysen fruchtbar gemacht werden kann. Dabei muss nicht auf der individuellen Ebene des Empfindens von Fürsorglichkeit verblieben werden. Es kann sich auch gefragt werden, wie dieses Empfinden verändert und wie Fürsorglichkeit erhöht werden können. Wenn die Menschen zu sehr damit beschäftigt sind, um ihr eigenes Leben zu kämpfen, werden sie kaum Ressourcen für Fürsorge für andere haben. Sofern sie aber dennoch eine Fürsorgepflicht haben, die ihnen von bestimmten Rahmenbedingungen vorgegeben wird, ist dann zu fragen, wie sie diese Pflicht noch ausführen können und ob es sich noch um Fürsorge handelt, wenn sie lediglich einer Pflicht nachkommen. Es ist bezeichnend, dass junge Pflegeschülerinnen, wie die aus der Gruppe Pflegeschule, sich in ihrer Arbeit bewusst zurücknehmen (siehe Kapitel 4.2 und 4.3.3), um den Belastungen des Pflegeberufes überhaupt noch standhalten zu können. Sozialpolitisch ist zu fragen, ob eine solche Arbeitsgrundlage von beruflicher Fürsorge wünschenswert ist. Caretheoretisch könnte gefragt werden, ob es sich hierbei überhaupt noch um Fürsorge handelt, oder ob dies nicht eher ein Zeichen für ein gesellschaftliches und/oder politisches Defizit ist.

Selbstkritisch ist nun auch zu fragen, ob der Versuch gelungen ist, nicht in den in der Careforschung verbreiteten Differenzierungslinien bezahlt/unbezahlt, Produktion/Reproduktion, Arbeit/Freizeit, öffentlich/privat, Autonomie/Angewiesenheit etc. zu denken (siehe Kapitel 3; vgl. Pratesi 2006, S. 5, 2018, S. 3). Das hier vorgestellte Konzept benutzt ebenfalls Dichotomien wie Freiwilligkeit/Verpflichtung und auch nah/fremd. Ich gehe aber davon aus, dass diese sich in Spektren bewegen, bei denen dies immer nur die Pole sind, wobei die Mehrheit der Menschen bzw. der Care-Situationen sich nicht an den Polen befinden. Die Menschen wägen situativ und kontextabhängig ab, wieviel sie bereit und in der Lage sind zu geben. Gleichzeitig kann auch die empfangende Seite abwägen, wieviel sie entgegennehmen will, ob sie möglicherweise ein Teil der angebotenen Care auch zurückweist. In Care-Interaktionen sind neben den persönlichen Abwägungen, die auf vergeschlechtlichten Wissensbeständen fußen können, auch die Beziehungskonstellation der Beteiligten und die zur Verfügung stehenden Ressourcen relevant, die wiederum sozialstrukturell begründet sind und politisch gesteuert werden (können). In Care verschränken sich eine ganze Menge Faktoren, von denen Geschlecht nur einer ist, der – mal mehr, mal weniger – relevant ist.

Anhang

Die Stimulusbilder und ihre Quellen

Nr.	Bild	Quelle
1		Gabriela Neumeier, pixelio.de
2		Paulwip, pixelio.de
3		Rainer Sturm, pixelio.de
4		Karl-Heinz Laube, pixelio.de
5		Paulwip, pixelio.de
6		Alexandra H., pixelio.de

7		Katharina Wieland Müller, pixelio.de
8		Gabriela Neumeier, pixelio.de
9		Rainer Sturm, pixelio.de
10		Rainer Sturm, pixelio.de
11		Grey59, pixelio.de
12		Wilhelmine Wulff, pixelio.de
13		Erwin Lorenzen, pixelio.de

14		I-vista, pixelio.de
15		Daniela Rackwitz, pixelio.de
16		BettinaF, pixelio.de
17		Astrid Götze-Happe, pixelio.de
18		Schnoooki, pixelio.de
19		Photo-Engel, pixelio.de
20		Rainer Sturm, pixelio.de

21		Siegfried Fries, pixelio.de
22		Martin Büdenbender, pixelio.de
23		Rainer Sturm, pixelio.de

Tabellarische Übersicht zu den erhobenen Gruppen

Gruppe Jugendtreff 1

Pseudonym	Thomas	Leo	Julia	Jasmin	Tanja	Cora
Geschlecht	männlich	männlich	weiblich	weiblich	weiblich	weiblich
Alter	21	20	19	19	17	19
Derzeitige Tätigkeit	Student	Ausbildung suchend	Ausbildung Bestattungs-fachkraft	Schülerin	12. Klasse Gymnasium	Ausbildung zahnmed. Fachange-stellte
Vorheriger Abschluss	Ausbildung Kinderpflege	Abitur	Mittlere Reife	Mittlere Reife	Mittlere Reife	Mittlere Reife
Lebensstand	ledig, in Beziehung [mit Julia]	ledig	ledig, in Beziehung [mit Thomas]	ledig, in Beziehung	ledig	ledig
Aufgewachsen in	Ort C	Großstadt A	Großstadt A	Großstadt A	Großstadt A	Großstadt A
Jetziger Wohnort	Großstadt A	Großstadt A	Großstadt A	Großstadt A	Großstadt A	Großstadt A

Gruppe Katholische Jugend

Pseudonym	Peter	Britta	Michael	Josef
Geschlecht	männlich	weiblich	männlich	männlich
Alter	17	18	17	19
Derzeitige Tätigkeit	Gymnasium (12. Klasse)	Schule (11. Klasse)	Gymnasium (12. Klasse), Pfarrleitung	Elektroniker für Energie und Gebäude-technik
Vorheriger Abschluss	Mittlere Reife		Mittlere Reife	
Lebensstand	Ledig	Ledig	In einer festen Beziehung	In einer festen Beziehung
Aufgewachsen in	Mittelstadt A	Mittelstadt A	Ort D	Ort E
Jetziger Wohnort	Mittelstadt A	Mittelstadt A	Ort D	Mittelstadt A

Pseudonym	Susanne	Tina	Nina	Carla	Kerstin	Gina
Geschlecht	weiblich	weiblich	weiblich	weiblich	weiblich	weiblich
Alter	18	20	18	18	18	18
Derzeitige Tätigkeit	Schülerin FOS	Wartet auf Ausbildungsbeginn	Ehrenamt; wartet auf Ausbildungsbeginn	Schule/Berufsschule für Körperpflege	Gymnasium	Berufsfachschule für Kinderpflege (Ausbildung)
Vorheriger Abschluss	Mittlere Reife	Quali	Qualif. Hauptschulabschluss	Hauptschulabschluss		Qualif. Mittelschulabschluss & Mittlere Reife
Lebensstand	Ledig, vergeben	In einer Beziehung	Ledig	Ledig, Single	Ledig, vergeben	Ledig
Aufgewachsen in	Großstadt B	Ort F	Großstadt E	Ort G, Kleinstadt B	Großstadt D	Großstadt B
Jetziger Wohnort	Großstadt B	Großstadt B	Großstadt B	Großstadt B	Großstadt B	Großstadt B

Pseudonym	Daniel	Florian	Fabian	Petra	Katja
Geschlecht	männlich	männlich	männlich	weiblich	weiblich
Alter	20	20	17	19	18
Derzeitige Tätigkeit	Tä- KfZ-Ausbildung	Informatikstudent + Nebenjob	10. Klasse Gymnasium	Gesundheits-FOS	Schülerin Gymnasium
Vorheriger Abschluss	Fachabitur techn.	Allg. Hochschulreife		Mittlere Reife	Gewerbeanmeldung 2014, Abi 2016
Lebensstand	In einer Beziehung [mit Petra]	Ledig	Beziehung	In einer Beziehung [mit Daniela]	
Aufgewachsen in	Großstadt B	Großstadt D	Großstadt B	Großstadt B	Großstadt B
Jetziger Wohnort	Großstadt B	Großstadt D	Großstadt B	Großstadt B	Großstadt B

Pseudonym	Tarek	Thorsten	Finn	Robert	Adnan
Geschlecht	männlich	männlich	männlich	männlich	männlich
Alter	20	30	19	20	16
Derzeitige Tätigkeit	Einzelhandelskaufmann	Selbstständig	KFZ Mechatroniker	Beruf. Förderwerk, auf die Arbeit vorbereiten	Wirtschaftsschule
Vorheriger Abschluss	Quali, Einzelhandelskaufmann	Abitur, Projektleiter, Restaurantfachmann	Qualif. HS-Abschluss, Mittlere Reife	Hauptschulabschluss	Qualif. HS-Abschluss
Lebensstand	Ledig	Ledig	Ledig	Ledig	Ledig
Aufgewachsen in	Mittelstadt B	Mittelstadt B	Ort H	Ort I	Saarland 1-7, Bayern 8-16
Jetziger Wohnort	Ort J	Mittelstadt B	Mittelstadt B	Ort I	Großstadt B

Pseudonym	Anna	Paul	David	Jakob	Thomas	Amelie
Geschlecht	weiblich	männlich	männlich	männlich	männlich	weiblich
Alter	18	18	23	20	22	18
Derzeitige Tätigkeit	Medizinisch-technische Laborassistentin [Ausbildung]	Ausbildung Metallbauer	Jugendreferent/ Jugendpastor	Ausbildung Gesundheits- und Krankenpflege	Schreiner	Abitur (weiterführende Schule)
Vorheriger Abschluss	Realschule, FH-Reife	Mittelschule, M-Zweig, 10. Klasse	Realschule, Ausb. Bankkaufmann	Mittlere Reife, Sanitätsausbildung	Hauptschule	Mittlere Reife, Bundesfreiwilligendienst Krankenhaus
Lebensstand	Verheiratet [mit David]	Ledig	Verheiratet [mit Anna]	Ledig	Ledig	Ledig
Aufgewachsen in	Großstadt F, Kleinstadt C	Ort K	Großstadt B, Mittelstadt D	Ort L	Kleinstadt A	Kleinstadt A
Jetziger Wohnort	Kleinstadt A	Ort K	Kleinstadt A	Kleinstadt A	Ort M	Kleinstadt A

Gruppe Soziale Arbeit

Pseudonym	Frank	Tanja	Sabine	Eva
Geschlecht	männlich	weiblich	weiblich	weiblich
Alter	23	22	25	22
Derzeitige Tätigkeit	Student	Studentin	Studium	Soziale Arbeit
Vorheriger Abschluss	Abitur	Abitur	B.A.	Abitur
Lebensstand	Ledig	Ledig	Ledig, Single	Verheiratet
Aufgewachsen in	Kleinstadt D	Mittelstadt E	Großstadt G	Großstadt F
Jetziger Wohnort	Mittelstadt C	Mittelstadt C	Mittelstadt C	Mittelstadt C

Pseudonym	Andreas	Nora	Ulrich	Sabrina	Mona	Ulrike
Geschlecht	männlich	weiblich	männlich	weiblich	weiblich	weiblich
Alter	25	21	22	17	21	22
Derzeitige Tätigkeit	Soldat	BOS 13	Mechaniker und Duales Studium Maschinenbau- technik	Gymna- sium Q12	Schuhfertigerin	Studium
Vorheriger Abschluss	FH-Reife, Assistent in Hauswirtschaft	Staatl. Gepr. Agrartechn. Assistentin; Fachabitur	Quali, Realschule		Berufsausbildung Schuhfertigerin	Realschule, Berufsausbildung, FH-Reife
Lebensstand	Ledig	Ledig	Ledig, Single	Ledig, Single	Single	Ledig, feste Beziehung
Aufgewachsen in	Kleinstadt E	Ort A	Ort A	Ort A	Ort A	Ort A
Jetziger Wohnort	Mittelstadt F	Ort A, Ort N	Ort A	Ort A	Ort A	Mittelstadt G
	Partner von Nora	Partnerin von Andreas, Schwester von Sabrina		Schwester von Nora		

Pseudonym	Phillip	Steffen	Fabian	Bettina	Andrea	Michaela
Geschlecht	männlich	männlich	männlich	weiblich	weiblich	weiblich
Alter	19	20	22	18	18	19
Derzeitige Tätigkeit	Polizist	Heizungsbauer	Studium LA RS Mathe, Englisch	Schule	Fachhochschule	Bildungsreferentin
Vorheriger Abschluss	Abitur	Fertigungsmechaniker	Abitur	Mittlere Reife	Mittlere Reife	Allgemeine Hochschulreife
Lebensstand	Ledig	Ledig	Ledig	Ledig	Ledig	Ledig
Aufgewachsen in	Ort B	Ort Bc	Ort B	Ort B	Weiler A	Ort B
Jetziger Wohnort	Ort B	Ort Bc	Ort B	Ort B	Weiler A	Ort B

Gruppe Ausbildung

Pseudonym	Christin	Steffi	Tim	Marie
Geschlecht	weiblich	weiblich	männlich	weiblich
Alter	20	20	20	21
Derzeitige Tätigkeit	Azubi	Azubi	Ausbildung	Azubi Industriekaufrau
Vorheriger Abschluss	Abitur	Abitur	Abitur	Fachabitur
Lebensstand	Single	Ledig	Single	Ledig
Aufgewachsen in	Kleinstadt F	Ort O	Ort P	Mittelstadt H
Jetziger Wohnort	Großstadt B	Großstadt B	Ort P	Mittelstadt H

Gruppe Studium

Pseudonym	Nils	Christian	Emil	Franka
Geschlecht	männlich	männlich	männlich	weiblich
Alter	19	24	19	20
Derzeitige Tätigkeit	Studium	Studium	Studium	Studium BWL
Vorheriger Abschluss	Abitur	Allg. HR., [Nebenberufl. Kirchenmusiker-ausbildung]	Abitur	Abitur
Lebensstand	ledig	Ledig	alleinstehend	Ledig

Aufgewachsen in	Mittelstadt L	Großstadt B (1-4 J.), Großstadt P	Kleinstadt L	Kleinstadt B
Jetziger Wohnort	Mittelstadt I	Ort Ia	Kleinstadt L, Mittelstadt I	Mittelstadt I

Gruppe Feuerwehr 3

Pseudonym	Markus	Leon	Moritz	Karsten
Geschlecht	männlich	männlich	männlich	männlich
Alter	17	17	19	17
Derzeitige Tätigkeit	Schule	Regierungssekretärwärter (Ausbildung)	Landmaschinenmechaniker	Schule
Vorheriger Abschluss			Mittlere Reife	Quali
Lebensstand	Keine Beziehung	Ledig	Ledig	Keine Beziehung
Aufgewachsen in	Kleinstadt G	Ort Q	Ort Q	Ort R
Jetziger Wohnort	Kleinstadt G	Ort Q	Ort Q	Ort R

Gruppe Pflegeschule

Pseudonym	Bea	Laura	Isabell
Geschlecht	weiblich	weiblich	weiblich
Alter	21	19	24

Derzeitige Tätigkeit	Gesundheits- und Krankenpflege- schülerin	Gesundheits- und Krankenpflege- schülerin	Gesundheits- und Krankenpflege- schülerin
Vorheriger Abschluss	Mittlere-Reife-Zug; staatl. Anerk. Kinderpflegerin	Fachoberschulreife	Abitur
Lebensstand	Ledig, in Beziehung	Ledig	Ledig
Aufgewachsen in	Kleinstadt J	Mittelstadt J	Ort S, Ort T, Kleinstadt I
Jetziger Wohnort	Ort V	Ort W	Ort T, Ort U

Das Sozialdatenblatt zur Abfrage einzelner Personendaten

Sozialdatenblatt

Nr.: *(füllt Maik Krüger aus)*

Datum:

Geschlecht:

Alter:

Derzeitige Tätigkeit (Beruf/Schule/Studium/...):

Vorheriger Abschluss oder vorherige Abschlüsse (Schule/Beruf/...):

Lebensstand (Familienstand und Beziehungsstatus):

Eigene Kinder:

Aufgewachsen in:

Jetziger Wohnort:

Sonstiges, was ich noch loswerden möchte:

Literaturverzeichnis

Adloff, Frank; Mau, Steffen (Hg.) (2005a): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt [u.a.]: Campus.

Adloff, Frank; Mau, Steffen (2005b): Zur Theorie der Gabe und Reziprozität. In: Frank Adloff und Steffen Mau (Hg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt [u.a.]: Campus, S. 9–57.

Adloff, Frank; Sigmund, Steffen (2005): Die gift economy moderner Gesellschaften. Zur Soziologie der Philanthropie. In: Frank Adloff und Steffen Mau (Hg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt [u.a.]: Campus, S. 211–235.

Albert, Martin (2006): Die Ökonomisierung der Sozialen Arbeit. In: *Sozial Extra* 30 (7–8), S. 26–31. DOI: 10.1007/s12054-006-0237-9.

Albert, Mathias; Hurrelmann, Klaus; Quenzel, Gudrun (2015): Jugend 2015: Eine neue Generationengestalt? In: Shell Deutschland Holding (Hg.): Jugend 2015. Eine pragmatische Generation im Aufbruch. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verl. (Shell-Jugendstudie, 17), S. 33–46.

Allmendinger, Jutta (2009): Frauen auf dem Sprung. Wie junge Frauen heute leben wollen. Die Brigitte-Studie. 1. Aufl. München: Pantheon.

Allmendinger, Jutta; Haarbrücker, Julia (2013): Lebensentwürfe heute. Wie junge Frauen und Männer in Deutschland leben wollen. Kommentierte Ergebnisse der Befragung 2012. Discussion Paper P 2013-002. Unter Mitarbeit von Florian Fliegner. Wissenschaftszentrum für Sozialforschung (WZB). Berlin.

Allmendinger, Jutta; Krug von Nidda, Sophie; Wintermantel, Vanessa (2016): Lebensentwürfe junger Frauen und Männer in Bayern. München.

Apitzsch, Ursula; Schmidbaur, Marianne (Hg.) (2010): Care und Migration. Die Entsorgung menschlicher Reproduktionsarbeit entlang von Geschlechter- und Armuts-grenzen. Opladen und Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.

Aulenbacher, Brigitte (2014): Ökonomie und Sorgearbeit. Herrschaftslogiken, Arbeitsteilungen und Grenzziehungen im Gegenwartskapitalismus. In: Erna Appelt, Brigitte Aulenbacher und Angelika Wetterer (Hg.): Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen. 2. Aufl. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 103–126.

Aulenbacher, Brigitte; Dammayr, Maria (Hg.) (2014a): Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft. 1. Aufl. Weinheim: Beltz Juventa.

Aulenbacher, Brigitte; Dammayr, Maria (2014b): Krisen des Sorgens. Zur herrschaftsförmigen und widerständigen Rationalisierung und Neuverteilung von Sorgearbeit. In: Brigitte Aulenbacher und Maria Dammayr (Hg.): Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft. 1. Aufl. Weinheim: Beltz Juventa, S. 65–76.

Aulenbacher, Brigitte; Dammayr, Maria (2014c): Zwischen Anspruch und Wirklichkeit: Zur Ganzheitlichkeit und Rationalisierung des Sorgens und der Sorgearbeit. In: Brigitte Aulenbacher, Birgit Riegraf und Hildegard Theobald (Hg.): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos (Soziale Welt: Sonderband, 20), S. 125–140.

Aulenbacher, Brigitte; Gutiérrez Rodríguez, Encarnación.; Liebig, Brigitte (2018): Care work – international perspectives and reflections. In: *Österreich Z Soziol* 43 (1), S. 1–5. DOI: 10.1007/s11614-018-0291-0.

Barnes, Marian (2015): Beyond the dyad: exploring the multidimensionality of care. In: Marian Barnes, Tula Brannelly, Lizzie Ward und Nicki Ward (Hg.): Ethics of care critical advances in international perspective. 1. Aufl. Bristol: Policy Press.

Barnes, Marian; Brannelly, Tula; Ward, Lizzie; Ward, Nicki (Hg.) (2015a): Ethics of care critical advances in international perspective. 1. Aufl. Bristol: Policy Press.

Barnes, Marian; Brannelly, Tula; Ward, Lizzie; Ward, Nicki (2015b): Introduction: the critical significance of care. In: Marian Barnes, Tula Brannelly, Lizzie Ward und Nicki Ward (Hg.): Ethics of care critical advances in international perspective. 1. Aufl. Bristol: Policy Press, S. 3–19.

Becker-Schmidt, Regina (2003): Zur doppelten Vergesellschaftung von Frauen. Soziologische Grundlegung, empirische Rekonstruktion. Online verfügbar unter https://www.fu-berlin.de/sites/gpo/soz_eth/Geschlecht_als_Kategorie/Die_doppelte_Vergesellschaftung_von_Frauen/becker_schmidt_ohne.pdf, zuletzt geprüft am 29.09.2019.

Becker-Schmidt, Regina (2008): Doppelte Vergesellschaftung von Frauen. Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Ruth Becker und

Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 65–74.

Beck-Gernsheim, Elisabeth (1993): Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie. Frankfurt a.M.: Fischer-Taschenbuch-Verl.

Beckmann, Sabine (2014): Care neu verteilt? Väter und Mütter im schwedischen, französischen und deutschen Wohlfahrtsstaat. In: Brigitte Aulenbacher und Maria Dammayr (Hg.): Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft. 1. Aufl. Weinheim: Beltz Juventa, S. 116–126.

Bereswill, Mechthild (2003): Die Subjektivität von Forscherinnen und Forschern als methodologische Herausforderung. Ein Vergleich zwischen interaktionstheoretischen und psychoanalytischen Zugängen. In: *Sozialer Sinn* (3), S. 511–532.

Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas (1966): The social construction of reality. A treatise in the sociology of knowledge. London [u.a.]: Penguin Books.

Berner, Erhard (2005): Nützlichkeits-Fetischismus: „Sozialkapital“ und die Ökonomisierung des Sozialen. In: *PERIPHERIE* 25 (99), S. 286–305.

Bien, Walter; Pätter, Ulrich; Quellenberg, Holger (2015): Methodische Grundlagen von AID:A II. Stichprobe und Fallzahlen. In: Sabine Walper, Walter Bien und Thomas Rauschenbach (Hg.): Aufwachsen in Deutschland heute. Erste Befunde aus dem DJI-Survey AID:A 2015. München: Deutsches Jugendinstitut e.V., S. 63–68.

Biller-Andorno, Nikola (2001): Gerechtigkeit und Fürsorge. Zur Möglichkeit einer integrativen Medizinethik. Frankfurt/Main, New York: Campus-Verl.

Blau, Peter M. (2005): Sozialer Austausch. In: Frank Adloff und Steffen Mau (Hg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt [u.a.]: Campus, S. 125–137.

Bock, Gisela; Duden, Barbara (1977): Arbeit aus Liebe - Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: Annemarie Tröger (Hg.): Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen. Juli 1976. 2. Aufl. 2 Bände. Berlin: Courage Verlag (1), S. 118–199.

Bohnsack, Ralf (2000): Gruppendiskussion. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch-Verl., S. 369–384.

Bohnsack, Ralf (2010): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 8. Aufl. Opladen, Farmington Hills, Mich.: Verlag Barbara Budrich.

Bohnsack, Ralf; Przyborski, Aglaja (2006): Diskursorganisation, Gesprächsanalyse und die Methode der Gruppendiskussion. In: Ralf Bohnsack, Aglaja Przyborski und Burkhard Schäffer (Hg.): Das Gruppendiskussionsverfahren in der Forschungspraxis. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 233–248.

Bourdieu, Pierre (2015): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. 9. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Breuer, Franz; Mruck, Katja; Roth, Wolff-Michael (2002): Subjektivität und Reflexivität: Eine Einleitung. In: *FQS* 3 (3).

Bröckling, Ulrich; Krasmann, Susanne; Lemke, Thomas (Hg.) (2015): Gouvernamentalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. 7. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1490).

Brückner, Margrit (2011a): Care Prozesse und Verletzungsrisiken. Sorgen aus der Perspektive der Akteurinnen und Akteure am Beispiel des Sorgenetzwerkes einer psychisch erkrankten Frau. In: *Feministische Studien* Jg. 29 (2), S. 264–279.

Brückner, Margrit (2011b): Zwischenmenschliche Interdependenz – Sich Sorgen als familiale, soziale und staatliche Aufgabe. In: Karin Böllert und Catrin Heite (Hg.): Sozialpolitik als Geschlechterpolitik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 105–122.

Brückner, Margrit (2012a): Selbst(für)sorge im Spannungsfeld von Care und Caritas. In: Mechtild M. Jansen, Margrit Brückner, Margit Göttert und Marianne Schmidbaur (Hg.): Selbstsorge als Thema in der (un)bezahlten Arbeit. Wiesbaden: HLZ, S. 9–28.

Brückner, Margrit (2012b): Understanding Professional Care from the Viewpoint of Care Receivers and Care Givers – The Necessity of a Special Care Rationality. In: *Social Work & Society* 10 (2).

Brückner, Margrit (2015): Care als beziehungsorientierte Tätigkeit. Perspektiven von Professionellen und NutzerInnen Sozialer Arbeit. In: *Sozial Extra* 39 (1), S. 26–31. DOI: 10.1007/s12054-015-0003-y.

Buestrich, Michael; Burmester, Monika; Dahme, Hans-Jürgen; Wohlfahrt, Norbert (2010): Die Ökonomisierung sozialer Dienste und sozialer Arbeit. Entwicklung, theoretische Grundlagen, Wirkungen. 2. Aufl. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH.

Calmbach, Marc; Borgstedt, Silke; Borchard, Inga; Thomas, Peter Martin; Flaig, Bernhard Bodo (2016): Wie ticken Jugendliche 2016? Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland. Wiesbaden: Springer.

Conradi, Elisabeth (2001): Take care. Frankfurt/Main [u.a.]: Campus.

Conradi, Elisabeth (2002): Zur Kritik der Reziprozität. In: Birgit Christensen (Hg.): Wissen, Macht, Geschlecht. Philosophie und die Zukunft der "condition féminine". Zürich: Chronos, S. 279–285.

Conradi, Elisabeth (2015): Redoing Care: Societal Transformation through Critical Practice. In: *Ethics and Social Welfare* 9 (2), S. 113–129. DOI: 10.1080/17496535.2015.1005553.

Daly, Mary; Lewis, Jane (2000): The concept of social care and the analysis of contemporary welfare states. In: *The British Journal of Sociology* 51 (2), S. 281–298.

Degele, Nina (2008): Gender/ queer studies. Eine Einführung. Paderborn: Wilhelm Fink.

Denzin, Norman K. (2000): Symbolischer Interaktionismus. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch-Verl., S. 136–150.

Deutsches Institut für Vertrauen und Sicherheit im Internet (Hg.) (2014): DIVSI U25-Studie. Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene in der digitalen Welt. Deutsches Institut für Vertrauen und Sicherheit im Internet. Hamburg, zuletzt geprüft am 17.10.2016.

Dörre, Klaus; Ehrlich, Martin; Haubner, Tine (2014): Landnahmen im Feld der Sorgearbeit. In: Brigitte Aulenbacher, Birgit Riegraf und Hildegard Theobald (Hg.): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos (Soziale Welt: Sonderband, 20), S. 107–124.

Duden, Barbara (2009): Arbeit aus Liebe - Liebe als Arbeit. Ein Rückblick. In: *Olympe* (30), S. 16–26. Online verfügbar unter <http://www.schattenblick.de/infopool/politik/soziales/psdis013.html>.

Dziabel, Nadine (2017): Reziprozität, Behinderung und Gerechtigkeit. Dissertation. Verlag Julius Klinkhardt.

Eckart, Christel (2000): Zeit zum Sorgen. Fürsorgliche Praxis als regulative Idee der Zeitpolitik. In: *Feministische Studien extra: Fürsorge - Anerkennung - Arbeit* 18, S. 9–24.

Esping-Andersen, Gøsta (1990): The three worlds of welfare capitalism. Princeton, N.J.: Princeton University Press.

Faur, Eleonor; Tizziana, Ania (2018): Towards a situated ethics of care: some moral dilemmas around aspects of care in an unequal society. In: *International Journal of Care and Caring* 2 (3), S. 389–404. DOI: 10.1332/239788218X15366789717534.

Fisher, Berenice; Tronto, Joan (1990): Toward a Feminist Theory of Caring. In: Emily K. Abel und Margaret K. Nelson (Hg.): *Circles of care. Work and identity in women's lives*. Albany, N.Y.: State University of New York Press (SUNY series on women and work), S. 35–62.

Folbre, Nancy (1995): "Holding hands at midnight": The paradox of caring labor. In: *Feminist Economics* 1 (1), S. 73–92. DOI: 10.1080/714042215.

Folbre, Nancy (2006): Measuring Care: Gender, Empowerment, and the Care Economy. In: *Journal of Human Development* 7 (2), S. 183–199. DOI: 10.1080/14649880600768512.

Fraser, Nancy (2016): Contradictions of Capital and Care. In: *New Left Review* (100), S. 99–117.

Fthenakis, Wassilios E. (1999): Engagierte Vaterschaft. Die sanfte Revolution in der Familie. Opladen: Leske + Budrich.

Garfinkel, Harold (1984): *Studies in ethnomethodology*. Cambridge, UK: Polity Press.

Geissler, Birgit (1998): Hierarchie und Differenz. Die (Un-)Vereinbarkeit von Familie und Beruf und die soziale Konstruktion der Geschlechterhierarchie im Beruf. In:

Mechthild Oechsle, Birgit Geissler und Mechthild Oechsle (Hg.): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen: Leske + Budrich, S. 109–129.

Geissler, Birgit; Oechsle, Mechthild (2000): Die Modernisierung weiblicher Lebenslagen. In: *APuZ - Aus Politik und Zeitgeschichte* 28 (B 31-32), S. 11–17. Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/apuz/25497/die-modernisierung-weiblicher-lebenslagen?p=all>, zuletzt geprüft am 20.03.2019.

Gensicke, Thomas (2013a): Jugend und Vorsorge: Die Renaissance des Kollektiven. In: Klaus Hurrelmann und Heribert Karch (Hg.): Jugend, Vorsorge, Finanzen. Von der Generation Praktikum zur Generation Altersarmut? MetallRente Studie 2013. Weinheim: Beltz Juventa, S. 60–97.

Gensicke, Thomas (2013b): Jugend und Vorsorge: Hedonismus und Lebensplanung. In: Klaus Hurrelmann und Heribert Karch (Hg.): Jugend, Vorsorge, Finanzen. Von der Generation Praktikum zur Generation Altersarmut? MetallRente Studie 2013. Weinheim: Beltz Juventa, S. 33–59.

Gerhard, Ute (2014): Care als sozialpolitische Herausforderung moderner Gesellschaften - Das Konzept fürsorglicher Praxis in der europäischen Geschlechterforschung. In: Brigitte Aulenbacher, Birgit Riegraf und Hildegard Theobald (Hg.): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos (Soziale Welt: Sonderband, 20), S. 67–88.

Gerhard, Ute; Klinger, Cornelia (2013): Im Gespräch. Ute Gerhard und Cornelia Klinger über Care / Fürsorgliche Praxis und Lebenssorge. In: *Feministische Studien* 31 (2), S. 267–277. DOI: 10.1515/fs-2013-0208.

Gheaus, Anca (2013): Care Drain as an Issue of Global Gender Justice. In: *Ethical Perspectives* 20 (1), S. 61–80. DOI: 10.2143/EP.20.1.2965125.

Gildemeister, Regine (1992): Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeiten. In: Ilona Ostner und Klaus Lichtblau (Hg.): Feministische Vernunftkritik. Ansätze und Traditionen. Frankfurt/Main, New York: Campus.

Gildemeister, Regine (2001): Soziale Konstruktion von Geschlecht: Fallen, Mißverständnisse und Erträge einer Debatte. In: Claudia Rademacher und Peter Wiechens (Hg.): Geschlecht - Ethnizität - Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz. Opladen: Leske + Budrich, S. 65–90.

Gildemeister, Regine (2005): Geschlechtssemantik und die Praxis der Differenzierung: Wann und wie aus Unterscheidungen Unterschiede werden. In: Ulrike Vogel (Hg.): Was ist weiblich - was ist männlich? Aktuelles zur Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften. Bielefeld: Kleine, S. 71–88.

Gildemeister, Regine; Hericks, Katja (2012): Geschlechtersoziologie. Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen. München: Oldenbourg. Online verfügbar unter <http://www.oldenbourg-link.com/isbn/9783486586398>.

Gildemeister, Regine; Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Gudrun-Axeli Knapp (Hg.): TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg (Breisgau): Kore, S. 151–200.

Gille, Martina; Sardei-Biermann, Sabine; Gaiser, Wolfgang; Rijke, Johann de (2006): Jugendliche und junge Erwachsene in Deutschland. Lebensverhältnisse Werte und gesellschaftliche Beteiligung 12- bis 29-Jähriger. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss (Schriften des Deutschen Jugendinstituts / Jugendsurvey, 3).

Gilligan, Carol (1982): In a different voice. Psychological theory and women's development. Cambridge, Mass.: Harvard Univ. Press.

Gilligan, Carol (1993): Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau. 6. Aufl. München: Piper.

Globisch, Claudia (2018): Relationale Autonomie und Sozialpolitik – eine Soziologie der Kritik. In: Ulf Bohmann, Stefanie Börner, Diana Lindner, Jörg Oberthür und André Stiegler (Hg.): Praktiken der Selbstbestimmung. Zwischen subjektivem Anspruch und institutionellem Funktionserfordernis. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 57–87.

Gottschlich, Daniela (2017): Nicht immer weiter auf Kosten anderer leben müssen. Vor_sorgende Demokratie als Beitrag zu Klima- und Geschlechtergerechtigkeit. Tagung "Global Caring – Sorge für die Welt". München, 06.10.2017.

Gouldner, Alvin W. (1984a): Die Norm der Reziprozität. Eine vorläufige Formulierung. In: Alvin W. Gouldner (Hg.): Reziprozität und Autonomie. Ausgewählte Aufsätze. 1. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 79–117.

Gouldner, Alvin W. (1984b): Etwas gegen nichts. Reziprozität und Asymmetrie. In: Alvin W. Gouldner (Hg.): Reziprozität und Autonomie. Ausgewählte Aufsätze. 1. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 118–164.

Gouldner, Alvin W. (Hg.) (1984c): Reziprozität und Autonomie. Ausgewählte Aufsätze. 1. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Gouldner, Alvin W. (1984d): Reziprozität und Autonomie im Funktionalismus. In: Alvin W. Gouldner (Hg.): Reziprozität und Autonomie. Ausgewählte Aufsätze. 1. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 38–78.

Griese, Hartmut M. (2007): Aktuelle Jugendforschung und klassische Jugendtheorien. Berlin, Münster: Lit.

Griese, Hartmut M. (2014): Jugend - immer noch ein soziales Problem? Persönliche Anmerkungen nach 30 Jahren. In: Axel Groenemeyer und Dagmar Hoffmann (Hg.): Jugend als soziales Problem - soziale Probleme der Jugend? Diagnosen, Diskurse und Herausforderungen. Weinheim [u.a.]: Beltz Juventa, S. 17–28.

Groenemeyer, Axel (2014): Jugend im Problemdiskurs - Probleme im Jugenddiskurs. Was bedeutet das Reden über Jugend? In: Axel Groenemeyer und Dagmar Hoffmann (Hg.): Jugend als soziales Problem - soziale Probleme der Jugend? Diagnosen, Diskurse und Herausforderungen. Weinheim [u.a.]: Beltz Juventa, S. 50–75.

Grundmann, Matthias; Dravenau, Daniel; Bittlingmayer, Uwe H.; Edelstein, Wolfgang (2006): Handlungsbefähigung und Milieu. Zur Analyse milieuspezifischer Alltagspraktiken und ihrer Ungleichheitsrelevanz. Berlin: Lit.

Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der 'Geschlechtscharaktere'. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart: Kohlhammer, S. 363–393.

Heintz, Bettina (2008): Ohne Ansehen der Person? De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. In: Sylvia Marlene Wilz (Hg.): Geschlechterdifferenzen — Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 231–251.

- Heintz, Bettina; Nadai, Eva (1998): Geschlecht und Kontext. De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. In: *Zeitschrift für Soziologie* 27 (2), S. 75–93.
- Hillebrandt, Frank (2009): Praktiken des Tauschens. Zur Soziologie symbolischer Formen der Reziprozität. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hirschauer, Stefan (1994): Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 46 (4), S. 668–692.
- Hirschauer, Stefan (2001): Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*.
- Hobler, Dietmar; Klenner, Christina; Pfahl, Svenja; Sopp, Peter; Wagner, Alexandra (2017): Wer leistet unbezahlte Arbeit? Hausarbeit, Kindererziehung und Pflege im Geschlechtervergleich. Aktuelle Auswertungen aus dem WSI GenderDatenPortal. Hg. v. Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (WSI). Düsseldorf (35).
- Hochschild, Arlie (1995): The Culture of Politics: Traditional, Postmodern, Cold-modern, and Warm-modern Ideals of Care. In: *Social Politics* 2 (3), S. 331–346.
- Hochschild, Arlie (2000a): Global Care Chains and Emotional Surplus Value. In: Will Hutton und Anthony Giddens (Hg.): *On the edge. Living with global capitalism*. London: Jonathan Cape, S. 130–146.
- Hochschild, Arlie (2000b): The Nanny Chain. In: *The American Prospect* 11 (4), S. 32–36.
- Hochschild, Arlie Russell (2012): *The managed heart. Commercialization of human feeling*. updated ed. Berkeley: Univ. of California Press.
- Höffling, Christian; Plaß, Christine; Schetsche, Michael (2002): Deutungsmusteranalyse in der kriminologischen Forschung. In: *FQS* 3 (1), zuletzt geprüft am 07.04.2016.
- Hofmeister, Heather; Baur, Nina; Röhler, Alexander (2009): Versorgen oder Fürsorgen? Vorstellungen der Deutschen von den Aufgaben eines guten Vaters. In: Paula-Irene Villa und Barbara Thiessen (Hg.): *Mütter - Väter: Diskurse, Medien, Praxen*. Münster: Verl. Westfälisches Dampfboot (24), S. 194–212.

Hollstein, Betina (2005): Reziprozität in familialen Generationenbeziehungen. In: Frank Adloff und Steffen Mau (Hg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt [u.a.]: Campus, S. 187–209.

Hurrelmann, Klaus; Bauer, Ullrich (2015): Einführung in die Sozialisationstheorie. Das Modell der produktiven Realitätsverarbeitung. 11. Aufl. Weinheim [u.a.]: Beltz.

Hurrelmann, Klaus; Karch, Heribert (Hg.) (2013): Jugend, Vorsorge, Finanzen. Von der Generation Praktikum zur Generation Altersarmut? MetallRente Studie 2013. Weinheim: Beltz Juventa.

Hurrelmann, Klaus; Quenzel, Gudrun (2013): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. 12. Aufl. Weinheim [u.a.]: Beltz Juventa (Grundlagentexte Soziologie).

Jaehrling, Karen; Kalina, Thorsten; Mesaros, Leila (2014): Mehr Arbeit, mehr Armut? Ausmaß und Hintergründe der Entkoppelung von Erwerbsarbeit und materieller Sicherheit von Alleinerziehenden im Ländervergleich. In: *Köln Z Soziol* 66 (3), S. 343–370. DOI: 10.1007/s11577-014-0277-2.

Jaggar, Alison M.; McBride, William L. (1989): Reproduktion als männliche Ideologie. In: Elisabeth List und Herlinde Studer (Hg.): Denkverhältnisse Feminismus und Kritik. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Edition Suhrkamp, 1407 = n.F., Bd. 407), S. 133–163.

Jensen, Olaf; Welzer, Harald (2003): Ein Wort gibt das andere, oder: Selbstreflexivität als Methode. In: *FQS* 4 (2). Online verfügbar unter <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/viewFile/705/1529#>, zuletzt geprüft am 12.07.2016.

Jurczyk, Karin (2010): Care in der Krise? Neue Fragen zu familialer Arbeit. In: Ursula Apitzsch und Marianne Schmidbaur (Hg.): Care und Migration. Die Ent-Sorgung menschlicher Reproduktionsarbeit entlang von Geschlechter- und Armutsgrenzen. Opladen und Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich, S. 59–76.

Jürgens, Kerstin (2008): Reproduktion als Praxis. In: *BJfS* 18 (2), S. 193–220. DOI: 10.1007/s11609-008-0014-7.

Jürgens, Kerstin (2010): Deutschland in der Reproduktionskrise. In: *Leviathan* 38 (4), S. 559–587. DOI: 10.1007/s11578-010-0103-9.

- Kaufmann, Jean-Claude (2005): Schmutzige Wäsche. Ein ungewöhnlicher Blick auf gewöhnliche Paarbeziehungen. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Keller, Reiner (2007): Diskurse und Dispositive analysieren. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse als Beitrag zu einer wissenschaftlichen Profilierung der Diskursforschung. In: *FQS* 8 (2).
- Keller, Reiner (2011): Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. 4. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, Reiner (2014): Wissenssoziologische Diskursforschung und Deutungsmusteranalyse. In: Cornelia Behnke, Diana Lengersdorf und Sylka Scholz (Hg.): Wissen - Methode - Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen. Wiesbaden: Imprint: Springer VS (Geschlecht und Gesellschaft, 54), S. 143–159.
- Kessler, Suzanne J.; McKenna, Wendy (1978): Gender. An ethnomethodological approach. New York: Wiley.
- Klein, Anna; Heitmeyer, Wilhelm (2011): Demokratieentleerung und Ökonomisierung des Sozialen: Ungleichwertigkeit als Folge verschobener Kontrollbilanzen. In: *Leviathan* 39 (3), S. 361–383.
- Klinger, Cornelia (2014): Krise war immer ... Lebenssorge und geschlechtliche Arbeitsteilungen in sozialphilosophischer und kapitalismuskritischer Perspektive. In: Erna Appelt, Brigitte Aulenbacher und Angelika Wetterer (Hg.): Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen. 2. Aufl. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 82–104.
- Klinger, Sabine (2015): Die (De-)Thematisierung von Geschlechterhierarchien im Verhältnis akademischer Sozialisationsprozesse und gesellschaftlicher Diskurse. Eine qualitativ-rekonstruktive Analyse studentischer Gruppendiskussionen. In: Bettina Dausien, Christine Thon und Katharina Walgenbach (Hg.): Geschlecht - Sozialisation - Transformationen. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich (Hypomnemata), S. 111–128.
- Kohlen, Helen; Kumbruck, Christel (2008): Care-(Ethik) und das Ethos fürsorglicher Praxis (Literaturstudie). artec-paper Nr. 151. Bremen.
- König, Tomke (2007): Familiäre Geschlechterarrangements zwischen staatlicher Regulierung und "privater Angelegenheit". Eine Analyse des medialen Diskurses um die

Einführung des Elterngeldes. In: *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien* 25 (3+4), S. 55–68.

Koppetsch, Cornelia; Burkart, Günter (1999): Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtnormen im Milieuvvergleich. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.

Koppetsch, Cornelia; Speck, Sarah (2014): Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist ... In: Cornelia Behnke (Hg.): Wissen - Methode - Geschlecht. Erfassen des fraglos Gegebenen. Wiesbaden: Springer VS (Geschlecht und Gesellschaft, 54), S. 281–298, zuletzt geprüft am 07.02.2018.

Kortendiek, Beate (2008): Familie: Mutterschaft und Vaterschaft zwischen Traditionalisierung und Modernisierung. In: Ruth Becker und Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 434–445.

Kretschmann, Andrea (2018): Die Regulierung von Carework im Privathaushalt. In: *Österreich Z Soziol* 43 (2), S. 137–156. DOI: 10.1007/s11614-018-0303-0.

Krieger, Rico (2016): Entscheidungen für das Lebensende: Ein Zusammenspiel von Autonomie und Angewiesenheit. Und Geschlecht? Online verfügbar unter <http://soziologie.de/blog/2016/02/entscheidungen-fuer-das-lebensende-ein-zusammenspiel-von-autonomie-und-angewiesenheit-und-geschlecht/>, zuletzt geprüft am 04.02.2016.

Krueger, Richard A. (1994): Focus Groups. A Practical Guide for Applied Research. Thousand Oaks: SAGE Publications, Inc.

Krüger, Heidi (1983): Gruppendiskussionen. Überlegungen zur Rekonstruktion sozialer Wirklichkeit aus der Sicht der Betroffenen. In: *Soziale Welt* 34 (1), S. 90–109.

Krüger, Heinz-Hermann (2016): Bilanz und Zukunft der Kindheits- und Jugendforschung. In: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung* 11 (3), S. 325–337.

Krüger, Helga (2001): Geschlecht, Territorien, Institutionen. Beitrag zu einer Soziologie der Lebenslauf-Rationalität. In: Claudia Born und Helga Krüger (Hg.): Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime. Weinheim und München: Juventa, S. 257–299.

- Krüger, Helga (2009): Gesellschaftsanalyse: der Institutionenansatz in der Geschlechterforschung. In: Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer (Hg.): Soziale Verortung der Geschlechter. 4. Aufl. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 63–90.
- Krüger, Maik (2018): "Geben und Nehmen". Care im Zeichen von Reziprozität. In: *Soziologiemagazin* (Sonderheft 3), S. 59–79. DOI: 10.1007/978-3-540-48845-3_2.
- Kühn, Thomas; Koschel, Kay-Volker (2011): Gruppendiskussionen. Ein Praxis-Handbuch. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kumbruck, Christel; Rumpf, Mechthild; Senghaas-Knobloch, Eva (2010): Das Ethos fürsorglicher Praxis/Care im Streit um Anerkennung. In: Christel Kumbruck, Mechthild Rumpf und Eva Senghaas-Knobloch (Hg.): Unsichtbare Pflegearbeit. Fürsorgliche Praxis auf der Suche nach Anerkennung. Berlin, Münster: Lit, S. 11–38.
- Labitzke, Jan (2011): Ökonomisierung des Sozialen? Zum Verhältnis von Wirtschafts- und Sozialpolitik. In: Benjamin Benz, Jürgen Boeckh und Hildegard Mogge-Grotjahn (Hg.): Soziale Politik – Soziale Lage – Soziale Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 98–114.
- Lamnek, Siegfried (1999): Gruppendiskussion - eine empirische Methode mit Zukunft. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 19 (3), S. 328–332.
- Lamnek, Siegfried (2005): Gruppendiskussion. Theorie und Praxis. 2. Aufl. Weinheim: Beltz.
- Laqueur, Thomas Walter (1992): Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis zu Freud. Frankfurt a.M.: Campus.
- Leitner, Sigrid; Ostner, Ilona; Schratzenstaller, Margit (Hg.) (2004): Wohlfahrtsstaat und Geschlechterverhältnis im Umbruch. Was kommt nach dem Ernährermodell? Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lemke, Matthias; Schaal, Gary S. (2014): Ökonomisierung und Politikfeldanalyse. Eine ideengeschichtliche und theoretische Rekonstruktion des Neoliberalismus im Zeitalter der Postdemokratie. In: Gary S. Schaal, Matthias Lemke und Claudia Ritzi (Hg.): Die Ökonomisierung der Politik in Deutschland. Eine vergleichende Politikfeldanalyse. Wiesbaden: Springer VS, S. 3–19.

Lenz, Karl; Nestmann, Frank (2009): Persönliche Beziehungen - eine Einleitung. In: Karl Lenz und Frank Nestmann (Hg.): Handbuch persönliche Beziehungen. Weinheim, München: Juventa, S. 9–25.

Leven, Ingo; Quenzel, Gudrun; Hurrelmann, Klaus (2015): Familie, Bildung, Beruf, Zukunft: Am liebsten alles. In: Shell Deutschland Holding (Hg.): Jugend 2015. Eine pragmatische Generation im Aufbruch. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verl. (Shell-Jugendstudie, 17), S. 47–110.

Loos, Peter; Schäffer, Burkhard (2001): Das Gruppendiskussionsverfahren. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendung. Opladen: Leske und Budrich.

Löw, Martina (2010): Stadt- und Raumsoziologie. In: Georg Kneer und Markus Schroer (Hg.): Handbuch Spezielle Soziologien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden, S. 605–622.

Lüders, Christian (1991): Deutungsmusteranalyse. Annäherungen an ein risikoreiches Konzept. In: Detlef Garz (Hg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen. Opladen: Westdt. Verl., S. 377–408.

Lüders, Christian; Meuser, Michael (1997): Deutungsmusteranalyse. In: Ronald Hitzler und Anne Honer (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Opladen: Leske + Budrich, S. 57–80.

Luhmann, Niklas (1987): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. 6. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Lutz, Helma (2007): "Die 24-Stunden-Polin" - Eine intersektionelle Analyse transnationaler Dienstleistungen. In: Cornelia Klinger, Gudrun-Axeli Knapp und Birgit Sauer (Hg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt/Main [u.a.]: Campus-Verl. (Politik der Geschlechterverhältnisse, 36), S. 210–234.

Lutz, Helma; Palenga-Möllenberg, Ewa (2014): Care-Migrantinnen im geteilten Europa - Verbindungen und Widersprüche in einem transnationalen Raum. In: Brigitte Aulenbacher, Birgit Riegraf und Hildegard Theobald (Hg.): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos (Soziale Welt: Sonderband, 20), S. 217–234.

- Madörin, Mascha (2011): Weltmarkterfolg auf Kosten der Frauen. Akkumulations-, Care- und Genderregimes in der Schweiz. In: *Kurswechsel* (4), S. 64–74. Online verfügbar unter <http://www.beigewum.at/wordpress/wp-content/uploads/Welterfolg-auf-Kosten-der-Frauen.pdf>, zuletzt geprüft am 08.06.2015.
- Mauss, Marcel (2013): Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. 10. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- McRobbie, Angela (2010): Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mies, Maria (2009): Hausfrauisierung, Globalisierung, Subsistenzperspektive. In: Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer (Hg.): Soziale Verortung der Geschlechter. 4. Aufl. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 157–187.
- Moebius, Stephan (2009): Die elementaren (Fremd-)Erfahrungen der Gabe. In: *Berlin J Soziol* 19 (1), S. 104–126. DOI: 10.1007/s11609-009-0050-y.
- Morgan, David L. (1988): Focus Groups as Qualitative Research. Newbury Park: SAGE Publications, Inc.
- Motakef, Mona; Bringmann, Julia; Wimbauer, Christine (2018): Gerechtigkeitsvorstellungen im Lebenszusammenhang – eine geschlechtersoziologische Perspektivenerweiterung am Beispiel von Für- und Selbstsorgearrangements prekär Beschäftigter. In: *GENDER* 10 (3-2018), S. 101–117. DOI: 10.3224/gender.v10i3.08.
- Nöbauer, Herta (2017): Care als globales Ketten-Phänomen: Geschlecht, Migration und die globale Ökonomie von Fürsorge und Mitgefühl. In: Gertraud Seiser (Hg.): Ökonomische Anthropologie. Einführung und Fallbeispiele. Wien: Facultas, S. 319–342.
- Noddings, Nel (1984): Caring. A feminine approach to ethics & moral education. Berkeley, Calif., London: University of California Press.
- Noddings, Nel (1993): Warum sollten wir uns ums Sorgen sorgen? In: Herta Nagl-Docekal und Herlinde Pauer-Studer (Hg.): Jenseits der Geschlechtermoral. Beiträge zur feministischen Ethik. Frankfurt a.M.: Fischer (Fischer-Taschenbücher), S. 135–171.

Noddings, Nel (2010): Care Ethics, Caregiving, and Global Caring. In: Vera Moser und Inga Pinhard (Hg.): Care - Wer sorgt für wen? Opladen [u.a.]: Verlag Barbara Budrich, S. 17–26.

Nunner-Winkler, Gertrud (1986): Ein Plädoyer für einen eingeschränkten Universalismus. In: Wolfgang Edelstein und Gertrud Nunner-Winkler (Hg.): Zur Bestimmung der Moral. Philosophische und sozialwissenschaftliche Beiträge zur Moralforschung. 1. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 126–144.

Nunner-Winkler, Gertrud (1989): Gibt es eine weibliche Moral? In: Max Haller, Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny und Wolfgang Zapf (Hg.): Kultur und Gesellschaft. Verhandlungen des 24. Deutschen Soziologentags, des 11. Österreichischen Soziologentags und des 8. Kongress der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Zürich 1988. Frankfurt a.M., New York: Campus, S. 165–178.

Nunner-Winkler, Gertrud (1994): Eine weibliche Moral? Differenz als Ressource im Verteilungskampf. In: *Zeitschrift für Soziologie* 23 (6), S. 25. DOI: 10.1515/zfsoz-1994-0601.

Nunner-Winkler, Gertrud (2010): Weibliche Moral: Geschlechterdifferenzen im Moralverständnis? In: Ruth Becker (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 81–87.

Österle, August (2014): Care-Arrangements zwischen privater und öffentlicher Verantwortung. Ein europäischer Vergleich. In: Brigitte Aulenbacher und Maria Dammayr (Hg.): Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft. 1. Aufl. Weinheim: Beltz Juventa, S. 92–102.

Ostner, Ilona (2011): Care – eine Schlüsselkategorie sozialwissenschaftlicher Forschung? In: Adalbert Evers, Rolf G. Heinze und Thomas Olk (Hg.): Handbuch Soziale Dienste. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 461–481.

Ott, Konrad (2009): Leitlinien einer starken Nachhaltigkeit. Ein Vorschlag zur Einbettung des Drei-Säulen-Modells. In: *GAIA* 18 (1), S. 25–28.

Peukert, Almut (2015): Aushandlungen von Paaren zur Elternzeit. Arbeitsteilung unter neuen Vorzeichen? Wiesbaden: Springer VS.

Pöge, Kathleen (2019): Paare in Widerspruchsverhältnissen. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden (71), zuletzt geprüft am 30.10.2018.

Polanyi, Karl: The great transformation.

Pratesi, Alessandro (2006): Doing Care, Doing Difference: Towards a multidimensional Analysis of Informal Care. Conference Paper. American Sociological Association. Montreal, 2006.

Pratesi, Alessandro (2018): Doing Care, Doing Citizenship. Towards a Micro-Situated and Emotion-Based Model of Social Inclusion. Cham: Palgrave Macmillan; Springer International Publishing.

Preglau, Max (2009): Öffentlichkeit versus Privatheit: Grenzziehungen und -verschiebungen in geschlechterkritischer Beleuchtung. In: Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer (Hg.): Soziale Verortung der Geschlechter. 4. Aufl. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 146–166.

Przyborski, Aglaja; Riegler, Julia (2010): Gruppendiskussion und Fokusgruppe. In: Günter Mey und Katja Mruck (Hg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 436–448.

Przyborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika (2010): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. 3. Aufl. München: Oldenbourg.

Quadflieg, Dirk (2013): Über den strukturellen Zusammenhang von Gabe und Ökonomie. Kritische Anmerkungen zu Frank Hillebrandts Praktiken des Tauschens. In: Hans-Georg Soeffner (Hg.): Transnationale Vergesellschaftungen Verhandlungen des 35. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Frankfurt am Main 2010. Wiesbaden: Springer VS, S. 1021–1032.

Riegraf, Birgit (2014a): Care, Geschlecht, Gerechtigkeit. Von der Chancengleichheit und Verteilungsgerechtigkeit zur Entdeckung der Leistungsgerechtigkeit. In: Brigitte Aulenbacher und Maria Dammayr (Hg.): Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft. 1. Aufl. Weinheim: Beltz Juventa, S. 160–170.

Riegraf, Birgit (2014b): New Public Management, die Ökonomisierung des Sozialen und (Geschlechter)Gerechtigkeit. Entwicklungen in der Fürsorge im internationalen Vergleich. In: Erna Appelt, Brigitte Aulenbacher und Angelika Wetterer (Hg.): Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen. 2. Aufl. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 127–143.

Ritzi, Claudia; Kaufmann, Vanessa (2014): Vom „menschlichen Grundbedürfnis“ zum „Humanvermögen“. Ökonomisierungsprozesse in der deutschen Familienpolitik. In: Gary S. Schaal, Matthias Lemke und Claudia Ritzi (Hg.): Die Ökonomisierung der Politik in Deutschland. Eine vergleichende Politikfeldanalyse. Wiesbaden: Springer VS, S. 97–129.

Rosa, Hartmut (2016): Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung. 6. Aufl. Berlin: Suhrkamp.

Rosenberger, Michael (2014): Der Sorge eine Zukunft geben. Ethik und Gerechtigkeit von Care in Krisenzeiten. In: Brigitte Aulenbacher und Maria Dammayr (Hg.): Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft. 1. Aufl. Weinheim: Beltz Juventa, S. 77–89.

Sahlins, Marshall D. (1972): Stone Age Economics. 1. Aufl. Chicago, New York: Aldine.

Sahlins, Marshall D. (1999): Zur Soziologie des primitiven Tauschs. In: *Berlin J Soziol* 9 (2), S. 149–178.

Sainsbury, Diane (Hg.) (1994): Gendering welfare states. 1. Aufl. London [u.a.]: Sage.

Saraceno, Chiara (2008): „Care“ leisten und „Care“ erhalten zwischen Individualisierung und Refamilialisierung. In: *BJfS* 18 (2), S. 244–256. DOI: 10.1007/s11609-008-0017-4.

Sartor, Stephanie (2017): Gaffer filmt sterbenden Motorradfahrer: Warum tut man so etwas? Augsburger Allgemeine. Online verfügbar unter <http://www.augsburger-allgemeine.de/bayern/Gaffer-filmt-sterbenden-Motorradfahrer-Warum-tut-man-so-etwas-id42918691.html>, zuletzt geprüft am 10.10.2017.

Scherr, Albert (2003): Konturen einer genuin soziologischen Jugendforschung. In: Jürgen Mansel, Hartmut M. Griesse und Albert Scherr (Hg.): Theoriedefizite der Jugendforschung. Standortbestimmung und Perspektiven. Weinheim, München: Juventa-Verl., S. 49–66.

Scherr, Albert (2014): Jugend als soziale Kategorie. Oder: Warum Jugend keine Gruppe und auch kein soziales Problem ist. In: Axel Groenemeyer und Dagmar Hoffmann (Hg.): Jugend als soziales Problem - soziale Probleme der Jugend? Diagnosen, Diskurse und Herausforderungen. Weinheim [u.a.]: Beltz Juventa, S. 29–49.

Schmidt, Katja (2017): Who Cares? Strukturelle Ungleichheiten in den Arbeits- und Berufsbedingungen der Pflege – Empirische Ergebnisse zu den Deutungs- und Bewältigungsmustern von Pflegekräften. In: *Femina Politica* (2).

Schmitt, Sabrina; Mutz, Gerd; Erbe, Birgit (2018): Care economies — feminist contributions and debates in economic theory. In: *Österreich Z Soziol* 43 (1), S. 7–18. DOI: 10.1007/s11614-018-0282-1.

Schnabl, Christa (2005): Gerecht sorgen. Grundlagen einer sozialetischen Theorie der Fürsorge. Freiburg, Schweiz: Acad. Press Fribourg.

Schuchter, Patrick (2016): Sich einen Begriff vom Leiden Anderer machen. Eine praktische Philosophie der Sorge. Bielefeld: transcript.

Seiser, Gertraud; Thalhammer, Martin (2017): Von der Produktion zum Austausch: Begriffe und Konzepte der Ökonomischen Anthropologie begreifen. In: Gertraud Seiser (Hg.): Ökonomische Anthropologie. Einführung und Fallbeispiele. Wien: Facultas, S. 56–85.

Senghaas-Knobloch, Eva (2008): Care-Arbeit und das Ethos fürsorglicher Praxis unter neuen Marktbedingungen am Beispiel der Pflegepraxis. In: *BJfS* 18 (2), S. 221–243. DOI: 10.1007/s11609-008-0016-5.

Simmel, Georg (2016): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. 8. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Simmel, Georg: Gesamtausgabe, 11).

SINUS-Institut (2016): Generation What? Abschlussbericht Deutschland. Hg. v. Bayerischer Rundfunk, SWR, ZDF. Online verfügbar unter <http://www.br.de/presse/inhalt/pressedossiers/generation-what/generation-what-endergebnisse-102.html>, zuletzt geprüft am 13.02.2017.

Statistisches Bundesamt (2017): Pflegestatistik 2015. Pflege im Rahmen der Pflegeversicherung - Deutschlandergebnisse. Hg. v. Statistisches Bundesamt. Wiesbaden.

- Stegbauer, Christian (2011): Reziprozität. Einführung in soziale Formen der Gegenseitigkeit. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Stiegler, Michael; Schönwälder-Kunze, Tatjana (2017): Wie subsidiär ist (der) ‚Care‘(-Diskurs)? In: *Femina Politica* 26 (2), S. 19–33. DOI: 10.3224/feminapolitica.v26i2.02.
- Strauss, Anselm L.; Corbin, Juliet M. (1996): Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz.
- Strübing, Jörg (2013): Qualitative Sozialforschung. Eine komprimierte Einführung für Studierende. 1. Aufl. München: Oldenbourg.
- Strübing, Jörg (2014): Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung eines pragmatistischen Forschungsstils. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- tagesschau.de (2018): Gesundheitsminister Spahn: Mehr Pflegekräfte aus dem Ausland. tagesschau.de. Online verfügbar unter <https://www.tagesschau.de/wirtschaft/spahn-pflege-101.html>, zuletzt aktualisiert am 31.03.2018, zuletzt geprüft am 24.10.2018.
- Thiessen, Barbara (2015): Soziale Arbeit und die Care-Krise. Neue Aufgabenfelder zur Initiierung von Caring Communities. In: *Sozial Extra* 39 (1), S. 36–39. DOI: 10.1007/s12054-015-0002-z.
- Thiessen, Barbara; Villa, Paula-Irene (2016): Niemand kümmert sich. SozBlog - Blog der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Online verfügbar unter <http://blog.soziologie.de/2016/01/niemand-kuemmert-sich/>, zuletzt geprüft am 18.10.2018.
- Thomas, Peter Martin (2016): Wie ticken Jugendliche? Die Forschung des SINUS-Instituts zu jugendlichen Lebenswelten. In: Marcus Syring, Thorsten Bohl und Rainer Treptow (Hg.): YOLO - Jugendliche und ihre Lebenswelten verstehen. Zugänge für die pädagogische Praxis. Weinheim [u.a.]: Beltz, S. 27–39.
- Toppe, Sabine (2010): Care-Ethik und Bildung. Eine neue "Ordnung der Sorge" im Rahmen der Ganztagesbildung? In: Vera Moser und Inga Pinhard (Hg.): Care - Wer sorgt für wen? Opladen [u.a.]: Verlag Barbara Budrich, S. 69–86.
- Trenkwalder-Egger, Andrea (2016): Sharing & Caring. Das Phänomen der Gabe in der Sozialen Arbeit. Opladen, Berlin, Toronto: Budrich UniPress Ltd.

- Tronto, Joan C. (1993): *Moral boundaries. A political argument for an ethic of care.* New York: Routledge.
- Tronto, Joan C. (2000): Demokratie als fürsorgliche Praxis. In: *Feministische Studien extra: Fürsorge - Anerkennung - Arbeit* 18, S. 25–42.
- Tronto, Joan C. (2014): The Ethics of Care, Democracy and Social Inequalities. An Interview. In: Brigitte Aulenbacher, Birgit Riegraf und Hildegard Theobald (Hg.): *Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime.* 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos (Soziale Welt: Sonderband, 20), S. 41–47.
- Tronto, Joan C. (2015): Democratic caring and global care responsibilities. In: Marian Barnes, Tula Brannelly, Lizzie Ward und Nicki Ward (Hg.): *Ethics of care critical advances in international perspective.* 1. Aufl. Bristol: Policy Press, S. 21–30.
- Tronto, Joan C. (2017): There is an alternative. Homines curans and the limits of neoliberalism. In: *International Journal of Care and Caring* 1 (1), S. 27–43. DOI: 10.1332/239788217X14866281687583.
- Ullrich, Carsten G. (1999): Deutungsmusteranalyse und diskursives Interview. In: *Zeitschrift für Soziologie* 28 (6), S. 429–447.
- Unger, Hella von (2016): Reflexivity Beyond Regulations. Teaching Research Ethics and Qualitative Methods in Germany. In: *Qualitative Inquiry* 22 (2), S. 87–98. DOI: 10.1177/1077800415620220.
- Ungerson, Clare (1987): *Policy is personal. Sex, gender and informal care.* London: Tavistock.
- Vester, Michael; Oertzen, Peter von; Geiling, Heiko; Hermann, Thomas; Müller, Dagmar (2001): *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel.* 1. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft).
- Villa, Paula-Irene; Thiessen, Barbara (Hg.) (2009): *Mütter - Väter: Diskurse, Medien, Praxen.* Münster: Verl. Westfälisches Dampfboot (24).
- Waerness, Kari (1984): The Rationality of Caring. In: *Economic and Industrial Democracy* (5), S. 185–211.
- Waerness, Kari (2000): Fürsorgerationalität. In: *Feministische Studien extra: Fürsorge - Anerkennung - Arbeit* 18, S. 54–66.

Wetterer, Angelika (2003): Rhetorische Modernisierung. Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In: Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer (Hg.): Achsen der Differenz. 1. Aufl. Münster: Verl. Westfälisches Dampfboot, S. 286–319.

Wetterer, Angelika (2006): Ordentlich in Unordnung? In: ÖZS 31 (4), S. 5–22. DOI: 10.1007/s11614-006-0076-8.

Wetterer, Angelika (2014): Das erfolgreiche Scheitern feministischer Kritik. Rhetorische Modernisierung, symbolische Gewalt und die Reproduktion männlicher Herrschaft. In: Erna Appelt, Brigitte Aulenbacher und Angelika Wetterer (Hg.): Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen. 2. Aufl. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 246–266.

Wimbauer, Christine (2005): Liebe, Arbeit, Anerkennung: Intersubjektive Anerkennung in Dual Career Couples. In: Heike Solga und Christine Wimbauer (Hg.): "Wenn zwei das Gleiche tun ...". Ideal und Realität sozialer (Un-)Gleichheit in Dual Career Couples. Opladen: Barbara Budrich, S. 187–212.

Wimbauer, Christine (2014): "Liebe", Care Work und Erwerbsarbeit. Ungleiche Anerkennung im Sozialstaat und in Doppelkarriere-Paaren. In: Karin Jurczyk, Andreas Lange und Barbara Thiessen (Hg.): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. 1. Aufl. Weinheim: Juventa, S. 238–251.

Winker, Gabriele (2015): Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft. Bielefeld: transcript-Verl.

Wippermann, Carsten; Calmbach., Marc (2007): Wie ticken Jugendliche? Sinus-Milieustudie U27. Düsseldorf: Verlag Haus Altenberg.

Yeandle, Sue; Chou, Yueh-Ching; Fine, Michael; Larkin, Mary; Milne, Alisoun (2017): Care and caring. Interdisciplinary perspectives on a societal issue of global significance. In: *International Journal of Care and Caring* 1 (1), S. 3–25. DOI: 10.1332/239788217X14866278171183.